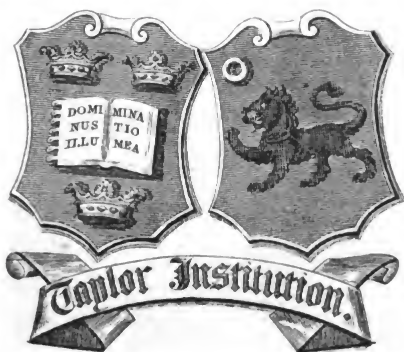
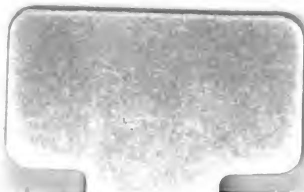



DOMI MINA
NUS TIO
ILLU MEA
Taylor Institution.



Memorabilien

von

Karl Immermann.

12 kr.

Bei Hoffmann und Campe ist erschienen.

Immermann, K., Kaiser Friedrich II. Trauersp. 8.	1 ℔	— gGr.
— — d. Trauerspiel in Tyrol. Dram. Gedicht. 8.	— »	20 »
— — d. Verkleidungen. Lustspiel. 8.	— »	20 »
— — Tulifäntchen. Heldengedicht. 8.	— »	20 »
— — d. im Irrgarten d. Metrik umhertaumelnde Cavalier	— »	6 »

Börne, L., gesammelte Schriften. 8 Thle. 8.	2 »	— »
Buchner, K., F. Stapß	— »	12 »
Bürger, Isidor, Helgoland. Gedichte. 2te Aufl. 12.	— »	8 »
Clemens, F., der Excentrische. 8.	1 »	— »
— — das entschleierte Bild zu Sais	1 »	8 »
Gathy, A., Cavalcade, die Kunstreiterin. 8.	1 »	— »
— — der Völker-Frühling und seine Verkünder. 8.	— »	9 »
Heine, H., Buch der Lieder. 3te Aufl. 8.	1 »	12 »
— — Reisebilder. 4 Bde. 2te Aufl.	7 »	— »
— — über den Adel. 8.	— »	20 »
— — französische Zustände. 8.	2 »	— »
— — romantische Schule. 8.	2 »	— »
— — Salon. 4 Bde. 8.	6 »	16 »
— — über Ludwig Börne. 8.	2 »	— »
— — über d. Denunzianten. 8.	— »	6 »
Maltitz, G. A. von, Pfefferkörner im Geschmacke der Zeit. Ernster und satyrischer Gattung. 4 Hefte. 12. à Heft	— »	16 »
— — der alte Student. 8.	— »	12 »
— — das Pasquill, Schauspiel. 8.	— »	20 »
— — Olivier Cromwell, Schauspiel. 8.	1 »	— »
Polenlieder. Ein Todtenopfer. 8.	— »	6 »
Raupach, E., dram. Werke kom. Gattung. 4 Bde. 8.	7 »	— »
— — — ernst. Gattg. 15 Bde. 8.	18 »	12 »
Slomann, Eliza, Dichtungen. 8. 1836.	1 »	— »
Sang, der, des fremden Sängers. Eine Phantasie. 2te Aufl. 8.	— »	6 »
Spaziergänge eines Wiener Poeten. 2te Aufl. 8.	— »	20 »
Wienbarg, L., ästhetische Feldzüge. 8.	1 »	16 »
— — Holland in d. Jahren 1831 u. 32. 2 Thle. 8.	2 »	16 »
— — Wanderungen d. d. Thierkreis	1 »	12 »
— — Mein Tagebuch von Helgoland	1 »	12 »
— — Vorträge über altd. Literatur	— »	20 »
— — Beiträge zur neuesten Literatur	— »	20 »
— — über die plattdeutsche Sprache	— »	6 »

Memorabilien

von

Karl Immermann.

Erster Theil.

Frei will ich seyn im Denken und im Dichten.
Im Handeln schränkt genug die Welt mich ein.
Goethe.

Hamburg.
Bei Hoffmann und Campe.
1840.

Druck von H. G. Voigt.

Karl Immermann's

Schriften.



Zwölfter Band.

Memorabilien. Erster Theil.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.

1840.

Studien enthält das Buch, von welchem hier der erste Theil erscheint, Studien in einer Doctrin, in der Niemand über den Schüler hinauskommt. Diese Doctrin ist das Leben. Wie das Leben mich an einzelnen Puncten berührte; besonders wie Kunst und Wissenschaft sich mir in das Leben verschlangen, wollte ich erzählen.

Die Gegenwart will Stoffes aller Art habhaft werden; gleich dem Araber sitzt sie bei Sternenschein unter'm Zelte und begehrt Erzählung auf Erzählung. Möchte denn in der Tausend und einen Nacht der „Bezüge, Zustände und Erinnerungen" auch meinem Geschichts- und Sittenmährchen hier und da Jemand zuhorchen!

Ich stelle zuerst das Genrebild einer früheren stürmischen Generation aus, welche nur noch in sehr gemilderten Ueberbleibseln vorhanden ist. Anreihen werden sich „Düsseldorfer Anfänge"; „Dramaturgische Erinnerungen" und vielleicht einige Reisegeschichten.

Ich weiß nicht, was ich von dem Interesse dieser Mittheilungen voraussagen soll. Eins aber kann ich versichern: Daß mich dabei der Trieb nach Wahrheit geleitet hat und stets leiten wird. Der Mangel an Wahrhaftigkeit ist der böse Schaden eines großen Theils des heutigen Schriftenthums. An Talent fehlt es durchaus nicht, an Wahrhaftigkeit Vielen. Und dadurch ist der Stand weit tiefer gesunken, als durch den Umstand, daß kein deutscher Fürst jetzt die Schriftsteller beschützt, kein Mächtiger sie fördert. Alle Protection neigt sich ihrem Ende zu, und Jegliches, was da ist oder sich vorbereitet, wird sich auf das Volk verlassen müssen, natürlich auf das Volk im besten und höchsten Sinne. Dieses Volk will keine Schmeicheleien, es will keine Sophisten- und Sycophantenkünste; es achtet nur die Schriftsteller, welche ihm Zeugen der Wahrheit sind; ernste, einfache, unbestochene Zeugen. —

Inhalt.

Die Jugend vor fünfundzwanzig Jahren.

Erster Abschnitt.

Die Jugend

vor fünfundzwanzig Jahren.

Erster Abschnitt.

Avisbrief.

Die Jugend vor fünfundzwanzig Jahren! — Was heißt das? das soll die Jugend heißen und bedeuten, welche am vierzehnten October 1806 mindestens zehn Jahre und höchstens sechszehn Jahre alt war, welche also am dritten Februar 1813 die siebenzehnjährigen bis zu den dreiundzwanzigjährigen Menschen des Volks ausmachte. Man sieht aus der Nennung jener Tage, daß hier die Jugend von Norddeutschland gemeint ist. Denn am ersten wurde Norddeutschland umgeworfen und, so weit es den Fremden möglich war, in seinem Daseyn zerstört, am zweiten aber begann der Wiederaufbau durch die Gesammtkraft der Nation in die Sichtbarkeit zu treten. Ich will unternehmen zu schildern, wie und auf welche Weise die norddeutsche Jugend von den beiden Tagen, von dem was zwischen ihnen lag, und von dem, was dem letzten unmittelbar folgte, berührt worden ist, welche Gestalt des Geistes

und des Herzens ihr dadurch zukam, und in welchen Folgen sich diese Gestalt abdrucken mußte. Die Altersgrenzen habe ich darum so gefaßt, weil sie mir die natürlichen Scheiden zu seyn scheinen, von welchen ab und bis zu welchen hin der Mensch seine bestimmenden Eindrücke empfängt. Denn mit dem zehnten Jahre etwa pflegt das Bewußtseyn zu erwachen, und in den ersten Zwanzigen hat es sich am Vaterhause, an der Schule, an der Universität und an den frühesten Berufsanfängen dergestalt entwickelt, daß die geistige Physiognomie zwar nachmals noch manchen Ausdruck empfangen kann, eigentlich sich zu verändern aber nicht mehr im Stande ist. Die Züge stehen fest und nur die Objecte wechseln noch, über welche sie später lächeln, zürnen, oder ein stilles Nachdenken zeigen.

Was die jüngeren Kinder durch jene beiden Tage und durch das, was ihnen anhing, erfuhren, gab ihnen also wenigstens nicht den vollen Kernschuß der Eindrücke; und ein Gleiches läßt sich von den älteren Leuten der Periode behaupten. Bei den Einen wie bei den Anderen traf ihr Strahl entweder auf einen zur Empfängniß noch nicht vorbereiteten Punct, oder er fand schon

einen Widerstand in Ausbildung und Charakter vor, welcher die unbedingte Einwirkung des ganzen Zeitraums mannigfach spaltete und brach.

Daß aber der vierzehnte October und der dritte Februar zusammengehören, wird der Geschichte wohl unverboten bleiben zu sagen, wenn auch Einige die Erinnerung an den ersten Tag unbequem finden. Diese verrathen dadurch, daß sie von dem letzten ebenfalls nichts wissen oder nichts mehr wissen wollen. Denn eine glorreiche Erhebung fand nur Statt, weil eine schmähliche Niederlage vorangegangen war. Die also von der Niederlage zu hören tauben Ohres sind, legen Zeugniß ab, daß ihnen die Erhebung vorübergegangen ist wie etwa ein Sturm, vor dem sich der für seine Gesundheit besorgte Mann unter einem Wetterdache birgt. Am consequentesten unter diesen verfahren denn auch diejenigen, welche die Jahre 1813, 1814, 1815 geradezu für schädliche Wetterereignisse ausgeben.

Für Solche werden die nachfolgenden Blätter nicht beschrieben. Da wir nur durch jene Jahre als Deutsche vorhanden sind, so zeigen sie, daß sie an diesem Zustande nicht Theil haben wollen,

sondern entweder überhaupt nur als sogenannte Weltbürger da seyn, oder sich bei andern Völkern naturalisirt haben wollen. Von diesen nenne ich, nicht in gehässiger Absicht, sondern beispielsweise: Franzosen, Engländer, Russen; denn alle drei Völker sind wirkliche Volksindividualitäten. Ob die Wahlvölker nun solchen Uebergängern das Naturalisationspatent auszufertigen geneigt seyn möchten, ist eine Frage, auf welche nur die Ironie die verneinende Antwort in Zweifel stellen würde. Sonach wären die Gemeinten lediglich an das Weltbürgerthum verwiesen, über welches die öffentliche Ueberzeugung sich dahin geeiniget hat, es für eine Negation d. h. für ein reines Nichts zu erklären.

Meine Darstellung wendet sich also an Deutsche und denen will sie etwas erzählen oder in das Gedächtniß zurückrufen. Unter den Deutschen sind nicht etwa verschollene oder neu zu erweckende Altdeutsche verstanden, welche vielmehr auch schon der Geschichte und nicht mehr der Gegenwart, noch viel weniger aber der Zukunft angehören. Es hieße das recht eigentlich den Todten predigen

wollen. Vielmehr verstehe ich unter Deutschen diejenigen, die von den Schauern der Weltgeschichte zwischen den sechs Strömen erschüttert, diese Schauer fromm nachfühlen und das Gebot der Weltgeschichte auszuführen sich bestreben, ohne dazu Abzeichen an Kappe und Kleid, oder Stichworte in Rede und Schrift nöthig zu haben.

Daß für diese eine Darstellung, wie ich sie vorhabe, von Interesse seyn werde, sollte ich meinen, wofern sie mir nämlich gelingt, wie ich wünsche. Denn der Gegenstand ist von der Art, daß er in Deutschland früher nie vorgekommen war und allem Vermuthen nach kaum wieder vorkommen kann. Eine Napoleonische Ueberziehung war unerhört und kann sich nicht wiederholen, sollte auch in späteren Zeiten ein neuer Eroberer auf eine neue Schwäche treffen, weil dann doch Held und Ueberwundene in andern Farben spielen werden. Nun brachte jene Tyrannis auch eine nie gesehene Wirkung hervor. Unsere Jugend ging vor der Eroberung ihren mäßigen Lebens- und Bildungsschritt. Die Weltereignisse traten nicht an sie hinan; die Stille des Hauses umgab ihre ersten Entfaltungen, zugeschnitten war

der Unterricht und dieser überlieferte sie nach gelindem Schäumen und Brausen in den academischen Jahren einem geordneten Berufe, in dem sie nun das wurden, was sie vorher verachtet hatten, nämlich Philister. Zwischen der Gewalt des öffentlichen Lebens und ihr war bis dahin eine unübersteigliche Kluft befestigt gewesen. — Gegenwärtig lebt zwar die Jugend seit dem Erwachen ihrer Aufmerksamkeit mehr in den Weltbegebenheiten, weil diese alle Vorstellungen und Verhältnisse zu durchdringen angefangen haben, allein sie empfängt dieselben doch nur in einer Rückspiegelung und gestaltet sie sich in einer oft sehr vorschnellen Reflexion, so daß zwischen ihr und dem Oeffentlich-Wirklichen abermals ein breiter Strom fließen bleibt, nämlich der Strom ruhiger Friedenstage. — Ganz im Gegentheil zu beiden Zuständen sah die Jugend, welche beschrieben werden soll, ihrer ersten Blüthe die furchtbarsten Erschütterungen in materiellster Aufdringlichkeit annahen und wenige Jahre später hörte sie sich berufen zu dem Eingreifen in das öffentliche Leben, über welches hinaus es kein tieferes giebt, nämlich die Waffen zu nehmen, um Thron

und Vaterland retten zu helfen. Die Jugend vor der Eroberung war daher politisch null, die gegenwärtige Jugend ist im glücklichsten Falle (wenn nämlich keine phantastischen Verirrungen sie hinreißen) politisch-contemplativ; die Jugend vor fünfundzwanzig Jahren war politisch leidend und handelnd. Gewiß ein Phänomen, welches, nur einmal so vorgekommen und von den weitest greifenden Folgen gewesen, ernste Betrachtung verdient. Und was zu letzterer noch mehr auffordert, ist: die Jugend litt damals als Jugend, handelte als Jugend. Jugendstimmungen wurden angerührt und jugendliche Motive in Bewegung gesetzt.

Aber, wird man sagen, dergleichen Betrachtungen sind schon zum Uebermaaß angestellt; bis zum Ekel ist von jener Zeit und von dem Antheile der Jugend an ihr geredet und geschrieben worden. Ich gestehe zu, daß der Gegenstand kein Modegegenstand mehr ist und Manchem als sehr altfränkisch erscheinen mag. Aber die Mode bringt in solchen Dingen wenig mehr hervor, als die Debatte der Partheien. Und so verhielt es sich auch hier. Wir haben zwar viel gehört und gelesen einestheils: Von frischer, freier, frommer, fröhlicher Jugend,

vom Eichenwalde teutscher Jugend, von der Jugend Tugend und Zucht, von den Gebeinen der Jünglinge, die auf den Feldern von Groß-Goerschen modern; anderntheils: Von überspannten jungen Menschen, von Demagogen und Hochverräthern — ich erinnere mich aber keiner Darstellung, welche, wenigstens mit einiger Mühe und Sorgfalt hinabgestiegen wäre in die Oeconomie des jugendlichen Geistes und Gemüthes jener Zeit, und nachgewiesen hätte, was darin durch die Hand des Elendes und der Befreiung entwickelt oder zerrüttet, zurechtgerückt oder verschoben worden ist. Entweder helles Licht oder finsterer Schatten! Ein Gemälde, worin beides harmonisch vermittelt wäre, worin die Farben an ihrem Orte ständen, kenne ich nicht. Und doch geschah an jener merkwürdigen Schicht der bürgerlichen Gemeinschaft, welche so viele der jetzigen Vierziger geliefert hat, also einen bedeutenden Beitrag zu dem eigentlichen Ernste und Grunde und Boden der Gesellschaft, das Eine wie das Andere: Aufbau und Zerstörung.

Auch ich vermesse mich nicht, eine vollständige Geschichte jener geistigen Erschütterung in offenen

Seelen geben zu können. Dazu habe ich zu wenig selbst erfahren, und Vieles weiß ich nur von Hörensagen oder durch Combination. Aber einige Materialien bin ich zu liefern im Stande, und warum sollte ich mit denen zurückhalten? Früh entwickelte sich bei mir ein aufmerkender Sinn und eine Neugier, welcher das unscheinbarste Detail der Dinge nie zu geringfügig war. Diese Kraft der Beobachtung, welche man Kälte genannt hat, ergriff einige sonderbare und gewaltige Ereignisse, welche meinem jungen Auge nahe traten, durchdrang sie und folgerte aus ihnen sich Nahes und Verwandtes zusammen, bis mir ein Bild entstand, was meinem Triebe nach Wahrheit genügte. Oft gab ich etwas wieder auf, aber nie für immer das, was meine Seele einmal wahrhaft berührt hatte, sondern nach Zwischenräumen des Vergessens sprang es von Neuem hervor, meistentheils in gewandelter Umgebung, unter dem Strahle eines anderen Lichtes. Wahrhaft glücklich habe ich mich immer nur gefühlt in der Betrachtung, zu der ich mit dem Vorahnen eines ewigen und göttlichen Zusammenhangs kam, weshalb ich sie auch um so schärfer und scheinbar

chemischer anstellen dürfte. Ich wußte ja, daß diese Scheidekünste mir das Wirkliche nur klar machen, nicht aber es auflösen würden.

Einer solchen betrachtenden Stimmung ist das Explodiren täglicher Vorsätze und Entschließungen, wie es zum Theil das charakteristische Zeichen jener Zeit war, weniger gemäß; ich habe nicht mit geturnt und nach dem Freiheitskriege keine überschwänglichen Reden gehalten, aber ich fühlte als Knabe die Noth der Alten und lernte von dem Kriege wenigstens so viel kennen, um den Geist des Krieges im Ganzen errathen zu dürfen. Man muß vielleicht nicht zu tief in den Dingen gesteckt haben, um die Dinge nachmals sanft und gerecht beurtheilen zu können.

Ist es aber nicht vielleicht noch zu früh zu irgend einer Geschichtschreibung? Hat sich der Gewinn schon abgeklärt? Steht es schon fest, in welche Bahn Deutschland durch den Enthusiasmus der Kriegesjahre gekommen ist? — Ich will angeben, was mich zu der Hoffnung bewegte, daß wenigstens der Anfang gemacht werden könne, in einem anderen, als im Partheisinne über jene Pe-

riode zu reden. Wir feierten im vorigen Jahre das Fest der Erinnerung an den Aufruf; ich war bei dem Kölnischen und habe diesen Tag, als man es so von mir haben wollte, beschrieben. Ueberall in den einigermaßen bedeutenden Städten Norddeutschlands fanden, wie das Datum für jedes Land gekommen war, Feste statt. Hätte das Volk sich noch in den Moment, der gefeiert wurde, mit seinen Empfindungen verwickelt und betrachtet, so wären die Städte die Festgeberinnen gewesen. Nicht die Freiwilligen unter sich wären in den geschmückten Sälen zusammengekommen, sondern das Volk hätte den Freiwilligen die Feste gegeben.

Allein dem war nicht so. Nur an äußerst wenigen Orten fand eine Verbreitung und Erweiterung des Festes durch das Gemeingefühl der übrigen Menschen Statt. Hamburg ist hier beispielsweise zu nennen und unter den kleineren Städten später Dortmund in Westphalen. Regel blieb jene Absonderung der Feier, die sie zu einer Art von größerem Familienfeste machte, welches das Volk als durchaus wohlwollender aber unthätiger Zuschauer umstand. Irgendwo soll selbst das

jüngere Geschlecht, aufgefordert zur Theilnahme, diese abgelehnt haben.

Da die Sachen sich so verhielten, so leuchtete ein, daß dem Volke das, wovon es sich handelte, ein Abgethanes geworden war, und daß es mit keinem Affecte mehr an demselben, als an einem fortzeugenden, Theil nahm. Gerade in einem solchen Momente aber soll die Betrachtung eines Ereignisses anheben. Die Gesammtheit lebt in den Folgen fort, ohne sich um die Ursache in Liebe oder Haß zu bekümmern; wenigstens insofern man beiden Empfindungen eine gewisse Energie beimessen will. Nun legt aber jedes Factum der modernen Geschichte zwei Stadien zurück, das mythische und das historische, worauf es in das dritte, in das der Geschichtsforschung eintritt. Das mythische wird durchmessen, wenn das Ereigniß selbst erst noch zur vollen Evidenz gebracht werden soll. Da arbeiten alle Kräfte, die liebevollen wie die feindseligen; an Götter, Helden und Teufel knüpfen die Menschen ihre Vorstellungen, und selbst das Wunder wird nicht verschmäht, wenn es geeignet scheint, hinzureißen oder zu schrecken. Ist das Ereigniß geboren

und fangen die neuen Lebensformationen, die von ihm entsprangen, an, Bildung und Gestalt zu bekommen, dann wendet sich alle Kraft der Menschen auf diese und vernachlässigt, treu dem Gesetze, daß alle gesunde Thätigkeit sich nur in einer Richtung entladet, den Ursprung. Nun aber, und so lange jene Lebensformationen noch unvermischt aus der Quelle ihre Nahrung empfangen, ist der Zeitpunct gekommen, wo die Geschichte ihr Werk beginnen darf über den Ursprung, nämlich auszusagen, wie dieser Ursprung war und was zu demselben gehörte. Noch ist die Erinnerung frisch, der Löwe, der durch die Welt ging, ist zwar dem Auge verschwunden, aber in jedem Körnlein des gelockerten Bodens, welcher seine Spur empfing, in jedem gebeugten oder zerknickten Gräslein ist doch der Abdruck noch scharf und vollkommen; die Erfolge reden noch ein unverworrenes Zeugniß. Aber nicht lange, so verschlingt sich das Leben wieder tausendfältig, andere Löwen laufen über die alten Spuren, und man weiß nun nicht mehr, welches die neue Fährte ist und welches die alte, die Erfolge metamorphosiren sich, oder was schlimmer, sie verstümmeln einander

gegenseitig. Da ist es mit der eigentlichen Geschichte vorbei und das Stadium der Geschichtsforschung ward betreten. In diesem werden die sogenannten verschiedenen Standpunkte genommen, von deren Einem z. B. Philipp der zweite als ein blutdürstiger Tyrann, Elisabeth als eine neidische Coquette, von deren Anderem dieselben als gerechte Regenten erscheinen; oder es trifft sich auch wohl, daß die ganze historische Arbeit nur Kritik, Urkunden und Zeugensichtung wird. — Möchte, um bei einem vaterländischen Gegenstande einen vaterländischen Wunsch im Vorübergehen auszusprechen, bald ein eigentliches Werk über Friedrich den Zweiten erscheinen, nämlich ein historisches Kunstwerk, zu welchem sonst vielleicht schon bald die rechte Zeit entschwunden seyn dürfte.

Das Ereigniß, welches 1813 für uns in die Wirklichkeit treten wollte, war, daß die Deutschen, und zwar zuerst die Norddeutschen, eine Nöthigung ausführten, ein Volk zu seyn, nachdem sie lange nur ein Conglomerat von Haushaltern, Gelehrten Dienenden oder Befehlenden gewesen waren. Sie empfanden diese Nöthigung nicht in einem Anfalle von

Verzweiflungskrämpfen, ähnlich denen der Numantiner oder der Karthager nach dem zweiten punischen Kriege. Sondern sie warteten eine über alle Maaßen furchtbare Calamität ab, welche einen nur etwas mittelmäßigeren Feind kaum noch zu besiegen übrig gelassen haben würde und selbst einen so Großen dergestalt gelähmt hatte, daß der ganz unglückliche Ausgang des Kampfes kaum denkbar war. Von dieser Seite hat man die Begebenheiten sogar herabzusetzen gesucht und mir scheinen sie doch deshalb eben erst recht menschlich und ächt in unserem Sinne zu seyn.

Denn an die Thaten der Völker ist ein anderer Maaßstab der Größe zu legen, als an die Handlungen Einzelner. Es mag erhaben seyn von dem Einzelnen, sich mit einem Schiffe in die Luft zu sprengen, des Volkes erste Pflicht aber ist, wenn es zum Leben wieder erwacht, an sein Leben zu glauben, deßhalb also überzeugt zu seyn, daß keine Unterdrückung es austilgen könne, es für sein höchstes, ja für sein einziges Gut zu halten und in diesem Sinne es und sich zu bewahren. Ein Volk, welches diese Pflicht erkennt, wagt sich nicht in den sogenannten Kampf auf

Tod und Leben, sondern weiß, bis der rechte Augenblick kommt, zu dulden. Nur zerrüttete Nationen spielen um ihr Daseyn. Die Folgen belehren. Spanien hat an fanatischem Heldenmuthe Deutschland übertroffen, schwerlich möchte Etwas aus unserer Kriegesgeschichte der Vertheidigung von Saragossa an die Seite zu setzen seyn, und dennoch hat er das Land während eines Vierteljahrhunderts nach erlangten sogenanntem Frieden nicht zur socialen Gestaltung durchbringen können. — Den Polen wird man wohl den Ruhm der Tapferkeit nicht bestreiten können, und dennoch sind sie weit weniger dem Schwerte der Russen, als vielmehr dem Umstande erlegen, daß die alten Sünden des Reichstages von Neuem wieder auftauchten, daß das Volk bei jedem Unfall an gar nichts Anderes zu denken wußte, als an Verrath, und daß sie in neun Monaten zehn Dictatoren, Präsidenten, Oberfeldherren hatten. Wäre es den Polen verliehen gewesen, den Sinn ihres Nationalliedes sich tragisch-leidend innerlich auszubeuten, so würden sie wenigstens ganz anders stehen, als wie sie jetzt zu stehen gekommen sind. Jedes Volk hat seinen Charakter und nach dem lebt es

und stirbt es, deßhalb sollen Keinem schulmeisterliche Rathschläge insbesondere nach einem großen Unglück gegeben werden, nur ist auch der deutsche Sinn nicht herabzusetzen darum, weil er sich in anderer Weise als der anderer Völker zu dem wichtigsten Entschlusse ermannte.

Als dieß geschehen war, fühlten die Deutschen sich in keiner Einheit durch einen großen Herrscher oder einen Feldherrn, gleich dem des Feindes. Sie empfanden, daß ein Zweck des Kampfes die Erhaltung oder Herstellung des germanischen Königthums sey, jedoch als Spitze und Gipfel des Volksdaseyns, und sie wußten, daß sie zuletzt doch nur auf sich als Volk beruhten. Das Volk also regierte in jener Zeit, wie Niebuhr richtig in einem seiner Briefe gesagt hat, die Hingebung des Einzelnen an das Ganze war grenzenlos, die That, welche alle folgenden einleitete, geschah ohne Befehl und auf eigne Verantwortung, ein stilles Gefühl großer gemeinsamer Verschuldung heiligte den Kampf, hielt hier Grausamkeiten gegen die überwundene Parthei im eigenen Busen des Vaterlandes zurück (denn Einzelnes, was dagegen vorfiel, kommt nicht in Betrachtung) brachte

dort den Sinn hervor, daß es weniger darauf ankomme, immer zu siegen, sondern mehr darauf, immer zu seyn, wo der Feind war, um sich mit ihm zu messen. So schienen selbst verlorene Schlachten Ehren, und so konnte, einig mit diesem Sinne und von ihm getragen, Derjenige erstehen, welcher der eigentliche Held jener Tage geworden ist. Der Gewährsmann, den ich nannte, sagt in einem Briefe vom 16ten Juni 1813: „Es ist lange nicht genug zu sagen, daß unsere Armee mit beispiellosem Heldenmuth gefochten hat, sondern um für sie die tiefe Achtung zu empfinden, welche sie verdient, muß man wissen, daß sie nicht allein unbedingt unter die Gewalt fremder Feldherrn, die ihren früheren Ruhm nicht behauptet haben, gegeben war, und also das Opfer ihrer Fehler und Ungeschicklichkeiten ward, sondern daß es ihr selbst an oberer, erfahrener und geschickter Leitung in ihrem eignem Umfange fehlte. Selbst weiter hinunter fehlte es den besten Offizieren bald an Erfahrung bald an kaltem Blute; sie haben ihr Leben verschwendet. Aber mit allem dem hat der verhältnißmäßig kleine Haufen unserer Armee, immer nur theilweise von unseren Verbündeten un-

terstützt (doch ist gerecht zu sagen, daß wo russische Divisionen herankamen, sie immer äußerst gut geschlagen haben, nur nicht mit Begeisterung) gegen eine für uns ganz ungeheure Uebermacht, weil Jeder gefochten hat, als ob Alles auf ihn ankäme, Dinge gethan, die man für unmöglich halten möchte. — Bataillons, denen fast alle Offiziere erschossen oder verwundet waren, haben mit größter Ordnung fortgefochten. Dabei ist die Geduld, die stille Resignation, die Früchte ihrer Thaten ohne Ursache vergehen zu sehen, die Sittlichkeit, die Ordnung der Armee — kein einziges Exempel von Excessen wird erwähnt; kein Soldat hat auf dem Rückzuge maraudirt — so erhebend, daß man vor dieser Armee Ehrfurcht haben muß."

Dieser gerechte und mäßige Krieg, welcher dadurch groß war, daß er keiner eigentlichen Größe eines Einzelnen bedurfte, sondern viele sonst geringe Menschen trieb, an ihrer Stelle groß zu handeln, hat nun folgende Gestalt der Dinge hervorgebracht. Zuförderst läßt sich die Trennung, welche allerdings noch zwischen den deutschen Volksstämmen in manchen Dingen besteht, mit dem früheren Haß,

Hader, Spott und Schimpf nicht vergleichen. Das Gefühl der germanischen Einheit ist ohne Zweifel größer geworden. Es würde z. B., wie ich glaube, keine Freude in Norddeutschland ausbrechen, wenn man dort vernähme, der Feind stehe in München oder in Wien, und so umgekehrt. Die häuslichen Beziehungen, welche die Deutschen über ihre lange Nichtigkeit hinüberlullten, sind in einer großen Umbildung begriffen; vielfach ist ausgesprochen worden, daß auf der Familie der Staat beruhe und man fängt an zu merken, daß dieses Wort auch in die That schon einigermaßen überging. Ganz beschäftigt sich fast Keiner mehr bloß mit sich und seinem Vergnügen, sondern etwas ein Jeder mit dem Oeffentlichen und Allgemeinen. In der herrschenden Leidenschaft, Monumente zu setzen, selbst bis zu Hermann dem Cherusker hinauf, den Bauer und Bürger doch nur durch die Vermittelung der Gelehrten kennen, flammt der Drang des Volkes, mit seiner Geschichte wieder anzuknüpfen. In der nicht minderen Begier, Associationen aller Art zu knüpfen, ist der Lebenstrieb neuer gesellschaftlicher Bildungen thätig. Diese Associationen beschränken sich

nicht auf das einzelne Land, sondern greifen vielfältig über die Grenzen hinüber, werden also ebenfalls zu einem Bindemittel. Die Gelehrten haben aufgehört, oder hören auf, eine vom Leben zurückgezogene Priestercaste zu seyn. Ganz antiquirt ist die Meinung, es könne Jemand im Besitze von Zeichen und Wundern seyn über Dinge, die Allen Noth thun. Das Königthum wollen Alle, die Republik nicht einer. Die Fremden wünscht Niemand in das Land herein, selbst die Hambacher haben sich gegen die Unterstellung eines solchen Wunsches verwahrt. Man will aber die Majestät binnen der Schranken, binnen welcher sie, wie man glaubt, allein Majestät bleibt, und über welche hinaus (so glaubt man) sie eine Art erhabener Klopffechterei wird. Gewaltsam ist einigen Regenten ein veränderter öffentlicher Zustand abgedrungen worden, an anderen Orten hat der Bestehende zu heftigen Reibungen zwischen Fürst und Volk geführt; das Schlimmste aber, was aus solchen Dingen entsprang, war etwa ein Aufruhr, der von einer Revolution auch keine Farbe trug. Das neueste Ereigniß dieser Art bewegt sich bis jetzt ganz auf dem

Boden des Rechts und Geistes. Politische Sympathien haben unter den Deutschen begonnen, zwar noch schwach aber doch regsam. Sie richten sich fast nie auf eine Schilderhebung für die oder die Parthei, sondern wie Recht ist, meistentheils auf einen einzelnen Act, über den man sich freut oder entrüstet. Was endlich den Wehrstand betrifft, so ist dieser populairer geworden, am populairsten im größten norddeutschen Kriegesstaate. Die Eifersucht auf diesen, auf Preußen, und der Haß gegen dasselbe — einige Zeitlang der fressende Krebs deutscher Verhältnisse, da jener Staat nun einmal durch die Geschicke bestimmt ist, nächster Schirmvoigt der einen Hälfte unseres Vaterlandes zu seyn — war eingeschlummert und hatte sich in Nord- und Mitteldeutschland zu Achtung und Wohlwollen umgewandelt, wie meine Erfahrung mich selbst auf einer Reise lehrte, die ich vor drei Jahren durch jene Gegenden machte. Neueste Ereignisse haben hierin etwas geändert, über sie urtheile ich nicht, folgend meinem Grundsatze, von Nichts zu reden, als was mir abgeschlossen zu seyn scheint, und nicht wissend,

ob sie und ihre Folgen zu den Zwischenfälligkeiten oder zu den Katastrophen gehören.

An den materiellen Tendenzen nimmt Deutschland, so weit es vermag, beeiferten Antheil. Von ihnen ist am schwersten zu sprechen. Gewiß wird kein tieferes Gemüth für die Eisenbahnen als solche und den Dampf, wenn er weiter nichts ist, und für die Maschinen, wenn sie nur klappern, den Seckel eines Gewerbsmannes zu füllen, sich erglühet fühlen. Gewiß ist ferner, daß durch jene Tendenzen in vielen Menschen eine gewisse Versandung entstand und eine Trockniß der Seelenkräfte. Gewiß ist aber auf der anderen Seite auch, daß sie hervorgehen nicht aus einer Täuschung, sondern aus einer Wirklichkeit, daß sie außer dem Geleite phantastischer Einbildung im strengsten Gefolge der Wissenschaft einherschreiten, und daß nicht einzelne Projectenmacher zu ihnen anführen, sondern daß die größere Hälfte der Gesammtheit in ihnen mehr oder minder lebt und webt. Sonach sind alle Kennzeichen vorhanden, daß eine der großen und nothwendigen Evolutionen des menschlichen Geistes im Werke sey. An der Natur wird dieses Werk unternommen. Dem

Alterthume war sie ein Göttliches, dem Mittelalter ein Magisches, und der neueren Zeit scheint sie ein Menschliches werden zu sollen. Deshalb gebar sie dem Alterthume die Schönheit, dem Mittelalter die Furcht Gottes und den christlichen Spiritualismus, und der neueren Zeit wird sie gewiß auch ein lebensfähiges, gliedmäßiges Kind gebähren. Dessen Geschlecht und Gaben zu bestimmen, mögen Traumdeuter und Astrologen sich abmühen, und diese können um so dreister reden, da die Frucht vermuthlich noch lange im Schooße der Mutter bleibt und die Wahrsager daher bei eigenen Lebzeiten schwerlich Lügen gestraft werden. Ich für meine Person weiß davon eben so wenig zu sagen, als ich, wenn ich Guttenberg seine hölzernen Tafeln hätte schneiden sehen, im Stande gewesen wäre, vorherzuverkündigen, daß die Presse dereinst den Thron der Bourbonen umstürzen würde, nachdem er durch ein historisches Wunder wieder aufgerichtet worden war. Gut aber ist es, daß auch Deutschland sich in die Strömung, da sie nun einmal in die Zeit sich ergießen sollte, mit seinen Kräften warf.

Dieser ist der Zustand der Dinge. Wie man ihn nennen will, gilt gleich; ich glaube aber nicht, daß man die Züge übertrieben oder in das fälschlich Schöne verzogen schelten kann. Mit Willen habe ich nur die gröbsten Linien entworfen, gleichsam mit Fracturschrift geschrieben, um eben nur das Unzweifelhafte auszusprechen, welches aufhört, sobald die feineren Nuancen beginnen.

Neben jenen Lichtern dunkeln freilich auch tiefe Schatten. Der trübste ist, daß Deutschland noch immer des rechten, vollen Selbstvertrauens entbehrt. — Dreißig Millionen Menschen fürchten! — Das allgemeine Selbstvertrauen fehlt aber, oder ist noch nicht so stark, wie es seyn könnte, weil der Einzelne sich nicht genugsam zu vertrauen weiß. Noch immer, wenn auch schwächer als früher regt sich die alte Wuth, zu dienen, sich wegzuwerfen und ein abgeleitetes Daseyn zu leben, statt eines eigenen. Der Deutsche hat aber recht eigentlich die Bestimmung, sich in seinem innersten Kerne zu begreifen, verstehen zu lernen, wozu ihn Gott und die Natur haben wollten und nur in dieser Gestalt anzuknüpfen mit einem fremden Willen. Das ist nach

meiner Meinung der wahre Begriff germanischer Freiheit, welche nicht mit wüthenden Rotten durch die Straßen läuft, sich selbst ausrufend, sondern der Gewalt eine unsichtbare und stumme Schranke entgegensetzt. Diese germanische Freiheit ist nur in England bis jetzt zum Vorschein gekommen und auch da unvollständig, gebrochen, anfangs durch die normännische Eroberung, später durch den erwachsten Merkantilismus. Es fehlt aber viel, daß sie bei uns im Vollen und Ganzen bestände. Würde sie einmal mehr durchdringen, so würde dann der wahrhaft germanische Staat erwachsen seyn, der Vollkommenste der neueren Zeit, weil wenigstens die Mehrzahl seiner Bürger ihm angehören würde nicht durch die niederen Triebe der Natur, sondern durch das Beste im Menschen, durch das, was man seine geistige Person nennen kann.

Daß der Zustand, wie er in seinen allgemeinsten Merkmalen angegeben worden ist, aus der Niederlage von 1806 und der Erhebung von 1813 entsprang, wird man nun leicht einsehen. Denn seine guten Seiten beziehen sich sämmtlich auf das in den Zeiten der Noth wieder erwachte Volksbe-

wußtseyn; die Verarmung und das materielle Unwohlseyn während der Unterdrückung hatte die Sehnsucht nach einem reichlicheren Wesen geschärft, und dieses wird zunächst durch die materiellen Tendenzen angestrebt, so daß daher auch sie, wenigstens in der Gewalt, mit welcher sie herrschen, als Folgen der Vergangenheit erkannt werden dürfen. Der Schatten aber ist ebenfalls aus dem Schatten geboren, welcher über dem Freiheitskampfe lastete. Dieser war das historische Unglück, das nicht Deutsche allein die Rettungsschlachten schlugen, sondern das der Kampf eine gemischte Natur hatte.

Noch also ist die Spur des Löwen sichtbar; wenigstens wie die Sonne, wenn Wolken am Himmel sind, würde vielleicht Sancho Pansa hinzusetzen. — Aber wie bald kann sich das ändern, wie bald können neue Ereignisse unserem ganzen Seyn durchaus neue Zuthaten geben! Wer seine eigenen Augen nicht verschließen will, muß einsehen, daß das Schicksal Frankreich's auf zwei Augen steht und daß der junge Herzog von Orleans, wenn Ludwig Philipp nicht mehr ist, eine unlösbare Aufgabe hat. Man sagte noch vor Kurzem, daß die Schüsse auf den

König eben bewiesen, welche Festigkeit der Julithron gewonnen habe. Jetzt errichten vierhundert junge tollkühne Menschen Barrikaden in der Hauptstadt, das Volk sieht zu, die Nationalgarden kommen zögernd und in schwacher Zahl, die Aufrührer sterben, ohne zu beichten, und noch in den Zügen der Todten prägt sich Trotz und Verachtung aus. Was wird man nun sagen? Welchen neuen Vorwand der Beschwichtigung wird man nun ersinnen? — Ist es denn überhaupt nach der Natur der menschlichen Dinge denkbar, daß das Volk, welches doch dort unläugbar einen König gemacht hat, in zwei Menschenaltern vergessen werde, es habe sich den König eigentlich nach seinem Bilde machen wollen?

Ich werde in meine Schilderungen viel Individuelles verweben, werde mich sogar nicht scheuen, mit Knabenerinnerungen zu beginnen. — „Memoiren also!“ — Nicht so ganz. Mein Leben erscheint mir nicht wichtig genug, um es mit allen seinen Einzelheiten auf den Markt zu bringen, auch habe ich noch nicht lange genug gelebt, um mir den rechten Ueberblick zutrauen zu dürfen. Ich werde vielmehr nur erzählen, wo die Geschichte ihren Durch-

zug durch mich hielt. Da aber werde ich auch Kleines und anscheinend Geringfügiges nicht verschmähen, denn die großen Ereignisse entspringen zwar nicht selten in einem großen Haupte oder Herzen, ihren Leib aber bekommen sie immer nur aus den Elementen und deren Infinitesimaltheilchen.

Daß der Rhapsode sich auf diese Weise zum Mittelpuncte seiner Erzählungen mache, scheint mir erlaubt zu seyn. Es wäre schon nicht übel, wenn der Darsteller einzelner historischer Thatsachen angäbe, durch welche persönlichen Motive er sich mit seinem Stoffe wahlverwandt gefühlt habe. Dadurch würde die Geschichtschreibung offener den Charakter geistiger Confessionen bekommen, und keine ist etwas Anderes. Nur müßte dieß freilich mit mehr Wahrheit und Freimuth geschehen, als es Sallust gethan hat. Eine objective Darstellung im strengen Sinne des Worts giebt es gar nicht. Die Sache ist vielmehr die. Es giebt objective und subjective Zeiten d. h. solche, in welchen eine große Menge Menschen in gewissen Lebensveranstaltungen oder Ueberzeugungen übereinstimmen, und Solche, worin das Gegentheil stattfindet, worin nur das Individuum für sich da ist.

Goethe hat auf diesen Unterschied in den Gesprächen mit Eckermann scharfsinnig hingewiesen, und nur darin geirrt, daß er sich selbst für eine objective Natur hielt, während er doch nur die auf die Spitze getriebene Subjectivität des achtzehnten Jahrhunderts in sich zur höchsten Blüthe zu bringen wußte, und alle Stoffe, die wie z. B. Egmont, in ihrer Großheit seiner Subjectivität nicht zusagten, umbrechen mußte, um sie behandeln zu können. Merkwürdig sind in dieser Beziehung die Geständnisse über seine Beschäftigungen während der großen Entscheidungen des Vaterlandes, aus welchen man ihm mit Unrecht einen Vorwurf erhoben hat. — Gegenwärtig leben wir in einem Uebergange von der subjectiven zur objectiven Periode; die Zeit, von welcher geredet werden soll, gehört noch ganz der ersten Richtung an.

Bei einem allgemeinen Sitten- und Charakterbilde, wie ich es zu geben versuchen werde, ist es nun sogar nothwendig, von der Person des Zeichners auszugehen, wenn es die rechte Wahrheit erhalten soll. Der Held, der Kriegeszug, die Friedensunterhandlungen ist durch Abhörung von Zeu-

gen oder Einsicht der Urkunden noch allenfalls herzustellen. Dagegen lernt man die Sitte, Stimmung und Strömung einer Zeit nur dadurch kennen, daß man mit ihr lebt, und auf die Weise lernt man sie kennen, wie man mit ihr zu leben wußte. Sie ist wie die Harmonie von Blättergesäusel, Blumennicken, Lüfteziehen, Nachtigallenschlag und Getön fernarbeitender Menschen an einem Frühlingstage; oder von Meereswogen, Möwenschrei und Vorüberfahren einsamgespannter Segel am Strande etwas Unendliches, Zerrinendes, ewig sich Wandelndes, welches nur in den Organen des Beschauers Abschluß und Umrahmung erhält. Hier ist also die subjective Darstellung die beste, weil sie die ehrlichste ist.



Knabenerinnerungen.

Ich bin in einer Familie erwachsen, welcher von väterlicher Seite her zwei große Gestalten der Vergangenheit in höchstem Glanze vorgeführt wurden. Wie andere Kinder mit Märchen gespeiset werden, so wurde mein frühestes Denken und Fühlen durch das Gedächtniß an sie ernährt — vielleicht war es eine zu strenge Nahrung für das unreife Alter.

Die erste jener beiden Gestalten war Gustav Adolph, König von Schweden. Eine glaubwürdige Familientradition, die mein Vater in seinem Hausbuche aufgezeichnet hatte, besagte, daß Peter Immermann, Sergeant in der Armee des großen Schwedenkönigs, der Erste des Namens in Deutschland gewesen sey. Er hatte bei Lützen mitgefochten „für

teutsche Gewissensfreiheit" wie im Hausbuche steht, was da vor mir liegt; war in Deutschland geblieben, hatte eine durch den dreißigjährigen Krieg wüstgewordene Bauerstelle im Dorfe Etgersleben unweit Magdeburg in Besitz genommen, eine Bäuerin, Namens Ilse geheirathet, und war so der Stammvater der Familie geworden, welche sich dann durch Landleute, Handwerker, Schullehrer und Prediger verbreitete, bis sie in meinem Vater zu einem nach dem Maaßstabe früherer bescheidenerer Zeiten hoch geschätzten Ansehen gelangte. Er war Königlicher Rath und stand bei der magdeburgischen Krieges- und Domainenkammer.

Es ist nicht wahr, daß nur der Adel sich etwas auf seine Ahnen einbilde. Bürgerfamilien sind eben so stolz, wenn sie unter ihren Vorfahren Jemand wissen, der den Stammbaum verherrlicht, sey es auch nur dadurch, daß sein Name mit irgend einer großen oder gerühmten Begebenheit in Zusammenhang steht. Eine sehr natürliche und lobenswerthe Neigung im Menschen; der Keim des Staats und alles politischen Lebens. Jener alte Schwede, von dem sonst nichts weiter bekannt war, erhielt sich in

der Familienerinnerung als eine respectable Figur, mein Vater erzählte mit Behagen, daß er einstmals jüngere Vettern mit nach Etgersleben hinausgenommen, ihnen das Stammgut der Familie gezeigt und sie veranlaßt habe, den Hut vor dieser Soolstätte abzunehmen. Ueber die problematische Natur des Erwerbstitels wurde hinweggesehen, keine Kritik nagte an der Rechtfertigkeit des Besitzes. Das Gütchen war übrigens längst in andere Hände übergegangen, und ich habe es nie zu Gesicht bekommen.

Indessen bedurfte denn doch der schwedische Sergeant eines Heros, von dessen Strahlen er erst sein rechtes Licht zu empfangen hatte. Und dieser konnte kein Anderer seyn als Gustav Adolph. Mein Vater nannte ihn nie anders als den Erretter Deutschlands, viel wurde von ihm erzählt, der dreißigjährige Krieg ging für uns eigentlich nur bis zur Schlacht von Lützen; über allen Zweifel erhaben war es, daß den König eine meuchelmörderische Kugel getroffen hatte, was denn unseren Haß gegen die Liguisten, der ohnehin schon nicht gering war, nur schärfen konnte. Wie die Leiche des

Helden nach Weißenfels geschafft worden, wie die Königin sie dort mit Thränen benetzt habe, das und mehr dergleichen stand so vor mir, als wäre ich dabei gewesen. Die Oxenstierna's hörte ich erst weit später nennen und sie konnten mir nach einem solchen Vorgänger wenig Interesse abgewinnen.

Die andächtige Verehrung des großen Schwedenkönigs fand in meiner Vaterstadt außerdem einen fruchtbaren Boden, in dem sie nachhaltig treiben konnte. Eine Stadt verschmerzt ihre Zerstörung in anderthalb hundert Jahren nicht. Tilly und der Teufel galten in Magdeburg ungefähr gleich viel; Katholische und Kaiserliche kamen dicht hinterher. Rathmann's Geschichte von Magdeburg ist das erste Buch gewesen, welches ich gelesen habe. Kam ich nun da an die Stelle, wo es heißt, daß die Belagerer am 9ten Mai 1631 zum Schein ihre Stücke aus den Schanzen, ihre Truppen von Cracau und Rothensee abziehen, daß die Belagerten sicher werden, glauben, die Schweden rückten zum Entsatz herbei, und die vom Wachen und Postenstehen ermüdeten Glieder dem Schlummer hingeben, so ergriff mich die heftigste Beklemmung,

ich hätte ihnen aus Leibeskräften zurufen mögen: Wacht auf! den Böſewichtern iſt nicht zu trauen! Es half aber nichts. Wenige Seiten weiter waren die Kroaten, die Wallonen und Lombarden zur Hohenpforte und zum Schrotdorfer Thore eingedrungen, mordeten und brannten. Dietrich von Falkenberg, der schwediſche Commandant, eilt fruchtlos dahin und dorthin, bis ihn eine Falconetkugel niederſtreckt. Nun beginnt der Gräuel der Verwüſtung, durch den ſich die jugendliche Einbildungskraft hindurchwürgen mußte! — Tilly bekam es freilich darauf bei Leipzig, und im Dome ſah ich noch ſeine angeblichen Stiefel hangen, mit Ketten umwunden, aber was konnte das helfen, da Magdeburg bis auf den Dom, einige Kirchen und eine Reihe dürftiger Häuſerchen am Fiſcherufer in der Aſche lag! wie ich jederzeit für mich, wenn ich dieſe grauſe Lectüre beendigt hatte ergriffen und pathetiſch ſagte.

Blickte ſich nun der Knabe in der Stadt um, ſo ſah er den gewaltigen Dom mit ſeinen beiden majeſtätiſch emporſtrebenden Thürmen und im Uebrigen lauter Häuſer, die wie geſchnörkelte Commo-

den dagegen aussahen. Es war aber zu uns noch nichts gedrungen von gothischer, vorgothischer und späterer Baukunst aus den Zeiten des verderbten Geschmacks, wovon jetzt jedes Kind zu reden weiß. Wir dachten uns also bei jenem Contraste auch weiter nichts, als daß die Commodenhäuser nach dem Sturme aufgebaut seyen, und daß der Dom in seiner Pracht und Festigkeit selbst den verruchten Stürmen widerstanden habe. An dem fiel uns besonders auf, daß der Knopf des einen Thurmes fehlte, während der Andere doch noch ganz stattlich mit seiner steinernen Blume da droben unter den scharfen, hohen Himmelslüften blühte. Wir mußten nun auch über den fehlenden Knopf, der uns so in Verwirrung setzte, wie Kanten einst der Defect am Rocke des gegenübersitzenden Studenten, vernehmen, ebenfalls er sey von dem Kaiserlichen in der Belagerung herabgeschossen worden.

Darauf bezog sich denn unser ganzes Interesse an magdeburgischen Geschichten. Denn ich wußte zwar wohl, daß Kaiser Otto der Große die Stadt gegründet habe, ich fand zwar einst in einem alten staubigen Wandschranke hinter dem Sopha in meines

Vaters Stube, als dieses Meuble einer Reparatur wegen abgerückt wurde, zwischen Müll und Moder eine Reihe weggestellter Folianten und Quartanten in Schweinsleder, unter den Quartanten Einen, der ganz gelbbraun aussah und der „löblichen uralten Stadt Magdeburgk Privilegia" enthielt, und in diesem gelbbraunen Quartanten den Deutsch übersetzten Gründungs- und Freiheitsbrief Otto's vom siebenten Tage des Brachmondes Jahres 940, worin der Kaiser „den werthen Sachsen, die ihm fürgeleget, wie sie sich in Gottes Frieden zusammenhalten und eine Stadt bevesten wollen", erlaubt „zu bauen und zu bevesten, und einen Markt zu hegen nach alter Weise, als Marktrecht von Alters gestanden hat, auch ewigen Frieden zu haben in der Stadt welche sie Magdeburgk genannt haben;" ich sah des Kaisers steinerne Bildsäule zu Pferde, Krone auf dem Haupte, Zepter in der Hand, Mantel um die Schultern unter ihrem Schirmdächlein auf dem Alten Markte stehen, hörte, daß von der Bildsäule aus alle Landstraßen gemessen würden, die in der Stadt zusammenstießen und wußte, daß die Fischhändlerinnen, die dort mit ihren großen

Bütten und Mulden in reichlicher Zahl ausstanden, dem Kaiser als ihrem Patrone noch alljährlich am Sonnabend vor Pfingsten grüne Maien als Zoll der Verehrung an das Postament steckten und ihm ein Frühstück servirten, auch sah ich ihn mit seiner Editha in weißem Marmor hinter erzgetriebenem Geländer im Chore des Domes liegen, wenn wir uns, während der Gottesdienst zu Ende ging und die Gemeine die Kirche verlassen wollte, dort einschlichen. Aber Privilegienbrief, Bildsäule und Grabmal blieben doch nur Papier, Erz und Stein, der weggeschossene Thurmknopf, die Commodenhäuser und Rathmann's Bericht von den Gräueln der Zerstörung gehörten allein zu der Geschichte, die sich um den schwedischen Stammvater und seinen König drehte.

Die zweite große Gestalt, von der ich reden hörte, war Friederich der Zweite. Mein Vater hatte im Jahre 1750 das Licht der Welt erblickt, sich erst als Fünf und Vierziger verheirathet und so kam es, daß ich von Jemand abstammen konnte, der mir aus eigenem Gedächtnisse erzählte, daß die französischen Husaren vor der Schlacht bei Roßbach in das Magdeburgische gestreift und bei dem

Anblicke der großen Salinenwerke um Salze gerufen hätten: C'est dommage! nämlich, daß so schöne Anlagen nun auch bald zerstört und dem Boden gleich gemacht werden müßten. Wenn der Vater das erzählte, so spielte ein satirisches Lächeln um seine fein und scharfgeschittenen Lippen. Da er aber von Natur höchst ernsthaft war, so unterblieb jeder weitere Spott und er fügte nur hinzu, jenes gutmüthige Bedauern der französischen Husaren habe sich etwa Ende Octobers zugetragen, die Schlacht bei Roßbach sey aber am fünften November vorgefallen und durch Seydlitz in einer halben Stunde entschieden gewesen. Roßbach und die Franzosen und Seydlitz gehörten hiernach in der Vorstellung der Kinder untrennbar zusammen. Bei der Gelegenheit war auch von der Reichsarmee die Rede, auf welche jedoch nur die bekannte spöttische Bezeichnung verwendet wurde. Jedoch nicht von meinem Vater, der zwar wohl in Familienbeziehungen ungeachtet seines martialischen Ernstes heiter zu scherzen wußte, nie aber sich Späße über allgemeine und wichtige Dinge gestattete, sondern diese immer in einfachster Strenge abhandelte. Nur von Ange-

hörigen, Mitzuhörern der Krieges- und Siegeserzählung, vernahmen wir das nun längst verschollene Witzwort.

Seine kräftigsten, männlichen Jahre hatte mein Vater im Dienste des preußischen Königshelden verlebt, nämlich als Auditeur bei dem General Saldern. Viele der großen jährlichen Manoeuvres und Revuen unweit Körbelitz hatte er mitgemacht auf seinem „Braunen", wie er ein besonders geliebtes Pferd nannte, dem auch, nachdem es untauglich geworden, von ihm aus Dankbarkeit auf die Tage des Lebens der Gnadenhafer und das Pensionsheu bei einem Verwandten auf dem Lande gestiftet worden war. Mein Vater hatte es nicht über das Herz bringen können, das treue Roß, welches die muthigen Tage des Reiters in so manchem fröhlichen Ritte gesehen, todtstechen, oder bei einem Kärrner zu Tode schinden zu lassen. Dieser Braune gehörte ebenfalls zu den mythischen Figuren meiner Kindheit. Es war fabelhaft, wie lange er noch bei dem Landwirthe gelebt haben sollte. Steif, blind und zahnlos war er geworden, weßhalb die Sage ging, er habe zuletzt mit Mehl-

suppe gefüttert werden müssen, weil das arme, greise Maul Rauh- und Hartfutter nicht mehr bewältigen können. Mein Vater gehörte aber zu den wenigen Menschen, die von dem, was sie einmal ausgesprochen haben, nicht wieder abgehen, und da der Vetter und Landwirth ein äußerst gutmüthiger und sanfter Mann war (weßhalb ihn auch der Vater wahrscheinlich zum Siechenpfleger des alten Braunen ernannt hatte;) so verdient die Nachricht Glauben, daß das Pferd endlich wirklich eines natürlichen Todes verblichen sey. Freilich schlich neben dieser Nachricht im Hause die heimliche Sage um, man habe den Vater dennoch getäuscht, dem Vetter sey zuletzt der Faden der Geduld gerissen, das ganz stumpf gewordene Thier aber durch einen Genickstich abgethan worden.

Erinnerte sich der Vater an die Revuen bei Körbelitz, so pflegte er zu sagen: Wenn Friedrich die Fronte herauf geritten gekommen, so sey es in lautloser Stille einem Jeden gewesen, als komme der liebe Gott. Ich konnte daher als Knabe zwischen dem großen Könige und dem lieben Gotte auch eigentlich keinen Unterschied machen. Dabei

war mein Vater nicht blind für die Fehler des gefeierten Herrschers und Herrn. Mit großer Erregung sprach er davon, wie Saldern, sein verehrter Chef, durch die Ungnade des Königs die verbittertsten letzten Lebenstage gehabt habe. Es war dies einer der Fälle gewesen, in welchen Friedrich seiner übeln Laune auf Jemand durch herbes Spötteln, oder kaltes Uebersehen Luft zu machen geliebt hat. Glänzend hob sich dagegen hervor, was mein Vater selbst von der Achtung des Königs für eine unerschrockene Meinung erfahren hatte. Ein armer Soldat war, von einem unmenschlichen Vorgesetzten über alles Ertragen hinaus gereizt, unter dem Gewehr gegen diesen thätlich ausgefallen; der Tod schien ihm sonach gewiß zu seyn. Mein Vater aber wußte es, mittelst einer Beweisführung, die freilich künstlich genug gewesen seyn mag, dahin zu bringen, daß der Missethäter in dem Momente des Verbrechens allenfalls für wahnsinnig hatte gelten können, wußte in dem Kriegsgerichte mit seiner Beredsamkeit zu siegen. Das Kriegsgericht sprach den Delinquenten frei. Als mein Vater Saldern das Urtheil überbrachte, sah dieser ihn mit großen

Augen an, fragte ihn, ob er den Kopf verloren habe, ein solches Erkenntniß könne er nicht auf sich nehmen, über die Sache müsse er an den König schreiben. Der Gescholtene zeigte durch seine stumme militairische Haltung, daß er das erleiden wolle, worauf Saldern ihn heftig anließ und ihm augenblickliche Cassation, Vestung und was sonst noch, verkündigte. Mein Vater versetzte, daß er in Eid und Pflicht stehe und seine Schuldigkeit gethan zu haben glaube. Saldern schickte das Urtheil wirklich an Friedrich ein, mit mancher Beschönigung für den Referenten, den er wie einen in den Militairrechten noch unerfahrenen Menschen dargestellt hatte, selbst aber wenig von dieser Verwendung hoffend. Die Sache war in der That keine Kleinigkeit, denn über Disciplin verstand Friedrich bekanntlich wenig Scherz. Aber Alles nahm eine günstige, selbst eine epigrammatisch-witzige Wendung. Der König, das Ganze durchsehend, und der guten Absicht das Mittel vergebend, bestätigte wider Erwarten das Urtheil und hatte dem Remissoriat eine seiner wunderbaren Randverfügungen beigesetzt, ungefähr der Fassung: „Vor diesesmal möge es passiren, Saldern

solle aber darauf Acht haben, daß nicht mehr Kerls unter dem Gewehr solcherweise überschnappten.“ — Der Offizier und Mißhändler wurde in eine Art von Strafbataillon versetzt und die Angelegenheit brachte meinem Vater Ehre und Beglückwünschung, am meisten von Saldern selbst, der ihn lieb hatte. — Dieser That war er sich mit Freuden bewußt und durfte es auch seyn, denn die Menschlichkeit mußte in jenen eisernen Zeiten Schleichwege gehen, wenn sie zum Ziel gelangen wollte. Ein Nebenzug in dem Ereignisse war Folgender. Man hatte meinem Vater, als er seine Absicht, den Menschen zu retten, ausgesprochen, vorgestellt, der König werde ihn ja ohne Zweifel begnadigen. Darauf erwiederte mein Vater: die Gnade sey ungewiß, das Recht aber gewiß. Der Mensch brauche keine Gnade, sondern solle Recht bekommen. — Er ließ sich nicht träumen, daß seine Titular-Theorie von der Monomanie beinahe fünfzig Jahre später unter den Richtern und Aerzten wirklich spucken gehen werde.

Ich habe den König Friedrich den Zweiten genannt. Ich muß aber hinzufügen, daß ich ihn nie so in meines Vaters Hause nennen hörte. Die

Anderen sprachen vom alten Fritze, meinem Vater aber hieß er der König schlechtweg. „Als der König zur Bayerischen Campagne abreiste — als der König zum erstenmale das Podagra hatte — als der König dann und dann in Magdeburg war“ — in solcher Art wurde geredet. Viel las mein Vater in Friedrichs Schriften, von welchen er die Ausgabe von 1788 bei Voß und Decker besaß, über deren schlechte Redaction damals noch keine Klage geführt wurde. Wenn ich ihm nun einen Band derselben bringen sollte, so sagte er nur: Hole mir den und den Band von des Königs Schriften. — Ich schlage so eben den ersten Theil auf und darin finde ich unter neuerem Datum vermerkt, daß einige Bände „von des Königs Schriften“ an einen Verwandten ausgeliehen worden seyen. Wir lebten unter Friedrich Wilhelm dem Dritten, dem Vater aber war bei tiefster Anhänglichkeit an den regierenden Herrn Friedrich der Zweite der König ohne weiteren Beisatz geblieben. Sprach er von der Gegenwart, so sagte er: Unser jetziger König.

Unermeßlich war die Wirkung solcher Eindrücke auf das erste Erkennen. Durch den Vater, der

selbst wie ein Wesen höherer Art und Ordnung vor den Kindern dastand, wurde der Gedanke an Persönlichkeiten vermittelt, zu welchen Alles, was man sonst sah und hörte, nicht mehr zupaßte. Denn auch die Ungerechtigkeiten und Tücken des großen Königs, von welchen, wie ich beispielsweise angab, zuweilen die Rede war, minderten an dem Bilde seiner Gewaltigkeit nichts; weil mein Vater jedesmal hinzusetzte: Wenn Er sich dergleichen vorgenommen hatte, so konnte kein Mensch auf Erden dawider an. — Und so wurde ein Heroencultus gestiftet, der auch eine Art von Religion ist, nur muß er nicht aus dem Begriff entspringen, wenn er diesen Namen verdienen soll, sondern aus den frühesten und dunkelsten Gefühlen. Der Athem der Fridericianischen Aufklärung umwehte uns von allen Seiten und des Offenbarungsglaubens kam uns gar wenig zu, aber es fragt sich, ob, wie die Sachen wenigstens jetzt zu stehen gekommen sind, das religiöse Gefühl in Kindern nicht am gründlichsten durch eine solche Hingebung an große Menschen vorzubereiten wäre?

Fahle, unheimliche Schatten strichen je zuweilen durch die uns aufgethane Lichtwelt, deren Schimmer nur noch heller hervorstellend. Wir hörten vom „Hochseligen“ oder sogenannten „dicken Könige“ reden, vernahmen, daß man ihm habe Geister erscheinen lassen, daß seine letzten Tage nur durch künstlich bereitete Lebensluft zu fristen gewesen seyen; der Name Bischoffswerder wurde genannt und von Goldmacherei gesprochen. In der Nähe von Emden wurde nie verabsäumt, uns ein einsam und wüstliegendes Häuslein zu zeigen, in welchem die betrügliche, aber damals zu Ansehen gekommene Kunst getrieben seyn sollte. Das hatte nun Alles keinen rechten Zusammenhang, welcher sich auch bei der eigenthümlichen Natur jener Geschichten vor Kindern nicht wohl herstellen ließ, aber es erweckte doch den Gedanken, daß mit dem Tode „des Königs“ die Welt eine äußerst schiefe Richtung erhalten haben müsse. Als Söhne der Aufklärung verachteten wir alle Geisterseherei und Goldmacherei von Grund des Herzens und konnten in unserer Geringschätzung nicht begreifen, wie man dergleichen habe glauben und dulden können. Ich grübelte

und grübelte über die dunkeln Geschichten, die wie Gespenster mir in der Seele lagen.

Im Jahre 1805 im Sommer bemerkte man plötzlich eine große Regsamkeit in der Stadt. Mehrere der alten Commodenhäuser am neuen Markte wurden abgeputzt, das Pflaster, was von da zum Fürstenwalle hinab führte, wurde ausgebessert, das Gouvernementsgebäude, dessen oberer Stock durch eine hölzerne Ueberbrücke mit dem Fürstenwalle zusammenhing, in Stand gesetzt, der Fürstenwall, von wo man die Aussicht auf einen bedeutenden Abschnitt der Elbe und ihrer Ufer hatte, mannigfaltig durch die strengen Linien der gegenüber liegenden Citadelle und die Baumanlagen des rothen Horns, empfing an schicklichen Stellen einen Ueberzug von grünem Rasen, in den blühende Stauden und insbesondere blaue und rothe Hortensien in unendlicher Anzahl eingesenkt wurden, endlich errichteten Werkleute und Tapezierer auf einem Vorsprunge des Walls ein russisches Zelt mit buntem Dache. Der Sinn dieser Anstalten wurde bald klar, es hieß, der König und die Königin würden Magdeburg besuchen. Damals erinnere ich mich zum

erstenmal von jener Fürstin reden gehört zu haben. Ich war von frühster Kindheit an sehr neugierig und horchte überall zu, wo ich Erwachsene redend zusammenstehen sah, wie ich denn überhaupt eher ein Verhältniß zu älteren Leuten gehabt habe, als zu meines Gleichen. Die Wirkung der annahenden Königin auf die Männerwelt war nun wirklich so, daß man Jeden für einen Champion der schönen Majestät hätte halten dürfen. In der bürgerlichen Späre wurde damals weit weniger gereiset als jetzt, Viele hatten daher die Monarchin noch nicht gesehen und Alle waren voll Erwartung des Wunders, oder Entzückens über die Wiederkehr hoher Freude voll. Man sprach nur von der Königin, sie wurde, wo auf sie die Rede kam „die admirable Frau“ genannt. —

Nicht lange währte es, so legte eines Morgens mein Vater mit ernstem Antlitz seine gestickte Uniform an, in der ich ihn noch nie gesehen hatte und in welcher er mir, Degen an der Seite, dreieckichten Hut auf dem Haupte, wunderbar und fremd vorkam. Ich drückte mich, nachdem ich den Glanz dieses Anblicks oben auf des Vaters Zimmer ein-

gesogen, unten in eine Ecke des Hausflurs, um den Genuß noch einmal zu haben. Er schritt an mir vorüber, ohne mich wahrzunehmen, nachdenklich vor sich hinsehend, und ich war ganz erschüttert und betäubt, denn ich hatte keine Ahnung davon gehabt, daß ein solcher Prachtrock in der Welt, geschweige daß er im Hause sey.

Gleich nachher donnerten die Kanonen, läuteten die Glocken, sprengten die rothen Kammerhusaren — eine Art von Verwaltungsmiliz, die ein in diesem Friedensdienste unmäßig corpulent gewordener Rittmeister commandirte — durch die Straße, lärmte und schrie das Volk, und lief im wildesten Rennen nach dem Brückthore. Es war uns Kindern streng verboten worden, uns in das Getümmel zu wagen, aber wie wäre da Haltens gewesen! — Das Haus war von seinen Bewohnern geleert und nur der Hut einer alten Wärterin anvertraut. Der vorbeizukommen hielt nicht schwer. Rasch hatte ich die Thüre hinter mir und war mit den letzten Nachzüglern auch im vollen Rennen nach dem Brückthore. Aber in der Nähe desselben kamen uns glänzende Equipagen entgegen gefahren, nach-

fluthete der Volksstrom dem Fürstenwalle zu, von diesen Wogen wurde auch ich gefaßt, nun schwamm ich mit der Fluth und wurde von ihr Ruckweise auf die Stirn des Walls befördert.

Dort stand Kopf an Kopf und es schien fast unmöglich bis zum Gouvernementsgebäude vorzubringen, in welchem die Majestäten abgestiegen waren. Aber was wäre einem von Neugier brennenden Knaben in solchem Falle unausführbar? Gehend und kriechend, schiebend und geschoben, stoßend und gestoßen schrotete ich mich die schwarze Menschenmasse hindurch und gelangte endlich glücklich wenn auch etwas gequetscht an einen Ort, wo ich nun unter den Vordersten gerade der großen Salonthüre gegenüber stand, in welcher die Herrscher erscheinen mußten, wenn sie sich, wie Jedermann erwartete, dem Volke zeigen wollten.

Da stand ich denn also an der glücklichsten Stelle. Aber bald überfiel mich ein entsetzliches Bangen. Im Kampf und Ringen stürmt der Mensch sich bewußtlos auf die schmale Zinne eines Thurms hinauf, aber wenn er die Zinne erobert hat und nun da droben steht kann ihm schwindlich werden.

Mir fiel plötzlich centnerschwer auf's Herz, daß ich denn doch wider das ganz ausdrückliche Verbot meines Vaters da vorhanden sey, welches mir so viel gelten mußte, als ein Befehl Friedrich's seinen Officieren gegolten hatte. Meinem Geiste trat eine furchtbare Phantasie nahe; ich dachte, der Vater könne da statt des Königs oder der Königin in der Salonthüre sich zeigen, sein Auge den Ungehorsamen entdecken. Zurückzuweichen war völlig unmöglich, die Menge hinter mir bildete eine undurchdringbare Mauer. Ich mußte also stehen bleiben, den Fügungen des Geschicks verfallen, und mich noch vor den beiden rothen Kammerhusaren in Acht nehmen, welche die Brücke nach dem Salon gegen den Andrang zu schützen hatten. Diese machten nicht viel Umstände mit dem Volke, und es ging hier zu wie aller Orten bei solchen Gelegenheiten. Nicht die Drängenden erlitten unsanfte Behandlung, sondern die Gedrängten, die unschuldigen Vordersten.

Aber bald lösete ein reizendes Schauspiel alle Angst auf und jedes herbe Wesen. Die Königin trat in die Salonthüre. Ich erinnere mich ihres Anzuges noch ganz deutlich; sie trug einen stahl-

grün seidenen Ueberrock, und war übrigens ohne Schmuck, einfach gekleidet. Das Volk begrüßte sie jubelnd, Mützen und Hüte schwenkend. Sie verneigte sich mit holdseliger Freundlichkeit nach allen Seiten und nun wurde ich Zeuge eines Auftritts, der wohl verdient erzählt zu werden. Auf silbernem Plateau wurde ihr eine Tasse dargeboten, sie nahm sie und frühstückte. Ein Herr mit mehreren Sternen auf der Brust näherte sich ihr aus der Tiefe des Salons und schien des Augenblicks zu warten, wo er ihr nach beendetem Frühstück die Tasse abnehmen dürfte. Plötzlich aber sah die Königin empor, dann mit unglaublicher Freundlichkeit nach dem Volke. Ihr Blick fiel auf ein Kind, mit welchem die Wärterin sich auch unter den Vordersten befand. Die Schönheit des Kindes mochte ihr gefallen, und das lange goldgelbe Lockenhaar des Kleinen. Sie winkte erst mit dem Finger, da aber Niemand die liebenswürdige Natürlichkeit dieser Gebärde begriff, so sagte sie Jemand, der hinter ihr stand, etwas, worauf der Dienstthuende über die Brücke gegangen kam und der Wärterin befahl, ihm mit dem Kinde zur Königin zu folgen. Die arme Person wurde

blutroth, gehorchte zitternden Schrittes, und sah sich dabei unterweilen nach der Menge um, als wollte sie sagen: Ich maaße mir diese Ehre nicht an. Inzwischen wollte der Herr mit den Sternen der Königin die Tasse abnehmen; sie lehnte es aber ab, neigte sich dem Kinde, welches unbefangen umher lächelte, entgegen, faßte seine Händchen, streichelte ihm die Wangen und gab ihm dann aus ihrer Tasse in dem Theelöffel zu kosten. Sie fragte die Wärterin nach dem Alter des Kindes, nach seinen Eltern und was dergleichen mehr war. Alles dieses geschah in der Entfernung weniger Schritte von dem Platze, wo ich stand, so daß ich diese Einzelheiten genau merken konnte. Man begreift, welchen Eindruck der Vorgang im Volke machen mußte, bei dem eine Königin sich so lieblich mütterlich gegen ein fremdes Kind bezeigte. Es wurde nicht gerufen oder sonst eine laute Freude an den Tag gelegt, aber rings um mich her hörte ich murmeln, daß das doch noch eine Königin sey, wie sie seyn müsse.

Dieser Tag hatte für mich eine Belehrung unerwarteter Art in seinem Schooße. Ich wußte

vom alten Fritze, konnte alle Schlachten des siebenjährigen Krieges nach der Schnur her erzählen, es war mir bekannt, daß die Kaiserlichen Magdeburg zerstört hatten, und die Königin von Preußen hatte ich so eben gesehen. Aber wie das Alles mit der Gegenwart zusammenhing, darüber fehlte mir jede Vorstellung und in Betreff der actuellen Regierung ging es mir, wie Götzen's Carl, als er nach dem Herrn von Berlichingen befragt wird. Aus Rathmann's Geschichte waren mir die alten magdeburgischen Erzbischöfe als besonders kenntliche Figuren entgegengetreten und ich glaubte daher an deren Fortbestand so treuherzig, wie Campe's Kinder daran glauben, daß ihr Freund Robinson noch am Leben sey. Der Tag aber, von dem ich rede, sollte mich enttäuschen.

Glücklich und unbemerkt war ich nach Hause zurückgelangt, und saß meinem Vater bei Tische gegenüber. Er hatte sofort nach der Rückkehr von der Cour die Galla abgelegt, war jedoch schweigsam und ernst und überhaupt herrschte eine gewisse feierliche Schwüle im Familienkreise. Mir wurde dabei im Bewußtseyn des verbotenen Genusses, den ich

gehabt, nicht ganz wohl, ich hielt es unter diesen Umständen für doppelt gerathen, der Unterhaltung mich nach Kräften anzunehmen, damit sie nicht etwa in verfängliche Nachforschungen abspränge, und so fuhr ich plötzlich, als eine lange Stille im Gespräch entstanden war, mit der Frage heraus: Wer jetzt Erzbischof von Magdeburg sey?

Hierauf sah mich mein Vater mit einem Blicke an, den ich nie habe vergessen können. Er hatte hellblaue Augen, die eines blitzenden Ausdrucks fähig waren. Diese blitzenden blauen Augen auf mich werfend und auf mir ruhen lassend, sagte er ganz ruhig und gehalten, aber so, daß mir der Ton durch Mark und Bein ging: Das Erzstift ist lange aufgehoben und zum Herzogthum Magdeburg gemacht. Der König von Preußen ist Herzog von Magdeburg. —

„Und du hast heute gegen meinen Befehl die Königin gesehen,“ dachte ich, würde nachfolgen, glühend in meiner Sündenschuld. Indessen verblieb es bei jener Auseinandersetzung, die mir eine ganz neue Welt eröffnete, mich aber fast so traurig machte, wie Robinson's junge Freunde wurden, als

sie vernahmen, ihr insularischer Einsiedler sey längst im Himmel. Ich hatte mich immer darauf gefreut, einmal einem lebendigen Erzbischofe in dem Ornate, den ich an ihren Stein- und Metallbildern im Dome sah, zu begegnen und mich lange im Stillen verwundert, warum sich statt dessen nur Domprediger zeigten. Jetzt wußte ich freilich, woran ich war; der Herzog von Magdeburg wollte mir aber wenig behagen. — In einer so fabelhaften Welt leben Kinder, wenn ihnen die Geschichte und die Wirklichkeit auch noch so handgreiflich aufgerückt wird.

Die erste große Weltbegebenheit, welche meinem Sinne einging, war der Krieg der Oesterreicher im Jahre 1805. Die Dinge, welche ich davon vernahm, sind charakteristisch, um die damalige jetzt unglaublich aussehende Stimmung in Norddeutschland zu bezeichnen. Ich hörte nämlich eines Tages unter mehreren Bekannten des Hauses von dem nahen Ausbruche jenes Krieges reden, und es war nicht anders, als wenn es ein Unglück wäre, sollten die Oesterreicher siegen. An welche Schlußfolgerung diese Sorge geknüpft wurde, ist mir entfallen. Sie

erschien um so verwunderlicher, als daneben her der Abscheu gegen den französischen Vergewaltiger ging. Ein alter Doctor, der Hausarzt, hatte sich besonders unter jenen Redenden hervorgethan, jedoch die Zweifelmüthigen mit der Aussicht auf die gewisse Niederlage der Oesterreicher beruhigend. Dieser war es auch der meinem Vater in seine Gartenstube die erste Nachricht von dem gräulichen Unglücke bei Ulm brachte. Was habe ich gesagt, Vetter! rief er schon von draußen zwischen den Blumenbeeten meinen Vater an; die Halters haben tüchtige Schmiere gekriegt. — Ich saß mit meiner Rechentafel beschäftigt in einen schwierigen Bruch vertieft und dachte, als ich nun Macks Capitulation mit anzuhören bekam, im Stillen: da habt Ihr es für den Sturm von Magdeburg. — Wie erdichtet klingt es, es ist aber wahr, daß die demnächst erfolgte Auflösung des Reichs und die Niederlegung der Kaiserkrone bei uns nur Freude erregte. Es wurde darüber gewitzelt, gespöttelt und ein munteres lebhaftes Frauenzimmer, deren Zunge bei keiner Gelegenheit zu feiern pflegte, habe ich ausrufen

hören: Nun hat sich das Franzel selbst auf Pension gesetzt! —

Ein großer illuminirter Kupferstich hing in einem Bilderladen aus, da sahen wir einen untersetzten Mann im bienenbesäten Mantel von einem alten Manne in Purpur etwas empfangen, was wir nicht recht unterscheiden konnten und rings umher Damen und Herrn, prächtig gelb, roth, blau, grün angestrichen, und man sagte uns, daß sey die Kaiserkrönung Bonaparte's. Mit diesem verknüpften wir den Begriff, daß er eine Art von Tollem sey, der sich zu seinem Vergnügen überall in der Welt herum haue und herumschieße, daß er uns etwas thun könne, fiel Niemandem ein. Wenn von seinen Siegen 1805 die Rede war und nebenher noch Manches andere zur Sprache kam, was er gethan, so hieß es immer: laß ihn sich nur erst einmal gegen die Preußen versuchen. Für uns Kinder hatte er durchaus etwas Lächerliches und das kam daher, weil seine einzige Verehrerin im Kreise der Bekanntschaft uns den Lachreiz durch ihre Person gab. Diese Bonapartistin war nämlich eine alte unvermält gebliebene Jugendfreundin der Großmutter, die uns um so

mehr auffiel, als wir sie nur in Gesellschaft der Großmutter sahen, und da allerdings ein starker Contrast hervortrat. Die Großmutter, zu ihrer Zeit ein gepriesene Schönheit, war eine große, wohlerhaltene Frau in den Fünfzigen; die Freundin dagegen eine kleine, verwachsene Gestalt mit einem Gesichte, grau, faltenreich, alräumchenhaft. Die Großmutter sprach laut, daß man es im dritten Zimmer hören konnte, die Freundin hatte den asthmatischen piependen Ton, hüstelte zwischen jedem Satze und mengte in Alles französische Phrasen, hinter deren Jeder aber das Wörtlein: Hé quoi? angeflickt wurde, gleichsam als Ballast für das unter fremder Flagge fahrende Schiff. Da sie nun überdies auch Taback schnupfte und immer einen grünseidenen Hut trug mit rothen Rosen, so war sie für uns eine entschieden komische Figur und hieß wegen ihrer Anhänglichkeit an den frisch-Gekrönten, Rustan, denn von diesem Leibmamelucken war auch schon vielfach Rede gewesen.

Tante Rustan hatte sich also bei Zeiten für den Gewaltigen entschieden und verhehlte nicht, daß sie ihn für den ersten Helden und größten Mann

aller Zeiten halte. Toulon, Egypten, Montenotte, Millesimo, Dego, Arcole, Lodi, Marengo stäubten ihr nur so von den Lippen, und da sie nach der Art alter Jungfrauen sehr viel sprach, so erfuhren wir von diesen französischen Heldenwundern nicht seltener als von den Schlachten des siebenjährigen Krieges durch den Vater. Es fehlte aber viel, daß sie auf uns einen ähnlichen Eindruck gemacht hätten, denn Tante Rustan piepte, hüstelte und näselte sie ab, wodurch alle Würde des Vortrags verloren ging. Es kann dazu der Umstand, daß sie in eigensinniger Verkehrtheit dem Namen ihres Helden einen ganz ungehörigen Pleonasmus gegeben hatte. Sie nannte ihn nämlich nie anders als Neapoleon. Vergebens corrigirte sie die Großmutter jedesmal, so oft diese sonderbare Verlängerung hörbar wurde, umsonst wurde sie auf gedruckte Documente verwiesen; sie blieb dabei, daß das Wort: Napoleon eine neidisch verkleinernde Contraction sey und daß der Name in seiner wahren Fülle so klinge, wie sie ihn ausspreche. — Wir Kinder aber, die wir wohl wußten wie es darum stand, setzten bei uns in der Stille fest, daß an

einem Manne, den seine eifrigsten Anhänger nicht einmal richtig zu benennen wüßten, unmöglich viel seyn könne.

Was meinen Vater betrifft, so nannte ihn dieser nur Bonaparte, ist auch bei der Bezeichnung die ganze Zeit der Unterdrückung hindurch verbleiben. Uebrigens stimmte er weder in die Herabsetzungen der Oesterreicher ein, obgleich er auf dieselben vom „Könige“ her, nicht gut zu sprechen war, noch ließ er sich zu übermüthigen Dingen wider den französischen Kriegesfürsten verleiten, wie er denn der ernsteste und in sich gezogenste Charakter war, der mir je vorgekommen ist. Seyn Vertrauen aber auf Friedrichs Staat und Heer sprach er bei jeder Gelegenheit herzhaft aus. Dieses Gefühl steigerte sich noch, als auf einer großen magdeburger Revue plötzlich französische Marschälle von Hannover aus als schlaue Ehrengäste erschienen. Der Herzog von Braunschweig stand jener Heerschau vor, und eine ganze Woche lang sahen wir alle Morgen die Regimenter im höchsten Staat mit den Fahnen vom siebenjährigen Kriege her, die nur in Fetzen flatterten, aber wie wir wußten durch diesen Beweis

des empfangenen Kugelsegens um so ehrwürdiger waren, ausrücken. Nicht genug konnte man sagen, wie die Marschälle, unter denen wir Bernadotte nennen hörten, des Lobens und Rühmens voll seien über die preußischen Truppen, und Jeder der davon sprach, that, als sey ihm etwas Schmeichelhaftes widerfahren.

Diese kindischen Geschichten lehren, daß damals der Traum sicherer Größe nicht bloß von einzelnen Verblendeten, und nicht von einer Classe, sondern durch alle Stände und bis zu den Kindern hinab geträumt wurde. Es schien, als ob alle Welt einen Taumelkelch getrunken habe, denn es gab doch Landkarten und statistische Bücher und die sogenannte Rheincampagne hatte doch endlich zu dem nicht sehr ehrenvollen Frieden von Basel geführt, aber keine Erinnerung schreckte. Ja es war, als ob der Mann, der sich andrer Orten so furchtbar erwiesen hatte, in diesem Falle den Schwindel mehren sollte, anstatt von ihm heilen. Die preußische Armee mit der Revolutionsmasse zusammengestoßen, schien da einem ihr nicht gemäßen Elemente begegnet zu seyn, die Zweideutigkeit der Erfolge konnte aus einem

gewissermaßen unanständigen Versuchen der Kriegesmeisterschaft wider rohes Naturalisiren abgeleitet werden. Wie nun aber Napoleon als unbezweifelbarer Virtuose des Metiers hervortrat, so entstand sofort die Vergleichung mit Friedrich, und da dieser dem Durchschnitte der Menschen noch immer als der Höchste galt, der überhaupt im Kriegeswesen gedenkbar sey, so fiel das Prognosticon unbedingt ungünstig wider den französischen Helden aus. Man nahm an, daß Napoleon sich nach Regeln schlage, und die Regeln aus Friedrichs Schule, deren Tradition noch bei dem Kriegesstaate fortgepflanzt wurde, mußten natürlich die siegbringenden seyn, wenn auch von noch so alten und kraftlosen Händen ausgeführt. Möllendorf wurde mit der größten Ehrfurcht genannt, doch erinnere ich mich auch, daß Blücher schon damals in den Gesprächen stark hervorklang, und daß man wegen eines kühnen und gewaltigen Reiterangriffs (welcher? ist mir entfallen,) an ihn die Aussicht knüpfte, vor ihm sey, wenn er zum Einhauen komme, kein Bestand, denn er reite Alles nieder.

Indessen glaubte bei uns seit der Revue, welche die Marschälle besucht hatten, Niemand mehr an den Krieg mit den Franzosen. Es hieß, daß sich nun die Obersten der fremden Armee selbst von der Vortrefflichkeit des preußischen Exercitiums überzeugt hätten und daß der französische Kaiser daher wohl Bedenken tragen würde, eine schlimme Lection in Empfang zu nehmen. Aber eines Tages sahen wir plötzlich in dem großen, gewaltigen Zeughause, welches zunächst dem Dome einem bedeutenden Theile des neuen Marktes seine Front zukehrte, (es ist nachmals abgebrannt;) eine unruhige Bewegung. Die Flügelpforten des Gebäudes waren aufgethan, neugierig schauten wir in die geheimnißvollen schwarzen Räume, in welchen Geschütz an Geschütz, Kugelhaufen an Kugelhaufen sich befand. Ein Zufall begünstigte meine Forschbegier, ich drang in diese Werkstätte des Todes ein und gelangte selbst auf die oberen Böden. Dort sah ich mit schaurigem Vergnügen auf unabsehlichen Gerüsten den Feuergewehrbestand des Magazins. Soldaten schleppten sich mit Flinten und Pistolen, unten wurden Kanonen und Laffetten untersucht, hinausgefahren, und

zwei Offiziere, hinter denen ich herging, hörte ich die charakteristischen Worte sprechen: In vier Wochen wissen wir, woran wir sind.

Bald nachher wurde die Stadt der Schauplatz eines fortgesetzten Heereszuges. Regimenter zu Fuß und zu Pferde, Batterien, Fuhrkolonnen, Feldbäckereien, Pontons (die uns ganz besonders auffielen) marschirten und fuhren Wochenlang zum Brückthore herein, zum Sudenburger-Thore hinaus. Eine Kriegesschaar in Bewegung hatte damals anderes Beiwerk als jetzt. Der Troß in seiner Sonderbarkeit prägte sich der kindlichen Vorstellung tief ein. Schon die Packpferde waren uns merkwürdig, welche den Regimentern die Zelte nachtrugen. Ein weitläuftiges Geschnür von Leinwand und Stricken auf dem Rücken eines solchen Thieres und darüber hinaus die langen Zeltstangen balancirend! Pferd mußte hinter Pferd gehen, weil sich sonst die Stangen gestoßen hätten, man kann also denken wie lang die Koppel wurde. Noch wunderlicher aber kamen uns die rothangestrichenen Küchenwagen der Generale und Obersten vor. Diese Wagen hatten nämlich zu beiden Seiten lange Gatter mit vorgehängten

Freßtrögen und hinter den Stäben strobelte sich und gackerte das Federvieh — Hühner, Kapaunen, Truthennen, welches die Befehlshaber zur Sicherung ihrer Tafelfreuden mit in den Krieg nahmen. Eine solche Fürsorge kam selbst uns Kindern befremdlich vor, und ich erinnere mich, daß einmal einer meiner Spielcameraden bei dem Anblicke solcher beweglichen Hühnerhöfe ganz naiv fragte: Ob es denn unterweges in den Dörfern keine Hühner gäbe? Herrlich nahmen sich unter dieser schwerfälligen Feldöconomie die leichten bunten Bosniaken und Towarizys aus.

Tante Rustan war, sobald die verhängnißvollen Züge begonnen hatten, noch quecksilbriger geworden, und hatte die deutsche Mundart in ihren Reden immer spärlicher hören lassen. Sie gab uns sogar eines Tages mit Energie den Rath, uns nur fleißig auf das Französischlernen zu verlegen, welchen wir jedoch mit entschiedener Verachtung zurückwiesen. Am Siege wurde nicht gezweifelt. Es war eine seltsame Schlußfolgerung aufgekommen, welche ihn logisch darweisen sollte. Napoleon wurde nämlich mit Alexander von Macedonien verglichen, hinzuge-

setzt aber wurde, Alexander habe auch nur über Perser seine Siege erfochten, da nun die Preußen keine Perser seien, so habe es mit ihm nicht viel zu sagen.

Die Armee war in Thüringen, und durch unsere niedersächsische Ebene breitete sich nun im September und in der ersten Hälfte des Octobers die tiefe Stille aus, welche großen Dingen vorherzugehen pflegt. Diese erschienen dann vorgebildet in der trügendsten Fata Morgana. Nämlich so. Am 14ten October 1806 war die Familie auf dem neustädter Markte in einem verwandten Hause. Es war Herkommens, das dieser Jahrmarktstag dort mit einem großen Essen gefeiert wurde; alle Freunde und nähere Bekannte nahmen daran Theil und zuweilen drängten sich gegen fünfzig Personen in der kleinen Predigerwohnung zusammen. Für die Kinder war der Tag eine andere Weihnacht und Monate lang vorher Gegenstand der ausgelassensten Erwartung, denn alle Strenge der Disciplin hörte dann auf und die wildesten Spiele durften ohne Scheu

vor Nachahndung in Hof und Hausflur getrieben werden. Es gehörte zu der Eigenart meines Vaters, daß, so stramm er sonst die Zügel festester Ordnung hielt, er solchen Saturnalien Alles nachzusehen wußte. Am Abend jenes Tages tollte denn also auch wieder ein großes Rudel von Knaben und Mädchen mit Haschen und Kämmerchen vermiethen durch den Flur, als trotz des ungeheuren Lärmens ein Geschrei vom oberen Theile des Hauses sich hörbar machte. Ein Theil der Spielgenossen wurde dadurch nicht geirrt, Mehrere aber ergriff doch die Neugier, sie liefen die Treppe hinauf, und unter diesen befand ich mich auch. Oben hatten wir folgenden Anblick. Die Stube war gedrängt voll von Basen, Vettern, Oehmen, Muhmen, Freunden und Zugehörigen. In dem kleinen offenen Raume in der Mitte befand sich ein Mensch, der verrückt zu seyn schien. Er sprang in kurzen Sätzen empor, hielt sich den Kopf mit beiden Händen, kreischte, jauchzte, umarmte jetzt diesen und dann den. Man drang in ihn, er solle denn endlich sagen, was er wolle? und da gab er in abgebrochener, keuchender Rede, untermischt von unarticulirten Tönen von sich, daß

so eben bei dem Gouvernement eine Staffette eingegangen sey, der Post und Ueberlieferung, Napoleon sey bei Schleitz total geschlagen und in voller Flucht nach dem Rheine. Hieran knüpften sich die glorreichsten Nachrichten von der Zahl der Todten, der Gefangenen, der eroberten Kanonen. Die Verluste gingen in's Unermeßliche.

Der freudigste Jubel brach aus. Man schüttelte einander die Hände, Thränen der Rührung wurden vergossen, die Seligkeit des Glücks leuchtete aus den Augen der ältesten und trockensten Personen. Ich habe, wenn ich nachmals über diesen Vorfall in meiner Erinnerung kam, stets innig empfunden, wie tief die edeln Regungen, welche da erweckt wurden, in der menschlichen Brust gegründet sind. Man konnte wirklich zu jener Zeit vom Staate nicht viel mehr wissen, als daß er eine Anstalt sey, worin die Soldaten Spießruthen liefen, worin der Adel empfange, der Bürger und Bauer aber zu geben habe, und dennoch jauchzten die Menschen über sein Glück, als hätten sie ein Vaterland, welches ihnen die köstlichsten Früchte der Freiheit und des Großsinns trage.

Die Nacht und der folgende Morgen ging im Schwelgen des befriedigten Patriotismus hin. Um Mittag kam aber der Vater mit einem ernsten Gesichte von der Kammer zurück und sagte: Bei dem Gouverneur ist keine Staffette eingegangen und man weiß überhaupt nicht, woher die ganze Nachricht rührt. Prinz Louis soll bei Saalfeld angegriffen und schwer verwundet worden seyn. — Das klang nun freilich gar anders, und die unbestimmte Ahnung eines Unglücks, welche sogleich hervortrat, erhielt die tiefste tragische Wendung. Denn der Prinz war für Magdeburg, was Achill für das Lager in der Ebene von Ilium gewesen. Er war Chef eines der bei uns garnisonirenden Regimenter, Domprobst, aber über diese Prägicate hinaus lagen die Zauber, mit denen er auf die Menschen wirkte. Seine Tapferkeit, Bonhomnie, seine große Begabung für Musik nicht minder als seine Waghalsigkeiten und forcirten Ritte nach Berlin und als selbst seine Schulden, Ausschweifungen und Liebeshändler hatten ihn in alle Lichter romantischer Beleuchtung gestellt.

Der Tag und der folgende verging still und gespannt und ich weiß noch, daß ich in meinem Knabenkopfe darüber nachdachte, wie es möglich seyn könne, daß die Menschen an einem Abende entzückt und am Tage darauf niedergeschlagen wären. Ich wußte freilich keine Lösung zu finden, aber die erste Ahnung von der tiefen Zweideutigkeit und Tücke des Lebens entstand mir damals und knüpfte sich so an ein furchtbares allgemeines Geschick. —

Niemand wußte, wie die Sachen sich verhielten. Ein Nachbar, von dem vielleicht noch öfter die Rede seyn wird, trat aber im Dunkel unter das Fenster, zu dem der Vater hinaus sah, und sprach von einer großen zweitägigen Schlacht bei Frankenhausen, die, als der Courier abgegangen, noch unentschieden gewesen sey. Auf so umstellende Weise bildete der Dunstkreis des Ereignisses seine Doppelheit ab. — Der Vater seufzte tief und stieß den Schmerzensruf aus: Gott, Friedrichs Soldaten werden denn doch wohl ihre Schuldigkeit thun!

Der Morgen des 17ten Octobers (wenn ich nicht irre) brachte den Jammer der kläglichsten Gewißheit. Schon in der Frühe war ruchtbar gewor-

den, die Nacht zuvor sey ein verwundeter Offizier vom Schlachtfelde angekommen, der dem Gouverneur die schlimmsten Dinge entdeckt habe. Der Tod des Prinzen wurde bekannt. Aber, was in gewöhnlichen oder nur nicht ganz entsetzlichen Verhältnissen wie ein Fall sonder Gleichen erschienen wäre, das verschwand hier fast unbeachtet vor dem Heranschreiten des unerhörtesten Elendes. Denn um neun Uhr Morgens begann der Rückzug (wenn man ihn so nennen will) der geschlagenen Armee, welche in Magdeburg sich wieder sammeln sollte, und er hat ununterbrochen den ganzen Tag hindurch bis spät in die Nacht, so wie einen Theil des folgenden Tages fortgedauert. Aller Aufsicht entlassen, war ich als eilfjähriger Knabe beständig auf der Straße, habe ihn daher mit meinen Augen gesehen, und kann mithin sagen, daß meine erste große Anschauung der grausenvollste Sturz und Ruin gewesen ist.

Um neun Uhr zogen die ersten Flüchtigen zum Sudenburger Thore herein. Haufen Fußvolks waren mit halben oder viertel Geschwadern Reiterei vermischt, dazwischen fuhren dann wohl einzelne Kanonen

oder Pulverkarren. Durch einander trieben Uniformen aller Regimenter und der verschiedensten Grade sich zur Stadt herein. Auch einzelne Packpferde mit den balancirenden Zeltstangen wurden wieder sichtbar, Feldequipagen folgten und selbst die erbärmlichen rothen Küchenwagen blieben nicht aus. Zuweilen kam ein Stabsoffizier gesprengt, befahl etwas mit heftigen Schreiworten an Leute, die nicht von seinem Regimente waren, und sprengte dann weiter, ohne darauf zu achten, ob sein Befehl ausgeführt wurde.

Das Volk hatte sich auf dem Breitenwege und am neuen Markt in dichten Haufen versammelt und sah Anfangs mit einer Art von dumpfer Hoffnung dieser Verwirrung zu. Es sind die ersten Ausreißer, hörte ich mehrere Leute sagen, die halten sich nie in der Ordnung. Nur Geduld, bald werden regulaire Regimenter kommen. — Aber es wurde Mittag, es wurde Nachmittag, es ging gegen den Abend und noch hatte das Durcheinander nicht aufgehört, noch immer wälzte sich der verworrene Knäuel, zu welchem der Schlachtengott hier ein Heer zusammengeballt hatte, durch die Straßen.

Endlich kamen einige geordnete Schaaren, gleichsam zur Probe und um doch auch eine Ausnahme von der grausen Regel zu zeigen. Eingehüllt waren nun die Fahnen, die auf dem Hinzuge so lustig im Winde geflogen hatten. Meistens zog Alles ohne Sang und Klang einher. Nur einmal tönte die Musik hell, gleichsam ein Lachen der Verzweiflung über das gramvollste Geschick. Das war, als das Trompetercorps eines Kuirassierregiments einpassirte. Sie hatten ihr Regiment nicht hinter sich, waren überhaupt ganz allein und für sich und bliesen so auf ihre eigene Hand den Dessauer Marsch, als sey Alles in bester Ordnung. Sie sahen wohl aus, die Trompeter, und saßen auf feistgenährten Pferden. Ueberhaupt fiel es auf, daß die Einzelnen nicht abgerissen oder abgehungert, oder sonst zerstört sich ausnahmen; das Tiefste des Unglücks trat in diesem Contraste persönlicher Wohlbehaltenheit mit allgemeiner Vernichtung zu Tage.

Am Nachmittage wußte Jeder, daß es ein preußisches Heer eigentlich nicht mehr gebe. Eine marklose Trauer lag auf den Gesichtern der Menschen. Doch selbst in dieser regte sich noch der un-

beschreibliche Geist, der jene Zeit charakterisirte. Ich hörte Jemand zu seinem Nachbar sagen: Das mag nun seyn, wie es will, schlecht ist es allerdings hergegangen, aber wir haben mit Ehren verloren, denn ich hörte so eben, daß die Franzosen in der Schlacht nicht aus dem Schritt, die Preußen jedoch nicht einmal aus dem Tritt gekommen seyen. Er wollte damit andeuten, wie vortrefflich unsere Armee bei Jena und Auerstädt exercirt habe.

Der König war angekommen und in der Domprobstei am neuen Markte abgestiegen. Man wußte, daß er nach dem Fürstenwalle oder nach dem Gouvernementshause sich begeben hatte. Eine große Menge Menschen war, seine Rückkunft erwartend, in der hinabführenden Straße versammelt. Es dämmerte schon etwas, als der König die breiten Steine an der Seite der Straße zu Fuße heraufgeschritten kam, nur von einem Adjutanten begleitet. Bei seinem Anblicke brach die Menge in ein lauthallendes Vivat aus. Dieser Ruf mochte ihm so unerwartet seyn, der Augenblick ihn in dem Bewußtseyn seiner Lage so ergreifen, daß ihn die ihm sonst eigene Fassung verließ. Er zog sein Taschen-

tuch hervor, bedeckte damit das Antlitz und ging so verhüllt einige Schritte weiter auf seinem Wege. Dann nahm er das Tuch wieder hinweg und schritt nun ernstgrüßend nach seiner Wohnung den Menschen vorüber, welche, erschüttert von der Thräne ihres Herrschers, den gewaltigen Moment durch das tiefste, ehrfürchtigste Schweigen feierten.

Die Stadt war von den Trümmern des Heeres überfüllt und an ein Einquartieren der Soldaten wurde in der allgemeinen Unordnung nicht gedacht. Die armen Menschen suchten sich gegen die Herbstkälte in den Vorhallen der öffentlichen Gebäude, unter Schwiebbögen, oder wo sonst ein Schutzdach überhing, zu bergen, wie es eben gehen mochte. Viele Tausende aber, die zu spät gekommen waren, lagen auf dem nackten Pflaster, und um wenigstens im Rücken einen Widerhalt zu haben, hatten sie sich zu beiden Seiten der Gassen gegen die Häuser gesetzt. So bildeten sie lange

Spaliere Frierender, Hungernder, Murmelnder. In der Klosterstraße, worin das Haus meiner Eltern stand, war ein solches hauptsächlich aus Ueberbleibseln von polnischen Regimentern zusammengesetzt. Der Hunger quälte sie, und zwang Manchen zur Befriedigung durch den verachtetsten Wegwurf, da die Mildthätigkeit der Einwohner einer solchen Menge doch nur spärliche Kost darreichen konnte. Am ersten und zweiten Tage mögen zwischen vierzig- und fünfzigtausend Mann in Magdeburg gewesen seyn. Für einen Leckerbissen galt es jenen armen Polacken, wenn sie zu dem hin und wieder empfangenen Kommißbrode eines Töpfchens mit braunem Syrup habhaft werden konnten, in welches dann oft eine ganze Corporalschaft gierig die Brodschnitte eintauchte.

Indessen dauerte dieser Zustand nicht lange. Hohenlohe zog ab und etwa zweiundzwanzigtausend Mann blieben in der Stadt, die der alte Kleist zu vertheidigen denn doch nothgedrungen sich das Ansehen leihen mußte. Es wurde sogar ein Wort ausnehmenden Heldenmuthes von ihm umgetragen. Er sollte gesagt haben, er werde die Stadt

halten, bis das Schnupftuch in seiner Tasche brenne. Jedermann machte sich daher auf eine Belagerung gefaßt und richtete sich auch im Hause ein, wie in einer Festung. Die werthvollsten Sachen, das Silberzeug und was sonst einer wenig Raum einnehmenden Verpackung fähig war, wurde in Koffer und Kisten gethan und darauf mit saurer Anstrengung in den Keller befördert, den Jeder für sich und die Seinigen auch als Zufluchtsort im Fall eines Bombardements erlas und zurichtete. Namentlich galt es für ein Sicherungsmittel gegen Bomben und Granaten, die Zugänge mit großen Düngerhaufen zu verwahren, so daß die Häuser bald wie polyphemische Heerdengrotten aussahen und dufteten. Aber dieses und anderes dergleichen wurde vor dem Antlitze der Gefahr nicht beachtet.

Am meisten Sorge machte den Hausvätern die Verproviantirung ihrer Angehörigen. Mein Vater hatte kurz zuvor einen einfältigen Bauerburschen in Dienst genommen, weil es seine Sitte war, sich die Bedienten aus dem Stande der Rohheit zuzuziehen; diesen sendete er nun in die nahen Dörfer aus, mit dem Befehl, an Lebensmitteln zusammenzubrin-

gen, was er bekommen könne. Der Mensch war bis dahin völlig unbrauchbar gewesen, faul, nachlässig, langsam bis zur Widerwärtigkeit; bei diesem Verpflegungsgeschäfte aber nahm er sich, vermuthlich aus dem Grunde, weil die Sache seinen Magen mit betraf, unglaublich diensteifrig. Als ein wahrer Eulenspiegel der Versorgung hatte er im Wortsinne der empfangenen Ordre an Lebensmitteln zusammengebracht, was zu bekommen gewesen. Mit einem vierspännigen Wagen passirte er ein, hochbefrachtet durch Säcke voll Korn, Mehl, Erbsen, Bohnen, Linsen, Kartoffeln, hinterher ging ein Gehülfe und trieb einen Mastochsen, mehrere Hämmel und Schweine nach. Den Eltern wurde bei dem Anblicke dieser gigantischen Vorräthe, die für einen zweiten trojanischen Krieg auszulangen schienen, doch bedenklich zu Muthe. Man ließ von den Säcken und von der Heerde die Hälfte an Befreundete ab, und hatte kaum für den Rest Platz im Hause.

So waren denn die Bürger wohlbereitet auf Erdulden und Ausharren, und es kam nun darauf an, was der Gouverneur thun würde. Ende Octobers hieß es eines Morgens plötzlich, man könne

nicht mehr zum Thore hinaus, weil die Franzosen davorständen. Jetzt also war die Stadt belagert, und wir Kinder wurden mit in den Belagerungsstand erklärt. Der Vater ließ uns nämlich Abends nicht mehr zu Bette gehen, sondern der Reihe nach in den Kleidern auf einem Strohlager niederlegen, damit wir gleich munter und marschfertig seyen, wenn das Bombardement angehe und Feuer ausbreche.

Ney machte an einigen Abenden schwache Angriffe auf das Crökenthor und die hohe Pforte, damit denn doch die Sache den Schein von so einer Art von Kriegesbegebenheit gewinne. Generalmarsch wurde geschlagen, ein halbes Stündchen an beiden Thoren geschossen und zwei oder drei Granaten fielen in die Stadt. Das war das Ganze. Der französische Marschall wußte, mit wem er zu thun hatte und wollte einem Platze nicht schaden, den er schon für das Eigenthum seines Herrn ansah. Bei einer jener Gelegenheiten sollten wir zugleich erfahren, wie tief sich das Verderben in den Stand eingefressen hatte, von welchem alles Heil des Vaterlandes erwartet worden war. Zwei Offiziere

lagen bei uns in Quartier; zwei junge Lieutenants. Als nun in einer Nacht das Schießen begann und die Trommel zum Generalmarsch gerührt wurde, verfügte sich mein Vater zu den Beiden hinunter, um sie zu wecken, kam aber nach einigen Minuten blaß vor Entrüstung zurück. Denn als er den Beiden gesagt, sie möchten aufstehen, der Feind greife die Stadt an und es werde Generalmarsch geschlagen, hatten sie versetzt, sie würden liegen bleiben. Und als er mit Nachdruck seine Botschaft wiederholt, hinzufügend, sie würden ihn wohl nicht recht verstanden haben, war ihm der Eine ungeduldig in die Rede gefallen nnd hatte gerufen: Ja doch! Er solle sich doch deswegen keine unnütze Sorge machen, die Sache draußen werde schon ohne sie von Statten gehen, und wirklich waren beide nicht zum Aufstehen zu vermögen gewesen.

Nachdem wir etwa vierzehn Tage lang in einer stumpfen Erwartung hingelebt hatten, hörten wir von französischen Parlamentairen, die mit verbundenen Augen zur Stadt hereingeleitet worden seyen und bald darauf geschah, was bekannt genug ist. Der Fall von Magdeburg war schlimmer als die

verlorene Schlacht. Denn daß sich alte ermüdete Geister im offenen Felde wider Napoleon nicht zu helfen gewußt hatten, bewies doch eigentlich nur die Ueberlegenheit, die dem Genie immer beiwohnt. Allein ganz anders verhielt es sich hinter den Wällen einer mit zweiundzwanzigtausend Mann Garnison und Vorräthen aller Art wohlversehenen Stadt einem Feinde gegenüber, der nicht einmal Belagerungsgeschütz mit sich führte. Hier hätte eine ganz gewöhnliche Pflichterfüllung zugelangt. Und wollte man auch diese zu schwer für einen halbkindisch gewordenen Greis finden, so war doch der Umstand einzig in der Kriegsgeschichte zu nennen, daß unter den achtzehn Generalen und höheren Offizieren, aus denen Kleist seinen Rath zusammengesetzt haben soll, nur Einer der Capitulation zu widersprechen wagte.

Beinahe hätte der Ehrgeiz der Gemeinen, welcher in diesem Falle da rege war, wo er die wenigsten Antriebe empfing, am Morgen der Uebergabe gefährliche Auftritte erzeugt. Die Leute waren schwer gereizt durch die schmachvolle Ueberlieferung, welche ihrer vollen Kraft und Stärke feiges Er-

liegen zumuthete. Schon am Abend des siebenten November's hatten sich einzelne Unruhige geäußert, man müsse dem Gouverneur die Fenster einwerfen. Nun hatte man am andern Morgen in der Frühe unvorsichtigerweise von den Brantweinvorräthen, welche in den Gewölben der Festung lagerten, den Soldaten reichlich zapfen lassen, weil man lieber diesen das Gute gönnte als den Franzosen. Dadurch aber waren die Köpfe entzündet worden und es bildeten sich, als die Stunde des schimpflichen Hinausmarsches herannahte und als man wußte, daß die Franzosen bereits auf dem Glacis aufmarschirt standen, große Haufen, welche wie wüthend durch die Straßen liefen. Verschiedenartig war das rasende Beginnen, welches diese Meuterer androhten. Die Einen schrien: Sie wollten den alten Hund (womit sie den Anstifter des Elendes meinten) massacriren, die Anderen vermaßen sich, auf die Franzosen draußen losgehen zu wollen; mit Mord und Brand gegen die Stadt warfen wieder Andere um sich. Wenn der Aufruhr größere Massen ergriffen hätte, so wäre ein schweres Unglück zu besorgen gewesen. Denn Ney's Schaar wartete wohl

nur auf eine günstige Gelegenheit einzudringen und dann in der Stadt, als in einer erstürmten, zu plündern.

Indessen wußten einige der im besten Ansehen stehenden Offiziere, welche den Haufen nachgingen, diese durch Zureden, Güte oder List zu beruhigen, auseinander zu bringen und unschädlich zu machen. Die Garnison wurde getrennt und zu verschiedenen Thoren ausgeführt. Auf diese Weise nahm Alles einen unschädlichen Verlauf, man erzählte aber, daß ein großer Theil der Soldaten unterweges zornig die Gewehre auf dem Pflaster zerschmettert habe und ganz waffenlos, oder doch nur mit verstümmelten Waffen auf dem Platze angekommen sey, wo diese gestreckt werden sollten.

Französische Husaren mit dicken Haarzöpfen sprengten in die Stadt, Chasseure folgten, bald zogen auch Infanterieregimenter ein, die gegen unsere Truppen ein ziemlich bettelhaftes Ansehen hatten, denn Ney führte eigentlich nur Halbgesindel. Die sogenannte „Löffelbande" war für die Festungen genügend erschienen, und die besten Regimenter hatten den Zug zu dem ernsteren Kampfe in Polen

und Ostpreußen angetreten. — Wir wußten jetzt wirklich, woran wir waren, wie jene Offiziere im Zeughause vorausgesagt hatten, und der eigentliche Stand der Sache sollte bald ganz klar werden. Die Franzosen benahmen sich nämlich durchaus nicht wie in einem durch Capitulation übergebenen Orte, sondern eine Menge von Excessen bezeichneten den Tag ihres Einrückens. Nun hatte sich gleich aus den Notabeln der Stadt eine Commission zum Verkehr mit dem französischen Heerführer und zur Besorgung der städtischen Angelegenheiten zusammengethan. Diese wandte sich an Ney, da bei den untergeordneten Befehlshabern nichts auszurichten war, und bat um Schutz. Ney empfing die Bittenden äußerst höflich, versetzte aber auf ihr Gesuch, daß er unmöglich glauben könne, was sie ihm vortrügen, er commandire zu disciplinirte Truppen, eine kleine Erholung sey dem Soldaten auf seine Strapatzen wohl zu gönnen. In der Nacht aber und am folgenden Tage mehrten sich diese Erholungen. Schränke wurden erbrochen, Silbersachen geraubt, Mißhandlungen an den ersten Einwohnern, Gewaltthätigkeiten an Frauenzimmern verübt, so

daß der Zustand nahe an eine Plünderung streifte und in diese übergehen mußte, wenn nicht von Seiten des Machthabenden augenblicklich Einhalt geschah. Die arme Commission begab sich daher wieder zu diesem, wurde anfangs gar nicht vorgelassen, nachher mit finsterem Gesicht empfangen und heftig angefahren: Er begreife nicht, wie ihn die Stadt Magdeburg immerfort behelligen könne, da sie sich noch gar nicht um ihn bekümmert habe! — Die Mitglieder sahen einander betroffen an, da sie wußten, daß keine Form verletzt worden war, die der Ueberwundene dem Ueberwinder schuldig ist. Ungnädig entlassen verweilten sie draußen im Vorgemache noch einen Augenblick, über den Sinn der dunkelen Rede nachdenkend. Den legte ihnen nun ein Commissaire Ordonateur aus, welcher mit ihnen in Neys Zimmer gewesen und ihnen gefolgt war, vermuthlich abgesandt von dem Marschall, um der deutschen Beschränktheit zu helfen. Er sagte ihnen nämlich ganz freundlich, der Herr Marschall verstehe eigentlich unter dem Bekümmern das übliche Geldgeschenk, womit sich eine eroberte Stadt von der Einbuße ihrer Glocken loskaufen müsse, welche

nach Kriegsrecht dem Eroberer angefallen seyen. Nachdem die Commission solchergestalt den Sinn des französischen Kunstausdrucks gefaßt hatte, fragte sie schüchtern den gefälligen Zahlmeister, der aber in diesem Falle zum Einnehmer werden sollte, auf wie hoch denn etwa das „Bekümmern" zu veranschlagen sey, und erhielt den Bescheid, Einhundertfünfzigtausend Thaler würden wohl hoffentlich genügen. — Dem ersten Entsetzen über diese unmäßige Forderung folgte dann ein formliches Dingen und Feilschen, und man handelte bis auf Einhunderttausend Thaler (wenn mir recht erinnerlich ist) herunter. Fünfundsiebenzigtausend Thaler wurden nun in wenigen Stunden durch Beisteuern der reichsten Einwohner aufgebracht, über den Rest der Summe ließ sich Ney Wechsel gefallen. Es versteht sich, daß auch die Umgebung zu bedenken war, und daß namentlich der Dollmetsch des fremden Ausdrucks ansehnliche Uebersetzungsgebühren empfing. Tante Rustan hatte als eine wohlhabende Dame gleichfalls ihren Scherf zur Bekümmerung zahlen müssen. Ihr Gesicht soll wunderbar ausgesehen haben, als sie nach dem Geldschränkchen ging, die

Rolle voll Goldstücke zu holen. Sie wußte nun desgleichen, woran sie war mit ihrem Helden, wenigstens mit seinen Lieutenants.

Sobald Ney das Glockenlösegeld empfangen hatte, ergingen die geschärftesten Befehle, Mannszucht herzustellen, einige der Eroberer niederen Grades, welche sich noch beigehen ließen, auch zu ihrem Glockenantheile in den Kisten der Bürger zu gelangen, wurden mit strengster Strafe belegt und Jedermann war nun seines Eigenthums und seiner Gliedmaßen sicher. Alle diese Vorgänge, über welche die Biographien des Fürsten von der Moskwa schweigen, hörten wir vom Vater erzählen, der auch in die Commission eingetreten war.

Die Zeiten, welche einem Schlage, wie er damals alle Verhältnisse zerschmetterte, folgen, sind eigentlich keine Zeit. Die Menschen leben nur vom Abend zum Morgen, ihre Vorstellungen schwärmen ohne Zusammenhang umher, den Entschlüssen fehlt jede Consequenz, Alles verzettelt sich, bröckelt auseinander und schnappt in den kurzathmigsten Anstößen nach Luft. Ein Land, eine Provinz, der jeder höhere Lebensathem solcherweise abgeschnürt

wurde, bietet den Anblick eines niedergetretenen Ameisenhaufens dar. Die Thätigkeit der Herstellung ist groß, aber die Menschen wimmeln auch nur so durch einander in thierischen Instinct, die Eierchen wegzutragen, dieses Gängelchen und jenes Kämmerlein wieder auszutreten. Der Egoismus zeigt sich in seiner häßlichsten Gestalt und die Gemeinheit deckt ganz scheulos ihre Blöße auf. Eine Caricatur erschien, welche Kleisten mit Beziehung auf das erzählte renommistische Wort des faselnden Greises darstellte. Das Schnupftuch hing ihm lang aus der Tasche und ein französischer Soldat steckte es mit einem Fidibus hinterrücks in Brand. Und es gab Menschen, welche dieses Witzbild über die Schmach der eigenen Stadt kauften, auch darüber zu lachen im Stande waren. Wir Kinder mußten von allen Seiten den großen Kaiser Napoleon nennen hören und seine außerordentliche Familie; da setzten wir uns hinter unsere Tuschkästchen, illuminirten kleine Landschaften und schrieben Dedicationen darunter „an Napoleon den Unüberwundenen und Unüberwindlichen," an die Kaiserin Josephine, an Mürat.

Eylau tönte nach einigen Monaten aus weiter Ferne herüber, und Colberg, aber das war doch nur Schall und Rauch. Lange vor dem Tilsiter Frieden stand es in der Ueberzeugung eines Jeden fest, daß das Vaterland für uns verloren sey. Die Franzosen übten eine Nachsicht gegen die Anregungen, die der Patriotismus hätte finden können, welche von ihrer Verachtung zeugte. Schill's Bild wurde bald in den Läden ausgeboten, Blücher ebenfalls, wie er bei Lübeck sich tapfer durchhieb, Friedrich der Große stand trübsinnig an eine abgebrochene Säule gelehnt, welche die Inschrift: „Preußens Größe" führte. Der Debit dieser Darstellungen wurde nicht gehemmt; ein Widerspruch gegen die nachmaligen argwöhnischen Beaufsichtigungen.

Aus historischen Träumen erwacht, die für Wirklichkeit gegolten hatten, stießen sich nun die Menschen gegen eine Wirklichkeit, die fast wie ein grauser Traum aussah.

Zwischenbemerkung.

Die Jugend wird, bis sie in das öffentliche Leben übertritt, erzogen durch die Familie, durch die Lehre, durch die Literatur. Als viertes Erziehungsmittel trat für die Generation, welche wir betrachten, der Despotismus hinzu. Die Familie hegt und pflegt sie, die Lehre isolirt sie, die Literatur wirft sie wieder in das Weite. Uns gab der Despotismus die Anfänge des Charakters. Ich werde in den folgenden Abhandlungen von diesen vier Erziehungsmitteln reden, mit der Familie aber den Anfang machen.

Bei der Charakteristik der älteren deutschen Familie werde ich nicht von vornehmen Häusern, oder von solchen Gemeinschaften, worin ausgezeichnete Eltern, Freunde und Hausgenossen einen ge-

steigerten geistigen Zustand hervorbrachten, die Züge entlehnen, sondern meine Absicht ist, den Mitteldurchschnitt der damaligen deutschen Häuslichkeit zu schildern Wie die Familie aussah, wenn sie weder arm noch reich war, weder zu den Proletariern noch zu den Sommitäten gehörte, wenn die vier Wände des Hauses Verstand, Einsicht, Gesinnung umschlossen, ohne daß gleichwohl diese Eigenschaften sich zur Höhe der Berühmtheit emporbrachten, werde ich anzugeben versuchen. Denn gerade solche Umstände haben beides geliefert, einmal das Niveau der Jugend, welches beschrieben werden soll und dann auch wieder die Mehrzahl unserer größten Denker und Dichter. Von diesen nenne ich, wie sie mir eben einfallen: Reinhold Forster, Leibnitz, Lessing, Schiller, Goethe, Hegel, Fichte, Klopstock, denen noch Viele beizugesellen wären.

Die mittlere Region welche ich im Auge habe, scheint also zur Hervorbringung des Volkes im besseren Sinne, und seiner geistigen Anführer die geeignetste zu seyn und die vorzüglichere Aufmerksamkeit zu verdienen, wenn deutsches Leben im Allgemeinen zu erläutern ist. Was namentlich die

höheren Stände jener Zeit betrifft, so haben ihre Genossen nur insofern an der großen Bewegung Theil genommen, als sie nach dem Zusammenbrechen der Verhältnisse nicht eigentlich mehr aristocratisch-vornehm weiter leben zu können sich beschieden, dadurch aber, bei manchen fortdauernden äußeren Verschiedenheiten, sich dem inneren Kerne nach den Mittelclassen anschlossen. Aus sogenannten geistreichen Häusern aber oder aus Häusern berühmter Männer geht selten eine Jugend hervor, die für sich Charakter besitzt und entschiedene Farbe.

Die Familie.

Lord Byron hat gesagt, eine Familie käme ihm vor wie ein italiänischer Sallat, worin die verschiedenartigsten Ingredienzien nur durch Oel und Essig mit einander zusammenhingen. — Fühlte sich ein Engländer gedrungen, so zu sprechen, der doch sehr feste Formen in seinem Lande vor sich sah, wie soll einem Deutschen zu Muthe werden, wenn er unternimmt, das seltsame Chaos von Egoismus und Opfermuth, Thätigkeit und weichlich-bequemem Wesen, Täuschung und Wahrheit, Blutgefühl, Verdruß, Widerwillen und anhänglichster Liebe, welches die deutsche Familie heißen muß, als organisches Gewächs nachzuweisen? In der That, ich halte es für eine der schwierigsten Aufgaben, unseren Familiengeist, diesen Proteus, zu bannen, daß er Rede

steht. Und doch ist er da, sogar weit mehr da, als anderer Orten, denn die Familie bedeutete von jeher mehr bei uns, als bei den übrigen Völkern. Polen und Russen haben nur eine Art von Contubernium, Spanier und Italiäner allenfalls den Instinct, der sich der Kinder annimmt. Bei den Franzosen herrscht dagegen umgekehrt eine ehrfurchtsvolle Pflege des Alters, wie noch neuerdings Alletz in seinem Werke über die Sitten und die Macht der Mittelclassen in Frankreich bezeugt hat. Töchter insbesondere, die ihre Väter leidenschaftlich verehren, sind dort nicht selten; die Stael war in dieser Beziehung kein Phänomen, sondern nur ein eminentes Beispiel. Dagegen ist die Ehe, welche doch immer der eigentliche Pulsschlag des Hauses bleibt, dort auch ganz entzaubert, dürr und heruntergebracht. Grisetten und Freundinnen befriedigen — nicht die Wollust — sondern das Herz. Eine Liederlichkeit des Herzens nennt Alletz den Zustand. Es giebt eine Menge derartiger Verbindungen, an welchen die Sinne kaum einen Antheil haben, wenigstens keinen entscheidenden. Ein scharfer Contrast der Anomalie in den beiden Ländern, in Frankreich und Italien! Dort sucht

der Mann seine Freuden außer dem Hause, hier ist es die Frau, welche sich den amico zu verschaffen weiß. Man kann nicht zweifelhaft seyn, wo die Sitten einer Restauration näher stehen.

Blickt man nach England, so sieht die Sache sehr glänzend aus. Das behagliche Landleben der Gentry, die Gemeinschaftlichkeit der Familiengenüsse, der einfache Freimuth der englischen Frauen scheinen den Rückschluß auf eine hohe Vollkommenheit des häuslichen Zustandes zu gestatten. Allein sieht man schärfer zu, so möchte sich doch Alles zuletzt mehr auf das Gefühl des Comfort beschränken. Die englische Familie ist nur der englische Staat im Kleinen. Der Hausvater ist der durch die Verfassung beschränkte König, der zwar innerhalb dieser Schranken des höchsten Ansehens sicher seyn kann, aber auch nur sein Reich unter der Bedingung hat, daß er die Frau, Kinder, ja selbst das Gesinde als constituirte Gewalten achtet. Der Athem politischer Rechte durchweht wie Alles auch die Familie dort, und der Spruch, daß eines Engländers Haus seine Festung sey, ist bezeichnend, denn er deutet doch nur auf einen Werth der Sache nach Außen, nicht

auf eine Befriedigung im Inneren hin. Ihre neuesten Sittenschilderer Bulwer und Booz zeichnen nie, so reich sie an Bildern des häuslichen Zustandes sind, die feineren Zauber der ehelichen Liebe, die tieferen Conflicte, die im Hause nur entstehen können, wenn es den ganzen Menschen absorbirt, den Schmelz, der über dem Verhältnisse der Eltern zu den Kindern haucht, sofern es in seiner zartesten Gefühligkeit vorhanden ist. — Und die Romanschreiber, wenn sie so große Talente sind, wie die Genannten, geben über die Structur der Sitte immer deshalb die beste Auskunft, weil man bei ihnen den Blick der Beobachtung gleichsam auf der That ertappt, während die absichtlichen Darsteller von Zuständen mehr befangenen Zeugen gleichen. — Wo es nun glücklich zugeht in den Geschichten jener Autoren und derer, die sich ihnen anreihen, da treten doch nur gemeinsame fröhliche Mahle, Parthien, Spiele als Exponenten des Glücks auf, ohne daß sich an diesen äußerlichen Dingen etwas tiefer Geistiges entwickelte. Wo das Unglück kommen soll, wird es durch Schulden, Banqueroute, Verführer, Entführer, heimliche Bösewichter vertreten. Eugen Aram ist

im Grunde nichts weiter als ein gemeiner Mörder, und dennoch fähig ein schönes edles Mädchen zum Verderben zu fesseln. Eine solche Figur, nach Deutschland übertragen, würde uns kaum glaublich erscheinen. Booz läßt sogar seinen Narrn Snodgraß und seinen Feigling Winkle in den Hafen des häuslichen Glücks einlaufen, ohne daß eine Ironie über die Zukunft der Verhältnisse angedeutet würde. — Dagegen wird ein Engländer nicht vermögen, aus dem Zimmer eines Gastwirths und aus dem Munde eines Gastwirthssohns so tüchtige und erhabene Worte tönen zu lassen, wie sie Hermann zu Dorotheen spricht, nachdem er die Geliebte erlangt hat; die Casuistik der Wahlverwandtschaften, ganz erwachsen auf den feinsten und unlösbarsten Conflicten der Familie, wird ihnen immer verschlossen bleiben, und schwerlich imaginiren sie auch je ein Verhältniß des romantischen Lichtes, wie das des Herzogs zu Eugenien ist. Ich habe meine Beispiele absichtlich nur von Goethe entlehnt, weil er der größte Dichter der deutschen Familienempfindungen ist, sie am klarsten wiederspiegelt.

Ich glaube, daß die Familie nur in Deutschland zur höchsten Gestalt sich durchbildete. Und es wäre auch schlimm, wenn dem nicht so wäre, denn eine geraume Zeit hindurch war sie das Einzige, was die Nation besaß, und noch zur Zeit ist sie wenigstens das Einzige, was einer abgerundeten Bildung am nächsten blieb, während alles Andere sich erst bei uns im Werden befindet. — Die Basis nun, über welcher sich das eigenthümliche deutsche Familiengefühl erhob, ist das Urgefühl der Germanen, daß in dem Weibe etwas Heiliges sey. Aus diesem Urgefühle entsprang in späteren Zeiten eine durch Reflexion vermittelte Ahnung, daß auf das, was von dem Weibe in seiner innersten und ihm eigensten Thätigkeit ausgeht, nämlich auf das Kind, auch etwas von dem Heiligen der Hervorbringenden übergehe.

Beides, das Urgefühl und die abgeleitete Empfindung, haben, wie ich glaube, die beiden unterscheidenden Kennzeichen der deutschen Familie hervorgebracht; Kennzeichen, die nur auf deutschem Boden selbst ungemischt blieben, weil die auswandernden germanischen Stämme in der Fremde störende Eindrücke empfingen. Beide Kennzeichen treten hervor an

dem Manne und Weibe selbst, und sind auch nur an diesen zu suchen, weil nur sie die Factoren der Familie bilden, welche als bestimmende Pole auf das Uebrige, was zu ihr gehört: Kinder, Hausgenossen, Dienende, einwirken.

Das erste jener Kennzeichen ist, daß, wie ich glaube, nur bei uns die Ehe als Sacrament geknüpft wird, nicht im Sinne der katholischen Kirche, sondern im menschlichen aber eben deshalb göttlicheren Sinne. Das Weib weiß, wenn das Gefühl nach ihm verlangt, daß in dem Manne, wenn auch in einem noch so späten und abgeblaßten Reflex die germanische Urempfindung rege sey, daß er in ihr, wo nicht mehr ein Heiliges, weil dies zu hoch für unsere Zeiten klingen möchte, doch ein Unbeschreibliches und Unaussprechliches suche und sehe. In dieser neuen Lage nun schlägt ihre Seele das Auge auf, sie war, bis die Liebe sie erfaßte, eigentlich noch Nichts, in jener Empfindung des Mannes aber erkennt sie ihre höchste Würde und ihren vornehmsten Adel. Ueberströmend von Dankbarkeit erfährt sie nun in ihrem Bewußtseyn, daß der, welcher sie so erhöhte, ja das Werk Gottes eigentlich an ihr erst

ausschuf, nothwendig Gleiches in sich trage, da nur das Gleiche das Gleiche erkennen kann.

Beide vereinigen daher in der Liebe nicht abgesonderte Geschmacksrichtungen, Neigungen, geistige oder gemüthliche Sympathien, sondern die Personen, d. h. das ganze, ewige, unberechenbare Wesen des Menschen. Nur in dem Glauben an eine solche Vereinigung aber kann das Wort der Treue noch mit gutem Gewissen vor dem Altare ausgesprochen werden. Es sagt aber nicht etwa: Ich will Dir eigensinnig anhangen, auch wenn ich erkennen sollte, daß Du nicht zu mir gehörst, daß Deine Schwächen und Fehler untragbar sind; sondern es will sagen und bedeuten: Weil ich Dich als ein ewiges und unberechenbares zu dem Ewigen und Unberechenbaren in mir gehöriges Wesen erkannt habe, so kann nie ein Fehler noch eine Schwäche an Dir groß genug seyn, um den Glauben zu zerstören, daß Du aus dem unerschöpflichen Schatze Deiner Person alles Schlimme vergüten könnest und werdest, entweder von Dir selbst oder mit Hülfe meines Glaubens und meiner Liebe. — Dieß ist das Wesen der deutschen Ehe, es folgt

aber aus ihm, daß bei uns auch die Ehe zu der Liebe hinzutreten muß, soll sie von dem Zweifel, sie könne doch nur eine Grille, ein Anstoß, ein Irrthum, eine Leidenschaft seyn, ausgeheilt werden. Denn Niemand darf sich jenen durch nichts Anderes willführlich zu ersetzenden Prüfungsmoment vor dem Antlitze Gottes unterschlagen, will er im Strome deutschen Lebens verbleiben.

Das zweite unterscheidende Kennzeichen unserer Familie ist, daß die Eltern in dem Kinde gleichfalls die Person erkennen und es danach behandeln. Weil ihnen nämlich kein Rausch der Sinne die Verehrung ihrer Personen übertäuben konnte, so erkennen sie auch mit der Geburt des Kindes, daß eine Person geboren sey, und dadurch wird das neue Verhältniß sogleich über den thierischen Instinct hinweggehoben. Es geschieht dieß, da sie ja wissen, daß neben den sinnlichen Kräften die Personen ihm das Daseyn gaben. Sie betrachten es daher, sobald sich nur der leiseste Anknüpfungspunct für diese Ueberzeugung darbietet, als ein in die Fortsetzung der ideellen Menschheit eingeordnetes Wesen, als zur Zukunft des Menschengeschlechts gehörig

und sich verpflichtet, es für diese Zukunft zu erziehen.

Zwischen beiden göttlichen Momenten, nämlich zwischen dem Sacramente der Treue und dem Sacramente der Hoffnung, wächst und quillt unsere Familie, denn mit Mann, Weib und Kind ist die Familie binnen ihrer nothwendigen Grenzen vollendet. Es folgt daraus, daß während sie bei anderen Völkern mehr Mittel zum Zweck oder äußere Veranstaltung ist, sie bei uns selbst den Zweck bildet und alles Aeußerliche in ihr dem Innerlichsten eingeschrieben und aufgetragen erscheint. Es folgt ferner, daß der Deutsche über sie hinaus sich schwerlich einen Zweck setzen kann, denn zu allen Zeiten kam es dem Volke in seinen besten Repräsentanten nur darauf an, daß diese sich als Person hatten und besaßen und folglich auch Andere als Personen erkannten, in dieser Erkenntniß aber sie hatten und besaßen. Mithin wird die deutsche Familie die unselbstische, erweiterte Person. Endlich folgt, daß, wenn gesagt worden ist, auf den Familien ruhe der Staat und solle darauf ruhen, dieß für uns nur folgende Bedeutung haben kann: Staat und

Familie sollen auch bei uns in das engste Bündniß geschlungen werden, so jedoch, daß der Staat das nothwendige, ehrwürdige und heilige Mittel bildet, um das Familiendaseyn zu erschaffen, freilich nicht das abgelegene und kümmerliche, egoistische eines Pfahlbürgers, sondern das sich in reicher Liebe Mittheilende, Stattliche, Selbstvergessene. Keineswegs aber kann jemals das Umgekehrte bei uns gelten. Nie kann die Familie das leblose Gerüst werden, auf welchem man in die luftige Region eines unter solchen Voraussetzungen auch gar nicht bei uns möglichen politischen Lebens emporklimmt.

Von den Beziehungen zum Staate aus soll die Familie entledigt werden aller Kleinlichkeit, in den Staat hinüber soll dagegen der Mann alle Wärme tragen, die er in seinem Hause empfing, und für Alles, was er da draußen leistete, soll ihn wieder die Blüthe des Hausgeistes belohnen. Diese wäre wohl die richtigste und schönste Wechselwirkung zwischen germanischem Staat und germanischem Hause, und auf solche Weise könnte sich ein modernes Ritterthum erzeugen, weniger phantastisch und glänzend als das der Tafelrunde, aber tugendhafter,

solider und vor allen Dingen aufrichtiger als Jenes. Wenn die deutsche Hausfrau die Dame würde, um deren Dank der Mann im Turnier des öffentlichen Lebens seinen Speer verstäche, so wäre jenes Ritterthum eingesetzt.

Das Grundwort der deutschen Familie bricht in folgenden Aeußerungen hervor. Zuförderst sind nur in Deutschland die Ehen möglich, welche man heilig nennen darf. Unter diesen verstehe ich solche, in welchen die Liebe bis zur Auflösung durch den Tod dieselbe bleibt, mag auch Gewohnheit, Krankheit, Alter allen Sinnenreiz zerstört haben. Ich unterscheide von denselben die sogenannten zufriedenen oder glücklichen, in welchen sich, wie man anzugeben pflegt, die Liebe in Achtung oder Freundschaft umwandelt, und deren auch bei anderen Völkern viele vorkommen mögen. Sondern in den Ehen, welche ich meine, dauert bis in die spätesten Jahre die Hingebung des ganzen Menschen an den ganzen Menschen fort, frisch, wie am Hochzeitmorgen, nur freilich, daß das Wesen eines Greisen und einer Greisin anders ist, als das von Jüngling und Jungfrau. Eben, weil nicht das Hinfällige

und Vergängliche, sondern das Ewige und Dauernde sich mit einander vermählte, besteht das Gefühl in seiner Wesenheit, ohne Umstimmung und Verwandlung fort. Ich scheue mich nicht, unter den Paaren, von welchen zu reden erlaubt ist, weil öffentliche Schriften von ihrem Zustande Zeugniß abgelegt haben, Voß und seine Ernestine zu nennen; denn der alte Sauertopf geht euch nichts an, sondern die unbedingte Ergebung der beiden Personen an einander bis in das hohe Alter. Will man Klopstock und Meta nicht gelten lassen, weil sie zu kurz verbunden waren, so werden doch Niebuhr und Solger erwähnt werden dürfen. Wie manches Beispiel ließe sich von ungenannteren Menschen anführen, wenn es schicklich wäre, Privatverhältnisse an das Licht des öffentlichen Tages zu ziehen!

Charakteristisch ist ferner das Verhalten der Eltern zu den Kindern. Man sorgt in andern Ländern auch für seine Nachkommenschaft, man erzieht sie, man gründet ihr Schicksal. Aber bemerklich bleibt dort, daß der Zustand der Alten als das Normale, wenigstens als das Positive angesehen wird, in welches das junge Geschlecht hineinzu-

wachsen habe, weshalb denn die Erziehung etwas von der Dressur behält und meistentheils durch Miethlinge ausgeführt wird, durch welche sie auch auszuführen ist, so lange sie jener Region zugehört, oder mindestens angenähert verharrt. Dagegen ist bezeichnend für unsern Zustand, daß deutsche Eltern in den Kindern die Zukunft zu erblicken pflegen, und zwar die Segnungen derselben, welche ihnen versagt blieben. In unsere Familie haben sich alle Geister des Ahnungsvollen, ohne welches der Mensch nicht zu leben vermag, geflüchtet. Wie nun die Ehe dem Deutschen das Ahnungsvolle in Gegenwart und Vergangenheit zuhaucht, so schimmern ihm ferne schöne Lichter vorwärts in der Kinderwelt. Ich werde später zeigen, auf welche Weise ein großer Mann dieses Zukunftgefühl von der Jugend im Allgemeinen aussprach, für jetzt genügt mir zu sagen, daß bei uns der Vater im Sohne denjenigen zu sehen pflegt, der es „da den Kindern jetzt Alles viel leichter gemacht werde," weiter bringen solle, als der Vater, daß die Mutter die Tochter vor den übeln Erfahrungen, die sie gemacht, bewahrt zu sehen wünscht. — Nirgendwo sind die

Beispiele noch so häufig von Eltern, die sich auf das sorgfältigste selbst mit der Erziehung der Kinder beschäftigen, als bei uns, obgleich allerdings auch das Pensionswesen und die Abrichtung durch Fremde um sich gegriffen hat. Nirgendwo anders wurde mit Erziehungssystemen mehr handthiert, an der jungen Pflanze mehr experimentirt um ihre verborgene Gabe und Frucht durch Gärtnerkünste zu entdecken, als bei uns. Und so ist denn auch die ächtdeutsche Unart, daß die Eltern in den Kindern oft schon Genies sehen, wenn sie noch in den Windeln liegen, doch nur ein geiler Schuß und Trieb aus edler Wurzel. Endlich: Es gehört bei uns zu den Ausnahmen, wenn das Weib anders als durch Neigung, oder durch das, was sie wenigstens dafür hält, Mitgründerin der Familie wird, während bei den südlichen Völkern an das Mädchen überhaupt keine Frage über ihr Loos ergeht, die Demoiselle aber durch den Ring sich nur zu allen Freiheiten der Societät beglaubigen und die Miß Regierungsrechte erwerben will. Das Weib ist nun aber das geborene Genie in der Liebe und in dem Verhalten der Menschen gegen Alles, was sich

auf Neigung, insbesondere auf weibliche bezieht, legen sie unwillkührlich Geständniß ab, wie sie von der Person und ihrem schrankenlosen Dürfen denken.

Fassen wir das Betrachtete zusammen, so ergiebt sich Folgendes. Die deutsche Familie ruht auf dem Gefühle von der Person; sie baut sich auf und zeugt sich fort durch die Darstellung von Personen, nur als Personen treten Freunde, Hausgenossen und selbst Dienstboten an sie hinan und sie verbindet sich mit ihnen nur als mit Personen. Durch diese Thatsache wird auch nur die Figur des deutschen Hausfreundes möglich, oder der Freundin des Ehegatten, wie sie bei uns vorkommt. Während anderer Orten der Freund im Verhältniß zur Frau stets der zweideutigste Charakter ist, und die Freundin die Frau ersetzt, so werden bei uns nicht selten Freund und Freundin unschuldige Ergänzungen der Personen der Ehegatten, wenn denn doch der Blick der Erfahrung deren Mängel aufweiset. Die Fälle sind in Deutschland nicht selten, in welchen die Frau mit dem Geiste und Gemüthe eines fremden Mannes eine innige Verbindung knüpft, ohne daß eine Verletzung der ehelichen Treue, weder

der physischen, noch der moralischen stattfindet, und dasselbe läßt sich umgekehrt nach der andern Seite hin behaupten. — Im Allgemeinen ist das deutsche Haus ein beseeltes. Die Beseelung durchdringt es, welche überall auflebt, wo nicht Egoismen, Absichten und Berechnungen mit einander in Wechselbeziehungen treten, sondern die Personen. Der Ausdruck jener beseelten Wechselbeziehungen aber ist die Liebe. Die Liebe soll sich im Hause verkörpern und Fleisch gewinnen, oder mit andern Worten dasjenige, was Christus meinte, wenn er vom Himmelreiche sprach.

Man wird lachen und rufen: Wer übertreiben will, der übertreibe recht, damit der Uebertreibung ihr Recht geschehe! — Geduld. — Meint Ihr, daß ich die Kehrseite nicht kenne? — Ihr würdet mich mit dieser Meinung für gar zu unschuldig halten. Ich kenne den deutschen geblümten Schlafrock, das Landesproduct, die gelben Pantoffeln, die weiße baumwollene Nachtmütze; den Born vaterländischen Tiefsinns, den Bierkrug und die Stütze des Charakters, die Tabakspfeife, kenne ich. Ich weiß von vielen zärtlichen Ehepaaren, die einander durch gegenseitiges Verhätscheln bis zur Nichtigkeit abschwäch-

ten, ich habe die Thräne im Auge der gefühlvollen deutschen Frau gesehen, womit sie ihre kleinen Listen durchzusetzen wußte, und das Bewußtseyn der höheren Mission blieb von mir nicht unbelauscht, in welchem sich der deutsche Mann zu Tische setzt, wenn ihm seine Gattin ein Leibgericht hat kochen lassen. Ich hörte die selbstgenügsamen langweiligen Ermahnungen der vortrefflichen Eltern an ihre guten Kinder, ich sah die Tücke der Kleinen, die schon mit Empfindungen Comödie zu spielen wußten. Das Genie der Haussöhne im Schuldenmachen sah ich, und die edle Prüderie edler Töchter bei dem harmlosesten Scherze, woraus erhellte, daß ihre Keuschheit, von verständigen Müttern unterrichtet, gar wohl Bescheid wußte. Es ist mir auch bekannt, daß hier und da Sitte ward, der Braut an ihrem Ehrentage einen Wittwencassenschein in den Trousseau zu legen, damit doch ja auch dann die ersprießliche Prosa nicht fehlte. Den ganzen Zettel- und Bettelkram der deutschen Familie, ihren blühenden Jammer und die empfindsame Hausheuchelei kenne ich also auch so ziemlich und habe hin und wieder darüber selbst gespottet. Endlich weiß ich, daß auch

bei uns viele Geld- und Vernunftheirathen geschlossen werden.

Aber um erst einmal bei diesen stehen zu bleiben; so pflegen sie dann auswärts auch reine conträts de mariage zu bleiben; in Deutschland aber ist der Fall gar nicht selten, daß der Altvaterspruch wahr wird: die Liebe komme in der Ehe. — Die einander wie in einem doppelten Blindekuhspiel haschten, nehmen nachher die Binden ab, und erkennen ein menschlich-schönes Antlitz; plötzlich springen Brünnlein des Lebens hervor aus der sandigen Wüste und weil am Ende Niemand bei uns ganz hart und herzlos die Ringe wechselt, weil das Bedürfniß und das Gefühl doch tief, wenn auch verborgen, in Jedem wohnt, so thaut das Eis, in dem man zusammenkam, auf und es wird noch Frühling, wenn gleich nur der Nachfrühling, der uns zuweilen im Spätherbst mit einigen Blüthen überrascht. Nichts anderes, als der Zug hoffender Ahnung, daß selbst kalte Verbindungen Geschick und Herz zu Ehren bringen können, hat die Stücke der Prinzessin von Sachsen, deren Thema die Vernunftheirath ist, so beliebt gemacht. Denn wahrlich, nicht

die lauen Fabeln und die flauen Charaktere dieser Stücke konnten ihnen die Wirkung verschaffen, welche sonst nur die Interessen der Leidenschaft hervorbrachten. Aber jener Zug war es, den die Verfasserin mit Geschick und Consequenz auszubeuten verstand, ihn würdigten die Deutschen, weil er ihrer Ueberzeugung gemäß war, und darum sind die Lügen und die Wahrheiten, die Oheime, Fürstenbräute und Landwirthe mit Recht auf unserer Bühne einheimisch geworden.

Und nun die Caricaturen der Familie! — Man muß erwägen, daß eben weil die Idee des deutschen Hauses eine sehr große und zarte ist, auch nur hochstehende Naturen sie rein auszuprägen im Stande sind, und daß das, was in einem ächten Charakter Wahrheit wird, in schwächeren Seelen zu Manier und Heuchelei umschlägt. Man findet zwar in der Manier und Heuchelei, von welcher ich die rohen Umrisse gab, einen Bestandtheil von deutscher Bequemlichkeitsliebe und Charakterlosigkeit, aber über denselben hinaus geht doch die, wenn gleich falsche Begeisterung für das süße Wohlseyn in den engsten Banden, die feste Ueberzeugung von

der souverainen Würde dieser Bande und die Zuversicht, daß außer denselben nichts Besseres und Höheres zu erstreben sey. Mithin also das, was auch die Grundlage der vollkommnen Familie bildet.

Das Komische läßt sich mit dem Moose vergleichen. Siehst Du das kleine, dürre, gelbbräunliche, graue oder blaßgrüne Gewirr vom Weiten an, so erscheint es Dir wie ein albern-einfältiges Spiel der Pflanzenwelt. Betrachte es aber näher. Schau hier ein schlankes Stämmchen, welches sich oben in symmetrischen Blätterbüscheln auseinander legt, dort einen gedrungeneren Stamm, von welchem verschränkte Zweige pyramidalisch aufsteigen, endlich da eine runde Krone, die durch anscheinend regelloses Geäst entsteht — und Du wirst Palmen, Cedern und Eichen im Kleinen sehen. Dasselbe Bildungsgesetz wirst Du so in diesen Kleinigkeiten drunten am Boden thätig erblicken, wie wenn Du um Dich und emporsehend die hohen Stämme, die lüftegewiegten Wipfel betrachtest. So wird Dir auch dasselbe Bildungsgesetz höherer Natur offenbar werden in den Palmen, Cedern und Eichen der

deutschen Familie, und in ihrem Moose. Zwischen jenen Fürsten und diesem Pöbel aber wird Dir ein mittleres Gewächs als das verbreitetste erscheinen, nicht erhaben wie jene, nicht verächtlich wie dieses, sondern mäßiger Größe, doch aber groß genug, um von den oberen Lüften noch angeweht zu werden, welche die Kronen der Fürsten umspielen.

War nun aber die deutsche Familie während der Unterdrückung verschieden von der jetzigen? — Ich glaube, ja; nicht dem Wesen, aber der Beleuchtung, der Betonung, der Landschaft nach, in welcher die Gruppe jetzt steht und damals stand. Und diese drei Dinge sind für die Wirkung sehr wichtig, besonders auf ein junges und ungeübtes Auge, welches noch nicht gelernt hat, auch im schlechtesten Lichte, in der mißstimmigsten Landschaft die eigentliche Form der Gruppe zu erkennen.

Um mit zwei Worten anzugeben, wohin ich steure, sage ich, die norddeutsche Familie (denn mit dieser habe ich es immer nur zunächst zu thun, da Süddeutschland sanfter vom Despotismus berührt wurde;) hatte während der Unterdrückung absoluten Werth und gegenwärtig nur relativen.

Zuerst von der Gegenwart. Ich habe, wenn ich von ihr rede, die Familien im Auge, welche seit etwa einem Decennio (ein Paar Jahre ab oder zu, thun nichts zur Sache) gegründet worden sind, weil an ihnen sich am unvermischtesten die Eindrücke der Jetztzeit ausprägen. Der Charakter des Friedens, in dem wir seit fünfundzwanzig Jahren leben, ist mehr, als es je in Friedenszeiten vorkam, der des Vermittelns, des Verschlingens des Einzelnen in ein Weltganzes. Es gelingt sogar Keinem, der aus früherer Zeit herübergekommen ist, mehr, sich rund für sich mit den Seinigen hinzustellen, sich zu isoliren, den Contact mit den wirkenden Potenzen abzuwehren; den hartnäckigsten Widerstand bricht endlich doch die Macht der Umstände. Wie viel mehr muß dieß in Familien jüngeren Datums der Fall seyn. Jene Macht der

Umstände ist aus unzähligen Agentien zusammengesetzt. Einige der bedeutendsten müssen wir angeben und wo es Noth thut, erörtern.

Mit den Fremden ward nicht alles Fremde vom deutschen Boden vertrieben, konnte nicht vertrieben werden. Aus der schmachvollsten Wirthschaft, aus dem Schleudersystem, welches eine Gewalt, die sich wenig um das Beste des Landes kümmerte, geübt hatte, waren dennoch für Tausend und aber Tausend Rechte entsprungen, die geschützt werden mußten. Was gegen die Befreiung geliefert und gezahlt worden war, das mußten die Befreiten, oder der befreiende Staat — ersetzen, für die Sache der Westphälischen Domainenkäufer sprach nur eine Stimme, obschon man wußte, daß im Durchschnitt da Händel vorlagen, wie sie zwischen einem Bankerottirer und habsüchtigen Wucherern abgeschlossen zu werden pflegen, Einrichtungen der fremden Verwaltung blieben bestehen, oder wurden nur umgetauft, wie denn die verstärkte Federkraft der executiven Gewalt, die in einzelnen Zweigen des Regiments für nöthig erachtet worden ist, nur auf dem französischen Princip beruht. In ganzen

Landstrichen dauerten fremdes Recht und fremdes Gerichtsverfahren fort; in Anderen wurde beides unter gewechselten Namen nachgeahmt. Endlich wurde in einigen Verfassungsurkunden der Hinblick auf Frankreich sichtbar. Ja, man kann sagen, daß der abstrakte Begriff des Staats, wie ihn die fridericianische Zeit nur erst als Luxus des Geistes gebildet, die französische Revolution aber unter dem Namen des souverainen Volks praktisch gemacht hatte, auch nur durch die Revolution nach Deutschland geschleudert worden ist. Also in vielen Beziehungen ein Mischzustand und gerade in denen, welche zu den Fundamenten der Gesellschaft gehören. Offenbar wäre das reine und ungetrübte Resultat des Sieges gewesen, wenn mit den Fremden auch Alles, was von ihnen oder auf ihre Veranlassung gestiftet war, zur Niederlage kam. Ich sage nicht, daß diese möglich war, sondern ich will nur andeuten, welches die Folgen sind, wenn ein Volk so tief herabsank, um sieben Jahre lang unter der Herrschaft eines Anderen stehen zu müssen. Die Natur kann sich in einem solchen Falle durch ein Fieber helfen, welches den gröbsten Krankheitsstoff

auswirft, aber die Nachwehen des Fiebers bleiben lange: das Zittern der Nerven, die Schwäche, die Unsicherheit des ganzen Befindens; und in diesen Nachwehen schleichen doch noch die Reste des Uebels umher. Die Nachwehen unserer Krankheit und des kritischen Fiebers sind nun in der hier bezeichneten Richtung eine gewisse Halbheit, ein Gespaltenes und Doppeltes im Bewußtseyn von den öffentlichen Dingen, in den Begriffen von Recht, Eigenthum und Besitz. In diesen Regionen sind die Stifter der neueren deutschen Familie sämmtlich entwickeltere oder unentwickeltere Hamlete. Und es kann nicht anders seyn. Die um das Jahr 1830 Familien gründeten, waren damals durchschnittlich etwa in der Mitte oder gegen das Ende ihrer zwanzigen Jahre, sie waren daher zur Zeit der Befreiung ungefähr Zwölfjährige. Ihren ersten Blicken erschien ein starker und mahnender Geist, dessen unzweideutiges Gebot ihnen jedoch in der Skepsis der nachher vor ihnen auftretenden Wirklichkeit problematisch werden mußte. Sie konnten keine Vergleichung der doch im Ganzen erträglichen Gegenwart mit dem früheren traurigen Zustande

anstellen; sie verglichen nur die unbedingten Erwartungen einer vollen und großen Nationalität, welche ihre Jugend beflügelt hatten, mit der bedingteren und mäßigeren Erfüllung. Es kam dazu, daß der Contrast der äußeren politischen Verhältnisse kaum größer gedacht werden konnte. Deutschland hatte seine Waffen bis in das Herz des feindlichen Landes getragen, und wenige Jahre später stand der besiegte Feind wieder tonangebend in den großen Angelegenheiten da, während Deutschland abermals bestimmt schien, in diesen Dingen die Rolle des Zuschauers oder wenigstens des zuletzt Befragten zu spielen.

Nun aber tragen alle Schöpfungen des Menschen das Gepräge der Stimmung an sich, in welcher er schafft. Die neuere und neuste Familie wurde von Zweifelnden, in dem Unbehagen eines kaum lösbar erscheinenden Zwiespalts Befangenen gegründet, und deshalb ist der Moment ihrer Gründung meist weit entfernt gewesen von dem altväterischen Genügen, von der naiven Zuversicht der früheren Zeit. Er erschien vielmehr den Gründern zwar wie ein heiliger, aber doch wie ein dunkeler,

nicht wie eine Lösung, sondern wie eine Schürzung des Knotens. Beide Theile glaubten in ihm nicht ihr Geschick zu ordnen, sondern erst recht die kühnste Frage an das Geschick zu richten.

Man wende nicht ein, daß ich der Hamletstimmung so vieles Gegenwärtigen eine zu beschränkte Ursache gegeben habe. Ich werde nachher noch andere bestimmende Motive aufzählen, aber diese sind untergeordneter Art. Der Hauptgrund des geistigen und gemüthlichen Schwankens bleibt das Bewußtseyn von der Größe der vorangegangenen Arbeit und von der scheinbaren Kleinheit oder unreinen Natur der Ausbeute. Man wende ferner nicht ein, daß ja doch gar Manche durch die Fortdauer der fremden Nachwirkungen im Vaterlande, oder durch die politische Schwäche Deutschlands in ihrem Empfindungskreise kaum berührt zu seyn scheinen. Die unbewußten Eindrücke sind im gesellschaftlichen Körper oft die mächtigsten, und er hat ein noch zärteres Gemeingefühl, als der Organismus des Leibes, in welchem an keiner Stelle eine Affection seyn kann, ohne daß nicht das Ganze irgend wie eine Umstimmung erfahren sollte.

Sonst sagten die Leute, die sich verbinden wollten, zu einander: Du bist mein Alles, meine Welt, das Ziel jeglichen Wunsches. Jetzt pflegt der Mann von dem Mädchen seiner Wahl zu rühmen, daß sie ihn verstehe. Und so spricht umgekehrt das Mädchen auch. Dieses Merkwort gehört nun aber recht eigentlich der Freundschaft an, die sich immer auf Objecte bezieht. Denn man kann einander nur über Objecte, über Einzelnes verstehen, wenn auch über noch so Vieles; es ist durchaus unmöglich, daß der ganze Mensch den ganzen Menschen verstehe, vielmehr giebt es für das Verständniß da immer einen Bruch, nur aufzulösen durch die Sehnsucht quand même. Die Liebe hat eine leise Schattirung von der Freundschaft angenommen, die Ehe daher, der Keim und Ausgangspunct der Familie, etwas von ihrem universellen Gehalte eingebüßt. Denn die Freundschaft läßt Mancherlei, ja sogar oft sehr Vieles neben sich zu, die wahre Liebe duldet eigentlich nichts Zweites in der Seele.

Die Journale! — Wer zählt sie, wer schälte nicht die meisten wegen ihrer Oberflächlichkeit, Perfidie, Petulanz? Und wer entzöge sich gleichwohl

dem Einfluß des Alles durchdringenden Elementes, welches von der Schnellpresse zu einem früher unglaublich gehaltenen Grade der Expansion gesteigert, einen Jeden anweht und ihn zwingt, aus demselben einen Theil seiner Respiration zu nehmen? Dieses Element, eine neue Art von Gas, würde sich ungefähr so beschreiben lassen: Auf Treue und Glauben annehmen das, was eigentlich erlebt und erschaut werden muß; Studien, die man selbst nicht zu machen im Stande ist, durch Andere für sich anstellen lassen. Ich zweifle, daß die eigentliche Natur öffentlicher Verhandlungen und Hergänge anders als durch den unmittelbarsten Anblick erkannt werden kann; gewiß ist, daß nur der mit der Wissenschaft, mit der Kunst, mit der Poesie in ein lebendiges Wechselverhältniß tritt, welcher zu den Quellen selbst schöpfen geht. Wie Wenige haben zu jenem Anblicke die Gelegenheit, zu diesem Gange, der ein stiller, angestrengter, oft wiederholter seyn muß, die Muse! Dennoch sind die Forderungen an Jeden so gestellt, daß er über Alles eine Meinung haben soll und bei Gelegenheit auch genöthigt ist, sie zu äußern. Die wunderbarsten Ansprüche

auf Polyhistorie sind rege geworden. Wer darf heut zu Tage nur im gewöhnlichen Sinne für unterrichtet gelten, wenn er nicht in mehreren Dingen zugleich Bescheid zu wissen wenigstens vorgiebt, als die sonst im Kopfe eines Gelehrten bei einander Platz hatten? Der Heroismus aber, Ignoranz vielleicht noch größeren Ignoranten gegenüber einzugestehen, ist schon ein bedeutender; er darf nicht Vielen zugemuthet werden.

Das Bedürfniß universeller Scheinbildung, hervorgegangen aus dem Gähren und Arbeiten der Zeit, befriedigen nun die Journale. Es läßt sich der Beweis führen, daß ein sogenannter gebildeter Mann der Gegenwart die Mehrzahl der Dinge, über welche er sich unterrichtet anstellt, nur aus Journalen, oder aus dem, was ihm Andere aus Journalen erzählten, hat und haben kann. Freilich wird dieß nicht leicht Jemand Wort haben wollen, dennoch aber ist es so, und zwar ganz einfach deshalb, weil der Tag viel zu kurz seyn würde, um die Kunden selbst dem sogenannten Wissenden darzureichen; den Mangel dessen, was erlebt werden

muß, wenn gewußt, noch gar nicht in das Beweisverfahren mit hineingezogen.

Die Journale sind also eine gewaltig wirkende geistige Potenz. Man darf sie nicht schelten, denn sie haben sich nicht selbst gemacht, sondern die Zeit machte sie, man kann ihren Geist aber auch nicht loben. Sie bringen immer nur Surrogate der Wahrheit, des Erkennens, Erfahrens. Manche sind gegründet worden in der redlichen Absicht, selbstständig, belehrend, frei zu seyn, eine Zeitlang blieben sie diesem Vorsatze treu, endlich aber scheiterte er dennoch an der Unlösbarkeit der Aufgabe, das Schwere mundrecht zu machen, und selbst die Besten schlugen daher auch um in das Appretiren, in den Anschluß an gewisse Schulen oder Partheien.

Nun aber fühlt sich kein strebender Mensch (denn die ganz seichten Köpfe lasse ich aus der Rechnung hinweg;) dauernd von Schemen und Klängen befriedigt, oder von Resultaten angesprochen, zu denen ihm die Vordersätze fehlen. Es ist ein unabweisliches Verlangen seiner Natur, den Dingen selbst in das Antlitz zu schauen, Ordnung und Zusammenhang in seinen Vorstellungen zu stiften.

Jenes Nachsprechen auf Treue und Glauben ermüdet ihn bald, ekelt ihn nachher an. Gleichwohl bleibt er, wenn er im Strome sich oben halten will, außer Stande, durch eigene Kraft zu schwimmen. Doch wieder muß er immer und immer des erborgten Korkgürtels sich bedienen. So entsteht dann ein ganz eigenes ödes Gefühl, welches die Unruhe in der Seele vermehrt. Der geheime Grund, weshalb Viele gegenwärtig die Falte des Mißmuths noch vor der Runzel des Alters an der Stirne zeigen, ist, daß sie sich im Stillen den geistigen Forderungen, die sie auch an sich ergangen glauben, nicht gewachsen halten, wissen, wie übel es um die Mittel stand, welche sie zur Ausfüllung der Kluft wählten, und verzweifeln, auf eine redliche Weise des Materials habhaft zu werden. Es existirt jetzt eine weitverbreitete Gesellschaft empor sich Schraubender und Emporgeschrobener, deren Zustand fast an den frevelhaften Rausch und an das ernüchterte Elend der Opiumesser erinnert.

Noch tiefer greift das Reisen in den Zustand der jetzigen Menschen ein. Sonst, nämlich vor etwa dreißig bis vierzig Jahren wurde zwar auch

gereiset, indessen gehörte es für die Mittelclassen zu den Ausnahmen, und wo es da stattfand, wurde es durch Geschäft, bestimmte Zwecke oder durch eine besondere Eleganz des Geistes und der Verhältnisse herbeigeführt. Jetzt ist das anders. Daß Jemand zu Hause bleibe, gehört zu den Ausnahmen; daß Alles, was nur die Mittel erschwingen kann, welche die neueren Erfindungen so sehr herabgesetzt haben, sich jährlich oder in nicht viel längeren Zwischenräumen über hundert deutsche Meilen wenigstens fort bewege, bildet die Regel. Die Minderzahl unter diesen Reisenden sind Geschäfts- oder Zweckreisende, die große Mehrheit reis't, um zu reisen. Die Figur des reinen Reisenden, oder des Reisenden schlechthin, welche sonst nur bei den Engländern vorkam, ist seit dem Beginn der Friedensperiode nun auch reichlich nach Deutschland übersiedelt worden.

Sie reisen um zu reisen. Sie wollen der Qual des Einerlei entfliehen, Neues sehen, gleichviel was? sich zerstreuen, obgleich sie eigentlich nicht gesammelt waren. Ist diese Wanderlust zu schelten? Auch nicht. Sie ist natürlich und zum Theil we-

nigstens Nachwirkung der politischen Stürme. Napoleon hat die Völker einst zu einander spazieren geführt, das mußte aufhören, die Reisen der Einzelnen sind aber gewissermaßen die leisen äußersten Kreise der einst so gewaltig im Mittelpuncte erregten Fluth. Ich muß überhaupt hier bemerken, was für viele Stellen meiner Schilderung gilt. Montaigne's Spruch soll mir auch zu Statten kommen: Ich will nicht belehren, ich erzähle.

Die Folgen der Reisemode erzähle ich denn so. Man hat wohl gesagt, daß in der Fremde das Heimische dem Menschen doppelt theuer werde; indessen ist dies doch nur für kurze Zeit der Fall, und die eigentliche Wirkung häufig gewechselten Bodens bleibt doch die in steigender Progression fortschreitende Neigung zum Wechsel. Reisen erweitern wohl den Sinn, aber sie erkälten ihn auch; sie sind wie ein starkes Reizmittel, welches für den Augenblick eine große Erschütterung hervorbringt, die dann eine nur um so tiefere Erschöpfung der Kräfte nach sich zu ziehen pflegt. Man sollte Reisen immer nur als Belohnungen sich verstatten, nur in der vollkommensten Harmonie mit sich und seinen Um-

gebungen darf der Scheidende ein Pfand der Versicherung sehen, daß den Rückkehrenden das Haus nicht unlustig ermüden werde. Sie als Mittel der Herstellung von Verstimmungen und Zerwürfnissen zu betrachten, ist sehr bedenklich, meistentheils brechen die Schäden nachher nur noch gefährlicher auf.

Man muß sich wundern, daß noch Keiner unserer Novellisten den Charakter des Reisenden schlechthin, des reinen Reisenden aufgefaßt, die Situationen, welche er veranlaßt, ergriffen hat. Der Reisende ist durchaus Egoist, die Begegnenden sind ihm Mittel zu seinen Zwecken. Weil nun aber die Selbstsucht, unverhüllt, einen gar zu schlechten Anblick gewährt, so wird unterweges eine Art von Scheidemünze der Empfindung ausgegeben, es wird ein gewisser Antheil an den Zuständen, über welche der rasche Fuß hinstreift, ein Eingehen in die Verhältnisse der Gastfreunde dargelegt, wovon das Herz nichts weiß. Wer seinen Worten keine Consequenz zu geben braucht, kann leicht zartsinnig, großmüthig, die Billigkeit selbst seyn. Deshalb stellen Reisende oft die gewöhnlichen Umgebungen in benachtheiligenden Schatten, das hingeworfene Wort des Vorüber-

gleitenden wird nicht selten zum stillen Saamen der Verwirrung. Man sollte daher gegen Niemand mit seinen Aeußerungen vorsichtiger seyn, als gegen den Wanderer, denn jedes Zutraun ist wie des Gärtners Werk. Soll die Pflanze grün aufgehen, so muß der Boden haften in den ihr Keim gesenkt wurde.

Alle Nachtheile des modernen Reisens verschwinden übrigens, wenn ein bestimmter Zweck sich damit verbindet. Dann wird es eine heitere Arbeit, die den Menschen in sich zusammenhält, und ihm die Ruhe der Häuslichkeit sogar süßer macht. Es kann auch eigentlich nicht wohl anders, denn so seyn. Welche bessere Natur verträgt wochen- oder monatelang fortgesetztes Vergnügen? Die Menschen sollten daher, wenn sie ihr Bündel schnüren, irgend eine Richtung ihrer Natur befragen, und dieser zu genügen, den Wanderplan entwerfen. Ich für meine Person habe mich immer sehr wohl dabei befunden, daß ich nie gereiset bin, nur um zu reisen, Erholung nur in einem bunten Allerlei zu suchen, sondern die Vollendung einer Arbeit, ein Studium, eine Erkundung im Auge zu haben pflegte. Man

verliert dann zwischen den fremden Wänden nicht das Gefühl des Daheimseyns, Heimath und Fremde fallen nicht auseinander, sondern werden durch einen zarten Faden verknüpft.

Was soll ich noch von den Vereinen sagen, welche auch dazu beitragen, die Menschen über die Grenzen ihrer Privatinteressen hinüberzuführen? Irgend einem Vereine gehört jetzt Jedermann zu, sey es nun ein Kunstverein, eine Gefängnißgesellschaft, eine Actiencompagnie oder sonst so etwas. Die große Bedeutung dieser Associationen habe ich in der Einleitung anerkannt, für die Mehrheit der Einzelnen geben aber auch sie ihren Beitrag der Beunruhigung. Denn wer das Innere solcher Vereine kennt, weiß, daß immer nur Wenige darin die Arbeitenden, mit dem eigentlichen Mechanismus und den Arcanis der Sache Vertrauten sind, und daß an die Uebrigen nur gewisse allgemeine Resultate gebracht werden, welche sie hinnehmen, ohne bei ihrer Erzeugung thätig gewesen zu seyn. Sie sind daher lediglich Consumenten der Gesellschaft; wie alle Consumenten aber zu übertriebenen Hoffnungen oder zu unmäßigen Befürchtungen, zu hohen For-

derungen und bitteren Anklagen aufgelegt, weil nur die Arbeit das rechte Loth und Blei für das Fahrwasser der menschlichen Dinge in die Hand giebt. Es ist gewiß: Was Einer sich nicht erarbeitet, das besitzt er auch nicht; der Verfall des Adels seit dem Untergange des Ritterthums beweis't diese Wahrheit. Es beweis't sie das Einschlummern Spaniens nach dem Entdecken der amerikanischen Minen. — Man könnte sagen, daß wie die Lehre der Journale ein Surrogat des Wissens und der Wahrheit giebt, die Thätigkeit der Vereine vielen Menschen ein Surrogat des eigentlichen Handelns darbiete. Scheinwissen macht nun unsicher, Scheinhandeln aber tödtet das Herz der Entschließungsfähigkeit ab. Woher kommt es, daß man sich jetzt zu so wenigen gesunder, gerader, einfacher, aus der vollen Brust kommender Thaten versehen darf? Der allgemeine Egoismus, über den man klagt, ist nur die Aeußerung der Sache selbst unter anderem Namen, nicht die Ursache. Auch ist das, was man den modernen Egoismus nennt, wenigstens etwas ganz Anderes, als was man früher so bezeichnete. Die Güter, welche man allerdings sucht, werden nur zu einem

Theile um ihrer selbst willen erstrebt, zum anderen und vielleicht größeren Theile sieht man in ihnen Träger geistiger Früchte, die Jeder brechen möchte. Es ist ja eine eben so allgemeine Klage, wie jene über den vermeintlich herrschenden Egoismus, daß Niemand seines Lebens und des Seinigen recht froh werde. Eben so wenig kann Sittenlosigkeit, welche zu anderen Zeiten die Thatkraft abschwächte, an der jetzigen Herzensmattigkeit Schuld seyn, denn die Sitten sind im Allgemeinen keusch, wenigstens viel reiner als sonst. Das Geschlecht, welches da lebt, ist, wenn auch keine Heermannschaft blonder, blauäugiger Germanen, doch nicht ein entnervtes.

Wahrlich, die Zeit bietet ein sonderbares Schauspiel dar in Beziehung auf Energie. Man erinnert sich an ein allbekanntes Distichon von Schiller über den Geist der Einzelnen und der ihrer Verbrüderungen. Man könnte jetzt in das Gegentheil hinüber parodirend sagen, daß wo Viele zusammenhandelten, ein Riese erscheine, der, wenn man die Handelnden einzeln betrachte, sich in lauter Zwerglein zerkrümele. — Hierin erscheint aber recht eigentlich einer der Puncte, auf welchen der Ueber-

gang von der subjectiven zur objectiven Periode Statt findet.

Von diesen Potenzen, denen sich noch unzählige kleinere aus dem weitschichtigen Culturzustande der Gegenwart anschließen, ist die heutige deutsche Familie gleichsam wie von einer Säure durchzogen und in ihrer festen Textur etwas gelöset. Das Haus hat gewissermaßen einen Gehalt in sich aufgenommen, der es in der Zukunft sicherlich zu einer ihm entsprechenden Form ausweiten wird, vor der Hand aber freilich für die von früherer Zeit her gezogenen Grenzen zu groß erscheint und die Wände schüttern, die Balken krachen macht. Es fand übrigens wie in allen Wandlungen der Zustände eine generatio aequivoca statt. Die Verwandlungszeichen draußen, und die im Hause waren ziemlich zu gleicher Zeit da.

Zu den seltensten Ausnahmen möchten heut zu Tage Familien gehören, die, wenn sie sich auch nur ein Weniges, ja nur ein äußerst Weniges über die gemeine Meeresfläche erheben, nicht alle Anstrengungen machten, zu den sogenannten geistreichen gezählt zu werden. Das Wort ist durch diese künst-

lichen Aufschwünge bei den Denkenden so in Verruf gerathen, daß man es kaum noch ohne spöttischen Nebengedanken nennen hört. Die „Geistreichen" werden mich entschiedener Spießbürgerlichkeit bezüchtigen, ich kann mir aber nicht helfen, zu sagen: So manches Haus, welches ich in ihrer Weise habe sich abmühen sehen, kam mir vor, wie eine Versammlung großer Kinder, welche allen Fleiß und Ernst daran setzten, Seifenblasen in die Luft zu treiben. — Sollte die Familie, wenn der alte beschränkte Standpunkt für sie nicht mehr zu halten ist, wenn die geistige Fluth der Zeit in ihr Gefäß aufgenommen werden muß, dieß nicht auf eine edlere und gründlichere Weise bewerkstelligen können, als leider häufig geschieht? Ich will zweierlei herausheben.

Unsere Mädchen werden zum Theil noch jämmerlich erzogen. Ihre Seele wird abgerichtet zu allerhand Scheinwesen und Flitter — eine Dressur, die durch die neuerdings erwachte Manie, sie fremde Sprachen lernen zu lassen nur noch an Breite gewonnen hat — aber sie wird nicht erfüllt mit dem Marke des Wissenswürdigen, mit einigen großen

Gestalten der Geschichte und Literatur. Leer bleiben daher so Viele und der Ehestand kann, wie er sich meistentheils gestaltet, das Uebel nicht heben, denn nun sollen sie repräsentiren, sollen Damen seyn, sollen über Alles zu sprechen im Stande seyn, ohne von etwas die Stellung und den Zusammenhang zu kennen. Wäre es denn nun da nicht schön, wenn der Mann dem Weibe noch nachhälfe, so weit dieß möglich ist? Würden die Stunden, die sonst in Dumpfheit oder Zerstreuung hingehen, nicht würdig angewendet, wenn der Mann die Versäumniß der Lehrer einbrächte; und erhielte die moderne Häuslichkeit dadurch nicht eine neue, schöne, ihr gemäße Grundlage?

Es ist hier wahrlich nicht auf Hervorbringung gelehrter Caricaturen abgesehen, noch auf eine pedantische Didaskalie. Aber wenn zwei Menschen so eng verbunden sind, wie Ehegatten, so ergiebt sich für wohlgeordnete Seelen das natürliche Bedürfniß, den Knoten durch gemeinsames Erkennen, durch Bewundern und Verehren des Trefflichen Hand in Hand, immer fester zu schürzen. Gewiß ist, daß unsere Frauen dadurch nicht weniger Frauen wür-

den, wenn sie, anstatt an elenden Romanen des Tages oder am Spülicht der Frömmelei sich Indigestionen zuzuziehen, ein wenig mehr die gesunden Gedanken großer Schriftsteller in sich aufnähmen, wenn sie für das Gewäsch, welches ihnen das letzte Zeitblatt zuträgt, erführen, wie es etwa auf unserer Erde aussieht, oder auf welche Weise dieser und jener erhabene Mensch sein Leben zu fassen wußte. Ich fechte hier nicht mit Windmühlen, sondern berufe mich auf das Zeugniß der Beobachtenden, ob man nicht und zwar vorzugsweise gerade aus dem Munde jüngerer Frauen jetzt eine Unzahl der oberflächlichsten, absurdesten, den Mangel jeder Grundlage der Bildung verrathenden Urtheile zu hören bekommt?

Ferner: Sollte es nicht endlich Zeit seyn, eine wahrhaft deutsche Geselligkeit wieder zu versuchen, nicht in dem Sinne des Liedes, daß gestern Abend Vetter Michel da gewesen sey, sondern in dem Gefühle und mit dem Bedürfnisse, daß es den Zusammenkünften der Deutschen wohl anstehe, wenn Jeder aus ihnen eine erhöhte Stimmung und eine Bereicherung des Geistes mit nach Hause bringt?

Wäre so viel daran verloren, wenn der deutsche Salon, welcher aller Orten die Battant's weit offen gethan, allgemach wieder geschlossen würde? Ich kenne den französischen Salon nicht aus eigener Erfahrung, sondern nur aus Beschreibungen; sind diese treu, so erbaut er sich auf Uebereinkünften der Meinung, die in der noch immer leichtesten Conversation von der Welt ausströmen und es durchweht ihn ein flüchtiges Etwas, der Aether des Pariser Daseyns, welches alle Stockungen verflößt, alle Spannungen mildert, die Friction nur gerade so weit zuläßt, als sie zur Erhöhung des Lebensreizes dient. Außerdem ist der Salon dort nicht selten Heerd politischer oder literarischer Vorbereitungen, ein Analogon des englischen Meeting. Alles das ist französisch und national und von allem dem ist nichts deutsch. Wir haben keine vertragenen Meinungen, wir wissen nicht zu conversiren, am wenigsten leicht, selbst unsere Frauen sind darin keine Meisterinnen, und ganz fehlt unserem Salon das oben angedeutete flüchtige Etwas. Es entspringt bei den Franzosen aus dem Bewußtseyn, daß ihre Gesellschaft ihr höheres Lustspiel des Lebens sey,

daß also alle Conflicte, die in ihr hervortraten, nur künstlerische Geltung haben dürfen und künstlerisch behandelt werden wollen. Zu einer solchen comödienhaften Behandlung sind wir aber viel zu schwerfällig. Wir wollen in unserem Salon auch belehren oder belehrt werden, überzeugen oder uns überzeugen lassen, wir nehmen unsere Antipathien zwischen die vier Wände mit, welche bei unseren Nachbaren die Stätte eines neuen Gottesfriedens umzirken, wir schmollen und grollen, wir haben Ambitionen, wo wir nur Vergnügen haben sollen.

Endlich gehen bei uns nie von den Salons Erfolge aus. Die Literatur treibt ihre Wurzel anderwärts, die öffentlichen Verhältnisse, wo dergleichen sind, entziehen sich ganz der Herrschaft der sogenannten guten Societät.

Auf diese Weise hat unser Salon eine ziemliche mißfarbige Gestalt bekommen. Die Präsidentschaft führt eigentlich ein stilles Unbehagen und eine gelinde Langeweile der Meisten. Ueber diesem unfruchtbaren Lettenboden (um bei einer so disparaten Sache aus dem Bilde zu fallen) lagert sich nun eine dünne Schicht fruchtbareren Erdreiches, in

welchem aber doch nur die kümmerliche Flora einiger Redensarten, Complimente, Schmeicheleien, schwerer Dissertationen, die sich zu Gesprächen verdünnen und leichtere Gespräche, die sich zu Dissertationen verdicken, verschiedener unterhaltungsbedürftiger, mehrerer flüsternder oder boudirender Damen fortzukommen vermag.

Ich glaube nicht, daß ich zu schwarz gesehen habe. Deutsche Salons habe ich vielfältig kennen gelernt und an vielen Orten und von guter Fabrik. Ich muß nun gestehen, daß ich meine geselligen Freuden immer weit ab von dieser Geselligkeit angetroffen habe. Und da dasselbe mir von manchem Andern, dessen Urtheil ein unbestochenes war, gesagt worden ist, so wird wohl eine Wahrheit und nicht eine säuerliche Verstimmung ausgesprochen worden seyn. — Im Gegensatz zu Jener läßt sich nun wohl eine ächt-deutsche Geselligkeit denken, deren Beschreibung, als eines Dinges, welches erst werden soll, freilich schwer ist. Sie würde aber von einem allgemeineren Bedürfnisse, wahlverwandte Naturen zu finden, verbunden mit der Scheu ohne dieses Bedürfniß mit Jemand zu verkehren, ausgehen.

Die Familie der Gegenwart hat also von dem schönen Grundschema der Liebe, welches ich früher aufzeichnete, eine Ausbeugung nach der Rechts- und Verstandessphäre hin genommen. Gewisse Normen treten in ihr marquirter hervor und bringen sie einem contractlichen oder verfassungsartigen Verhältnisse näher. Alles ist einfacher im Hause geworden; wenn man will, vernünftiger, aber auch nüchterner, kälter. Scandalöse Geschichten hört man seltener als sonst, noch seltener sind die tiefeinschneidenden Zwiespalte der Pflicht und Neigung, die poetischen Irrsale des Herzens, an welchen eine abgewichene Periode reich war, aber dafür hat das eheliche Band selbst etwas Herbes und Phantasieloses bekommen. Die Eltern stellen sich früher als sonst zu ihren Kindern in das Verhältniß älterer Freunde, woraus denn folgt, daß die Kinder noch früher Gedanken der Emancipation hegen und zwar nicht auf Schuldenmachen und Ausschweifungen, sondern auf alle Befugnisse der Cultur und Civilisation gerichtete. Bezeichnend für den Geist der Gegenwart ist das häufig in den Familien vorkommende Verlangen nach einem Talente in ihr. Es hat seinen Ursprung

in dem Widerwillen gegen die Einförmigkeit des gewöhnlichen Lebensganges, in dem Grauen vor den geheimen Schrecken der Zeit, und in dem richtigen Gedanken, daß das große Talent nicht allein für die Welt, sondern auch für das Individuum die glücklichste Himmelsgabe ist, weil es dasselbe am sichersten durch alle Stürme trägt; übersieht aber, daß es nichts unglückseligeres giebt, als mühsam gepflegte Halbtalente.

Im Ganzen fehlt es der deutschen Familie an dem früheren durchgehenden Genügen in sich selbst, sie wird eingeschränkter als sonst wie eine Freude empfunden, und steht wenigstens nahe daran, wie eine Nothwendigkeit erkannt zu werden. Auf mannichfache Weise suchen sich die Frauen zu helfen. Ich schweige von den Schriftstellerinnen, auch von den an der Emancipationsfrage sich Betheiligenden schweige ich und bringe über diese berühmte Frage nur dahin meine Meinung bei, daß die Frauen dadurch weit weniger die ostensible Absicht, gleiche Rechte mit den Männern zu erlangen, verfolgen, als vielmehr wünschen, auf einem Umwege die Forderung an ein Wiedererwachen wärmerer Neigun-

gen in den Männern geltend zu machen. Das Thema, welches Aristophanes in der Lysistrata cynisch, roh, frivol abhandelte, wird in der Gegenwart geistig, zart, verschämt wieder aufgenommen. Ziehen die Männer in den Krieg, sey es mit dem Speer oder mit Gedanken, so thun die Weiber, als könnten sie für sich bestehen. Sind die Männer verliebt oder nur galant, so denkt keine Frau an Emancipation.

Nur über die Frauenvereine seyen einige Worte vergönnt. Auch sie gehören zu den Symptomen, daß der Frau das Haus zu leer oder zu kalt geworden ist. Nur ehelos schließt in Zeiten, welche einen einfacheren Bildungstrieb haben, das Weib Vereinigungen mit ihres Gleichen: die Nonne, die barmherzige Schwester beruht auf diesem Grundsatze. Wenn Mistreß Fry unerschrocken mit dem Evangelium in der Hand unter die Verworfenen ihres Geschlechts zu New-Gate tritt, so ist das der Heroismus einer Einzelnen, der wie jede große That zur Nacheiferung fortreißen und zur Stiftung einer Comittee führen kann. Wenn im Kriege sich die Frauen verschwistert der Kranken und Wunden

annahmen, so geschah es, weil unter so außerordentlichen Umständen eben nicht anders geholfen werden konnte, und wenn in England ein Magdalenenhospital der Prostitution entgegenwirkt, so läßt sich sagen, daß jeder Frau die nähere Berührung mit dieser Pest in ihren persönlichen Umgebungen verfänglich erscheinen mußte. — Wenn aber in ruhigen Friedensjahren aller Orten Frauenvereine entstehen, um die Armuth zu unterstützen, oder sich des verwaisten Alters anzunehmen, so läßt sich wenigstens eine aus der Sache hervorgehende Nothwendigkeit nicht begreifen, welche die Frauen zwänge, auf solche Weise den reingezogenen Kreis weiblicher Individualität zu überschreiten. Vielmehr wird die Frau, in deren Gemüthe wirklich Alles an der rechten Stelle ist, in deren Seele ein vollkommen ungetrübter Friede wohnt, Werke der Mildthätigkeit in der unscheinbarsten, verborgensten und vor Allem in der personellsten Art verrichten, ohne Abkältung durch fremde Medien, weil sie auch solchen Werken ein mit der Liebesfähigkeit wenigstens verwandtes Mitleid, eine individuelle Theilnahme an dem Gegenstande der Fürsorge schenken zu müssen glaubt, weil

die rechten Werke bei ihr nur aus solchen Empfindungen aufblühen. Nichts ist der Frau im Gleichgewicht fremder als die sogenannte allgemeine Menschenliebe, nichts steht ihr näher als ein warmes Interesse an dem besonderen Falle. Von ihr gilt in noch höherem Grade, was Pascal's Schwester in seiner Lebensbeschreibung von ihm erzählt, wo sie über seine zärtliche Liebe zu jedem Armen, der ihm aufstieß, redet:

„Tous ces discours nous excitoient et nous portoient quelque fois à faire des préparations,. pour trouver des moyens pour des reglemens généraux, qui pourvussent à toutes les nécessités; mais il ne trouvoit pas cela bon, et il disoit que nous n'étions pas appellés au général, mais au particulier, et qu'il croyoit, que la manière la plus agréable à Dieu étoit de servir les pauvres pauvrement, c'est à dire chacun sélon son pouvoir, sans se remplir l'esprit de ces grands dessins, qui tiennent de cette excellence, dont il blâmoit la recherche en toute chose."

Wenn also, wie jetzt der Fall ist, es zur allgemeinen Sitte wird, daß die Frauen Milde und Wohlthätigkeit gleichsam als Geschäft treiben, so ist dieser Umstand eine Anomalie und läßt auf ein gestörtes Gleichgewicht zurückschließen, wobei wir natürlich die feinsten und der gestörten selbst vielleicht nicht bemerkbaren Irrungen im Auge behalten müssen.

Ueberhaupt dürfen wir nie vergessen, daß in einer solchen Charakteristik, wie ich sie von der deutschen Familie der Gegenwart zu geben versuchte, die Züge nahe an einander gerückt sind, zwischen welche des Lebens unerschöpfliche Fülle eine Menge versöhnender und tröstlicher Gestaltungen wirft. Sie ist nur wie ein Grundriß oder eine Charte zum Orientiren bestimmt. Trittst Du an das Gebäude hinan, trägt Dich das Segel zur Küste, so siehst Du gefällige architectonische Linien, sanftes Vorland, romantische Klippen, bebüschte Zungen, wo Du auf dem Papiere nur scharfe Winkel, trockene, unschöne Umrisse sahest. — Ich bin durchaus nicht der Meinung, daß unser Familienleben an einer hoffnungslosen Auszehrung deshalb leidet, weil es

hin und wieder sich einer gewissen Müdigkeit nicht erwehren kann. Als ein gutes Zeichen, es sey nur in einem Zustande der Durchbildung begriffen, muß angesehen werden, daß der Mangel gefühlt wird ohne den Gedanken an schlimmen Ersatz. Eine heimliche Unruhe, gleichsam ein stilles Nachtwandeln bei Tage treibt die Menschen aus der Enge des Hauses in ferne und fremde Dinge. Diese genügen ihnen dann doch auch wieder nicht, sie fallen von ihnen ab und in das Haus zurück, wo aber die frühere Empfindung sich ihrer von Neuem bemächtigt. Ein ziemlich schwindelhafter Kreislauf! das muß man einräumen. Aber die Ungetriebenen empfinden ihn mit schmerzlicher Bitterkeit, sie empfinden ihn als tragische Verlegenheit und wo es bei dem reinen Bewußtseyn eines moralischen Uebels bleibt, da ist noch Heilung zu erwarten. Noch suchen die Männer nicht fern von ihrem Heerde häusliche Freuden, noch haben die Frauen von den Genüssen der Repräsentation und Societät, die ich anführte, kaum Genuß.

Der Hinblick auf zwei psychologische Phänomene der französischen und deutschen Frauenwelt

schließe diese Betrachtung. Aurore Düdevant und Charlotte Stieglitz stellen Extreme des verwundeten weiblichen Gefühls, des Leidens an unsäglich unerträglicher Häuslichkeit dar. Der tiefste Riß, der in Frankreich und der in Deutschland durch die Familie gehen konnte, ist in ihren Schicksalen abgebildet. Beide mögen unglücklich gewesen seyn in einem Grade, den man vielleicht nicht zu ermessen, gewiß nicht zu schildern vermag. Aber Aurore entweicht dem furienwimmelnden Hause, Charlotte stirbt darin. Die Französin weiß sich zu trösten, sie legt Mannskleider an, raucht Cigarren, speculirt in den Fonds, rächt sich durch Romane von unvergleichlicher Verve und wird eine berühmte Schriftstellerin. Die Deutsche versteht nur sich zu opfern, in einem erhabenenen Wahnsinne, für ein Phantom, für ein Nichts allerdings, aber das nimmt dem Opfer seine rührende Größe nicht. Wir haben von dem Fatum unserer Landsmännin zwar keinen ergreifenden Roman als Frucht pflücken dürfen, aber in Charlottens Todtenanlitze wie in einem magischen Spiegel, wenn auch etwas fremdartig, doch kenntlich aussehend, die Quelle der Jugend

erblicken können, aus welchem sich deutsches Leben immerdar tränkt.

Mit diesem Bilde der modernen Familie in lauter Halbtönen sey nun die Gestalt der Familie verglichen, über deren Dach die Wucht der Weltereignisse stürzte. An ihr war Alles noch winklicht, barock, curios; desto zusammengefaßter kann der Bericht von ihr seyn.

Weil der öffentliche Zustand von Deutschland seit dem Westphälischen Frieden ein völlig nichtiger gewesen war und auch Friedrich die Kraft und Zuversicht der Menschen nur erst in eine Vorschule genommen hatte, von welcher sie nachher die hohe Schule der Selbsterkenntniß in Noth und Trübsal beziehen sollten, so hatten sich alle ächten Triebe des deutschen Gemüths in die Familie geflüchtet. In diesem engen Rahmen hatte sich das Gemüth zu jener Enge, Sentimentalität, Bequemlichkeit und zu der mit Isolirungen immer verknüpften wunden

Strenge zusammengezogen und zersplittert, abgeflacht und zugespitzt, über die ich nicht weitläuftig werden will, weil man allbekannte Dinge nicht immer von Neuem erzählen soll. Ich verweise auf Iffland; er ist der getreuste Cicerone durch alle Schätze und Curiositäten des damaligen deutschen Familienlebens. Meine Achtung für ihn als Dichter will ich Niemandem aufreden; als Quellenschriftsteller wage ich ihn gegen Jedermann zu vertreten. Da ist er von unschätzbarer Reichhaltigkeit. Er hat mit einem Auge, welches für die Wahrnehmung des Kleinen recht eigentlich organisirt zu seyn schien, gesehen, mit der musterhaftesten Treue beschrieben. Es ist bekannt, wie er sich über die Genesis seiner Arbeiten selbst erklärt hat. Ich mache, sagte er, bei meinen Stücken keinen Plan, sondern mir schwebt eine Figur vor, die mir gefällt, die mich interessirt, zu ihr gesellen sich andere Figuren, es bilden sich Beziehungen und Verhältnisse, ich lasse die Leute reden, wie es ihnen gemäß ist, und bin oft selbst neugierig, wohin die Sache führt, deren Entwickelungen ich im Anfange nicht vorhersehe. — Diese scheinbar auf ein höchst tadelnswerthes Arbeiten

deutende Aeußerung bezeichnet doch nur in unserem Falle die organische Entstehung jener sonderbaren Stücke, welche weiter nichts sind, als Studien der Beobachtung in dramatischer Form, und welche diesen Charakter nicht haben könnten, wenn der Verfasser den Reichthum seiner Wahrnehmungen durch eine schärfere Fabel geschmälert hätte. Es thut mir wohl, bei dieser Gelegenheit meinen Respekt vor einem viel getadelten Manne auszusprechen. Um ihn endlich im richtigen historischen Lichte zu sehen, muß man ihn nur mit seinem Rival vergleichen, mit Kotzebue. Bei dem ist Alles schwammig, verblasen, liederlich; er verläuft sich, wenn nicht in der ganzen Anlage einer Arbeit, was auch oft genug vorkommt, doch jederzeit an irgend einem Punkte in das völlig Dumme und Alberne, wie denn zum Beispiel einem seiner am besten geführten Stücke, dem „Taschenbuche," ja doch das Schnupfen der alten Haushälterin das Schnupfen als Plattitüde eingeimpft werden mußte. Von diesen Mängeln trifft man bei Iffland nichts an. Seine Region ist eine beschränkte, aber mit dem Durchblick auf eine weite Perspektive, nämlich auf

die unzerstörbare Macht und Würde des Hauses; und in jener Beschränkung waltet er durchaus als Meister von der Kanzelleigröße des alten Dallner, bis zu dem vor dem Geheimenrath Wallenfeld stumm geigenden Jean hinunter. Jedes weiß er an seinen Ort zu stellen; fehlt ihm auch bei der Planlosigkeit der Fabel die eigentliche Strategie des dramatischen Feldherrn, so ist er dagegen in der Taktik der einzelnen Scenen desto vortrefflicher. Darin ist Alles gescheidt, öconomisch, wirksam. Er ist, was Kotzebue nie war, nämlich auch für seine Person ein bedeutender Mensch. Seine kluge Führung der Berliner Bühne unter den schwierigsten Umständen, die Achtung, in welche er sich bei dem Hofe und den höchsten Personen in einer dieser Achtung noch gar nicht vorarbeitenden Zeit ohne niedere Künste zu setzen wußte, seine vornehme und imponirende Erscheinung daheim und auf Reisen — alles Dieses rechtfertigt das Urtheil, welches ich von mehreren Personen, die zu urtheilen fähig waren, über ihn vernahm, und welches mit dem übereinstimmt, was Goethe von Schiller gesagt hat: Er wäre überall an seinem Platze gewesen, auch im Staatsrathe.

Das Ifflandische Hauswesen Norddeutschlands war nun, als der große Stoß von 1806 das Werk der Zerstörung vollendete, welches die Occupation Hannovers begonnen hatte, zu einem Gipfelpunkte gediehen. In der Blüthe von Gefühl und Empfindelei, von Schroffheit und Weiche, von tüchtigem Verstand und willkührlichster Einbildung, von Uebersehen der wichtigsten Dinge und Wichtignehmen der kleinsten Kleinigkeiten erfuhr es jenen Stoß. Er erschütterte die Häuser bis zu den Grundfesten des materiellen Bestandes hinunter. Es ist doch eine Täuschung, daß man ein Vaterland entbehren, oder daß für dieses Vaterland ein Traumbild einstehen könne.

Die Entbehrung hatte Niemand gefühlt, das Traumbild, was als Ersatz der Wirklichkeit gegolten, war zerstört, die Familien schwebten also gleichsam in der Luft. Die Noth war nicht klein, Jeder mußte sich einschränken, Viele darbten; gegen diese Bedrängnisse der unermeßlichen Mehrheit verschwand das Wohlleben Einzelner, was diese sich allerdings durch schlaues Benutzen des allgemeinen Ruins oder

durch gefälliges Anschmiegen an die Fremden zu bereiten wußten.

Die Einwohner des preußisch gebliebenen Staates hatten eigentlich gar keinen Zustand mehr, die neuen Westphalen, welche aus Niedersachsen, Hannoveranern, Braunschweigern, Hessen und einigen alten Westphalen coagulirt waren, hatten einen Halbzustand, ähnlich dem des Zusammenwohnens in einem theuren und dabei schlechten Gasthofe, sie machten zwar unter einander wohl Gasthofsbekanntschaften, aber immer mit dem Gedanken an baldiges Umziehen. Ihre Furcht empfand zwar, daß bei Sturm und Unwetter das löcherichtste Obdach immer noch besser sey, als keines, jedoch erzeugte dieses Gefühl des einigermaßen-Geborgenseyns keinesweges eine Neigung zu dem traurigen Schutzmittel. Am meisten mögen die Sachsen in der alten Weise sich fortgedacht haben, doch kam auch bei ihnen allgemach die Ueberzeugung zum Durchbruch, daß ein zu mächtiger Freund eine gar bedenkliche Gabe des Schicksals sey. — Die Städte, welche jetzt überall mit den Häusern zu den Thoren hinauswandern, verödeten, in den Straßen begann Gras zu wachsen, ein

eigenes Haus, wonach sonst jeder verlangt, wurde an vielen Orten wegen der Heereszüge ein Fluch. In meiner Vaterstadt kam einmal ein altes Mütterchen auf das Rathhaus gegangen, überreichte der Serviscommission ganz froh, und erleichtert durch ihren Entschluß, die Schlüssel ihres Häusleins und sagte, die Herren möchten nun damit anfangen, was ihnen gut dünke, sie habe aufgegeben, was ihr doch nicht mehr gehört, sondern der Einquartirung.

So war das Gefühl und die Lage, als man sich von der ersten Betäubung erholt hatte, und wieder um sich zu blicken begann. Die Theilnahme an den öffentlichen Dingen, so weit sie sich nicht in Haß entlud, schränkte sich darauf ein, daß Jeder in seinem Kreise Einzelnes, wie Schulen, Stiftungen, Vermächtnisse, Anstalten, vor dem Angriff der Fremden zu erhalten suchte; der Patriotismus, wenn man das so nennen will, wurde durchaus local, corporativ; man sieht, wie die gewaltigste Zerschmetterung hier die ersten Keime des Verbindungsgeistes hervorrief, aus welchem naturgemäß ein erneutes öffentliches Leben der Deutschen nur emporwachsen kann.

Aber die Familie hatte in ihrem innersten Wesen, welches ich in die Beseelung durch Liebe gesetzt habe, durch Napoleons Sieg nicht gelitten. Im Gegentheil, da ihr jede Neigung, sich nach Außen zu wenden, nachdrücklichst verleidet wurde, da für keinen Besseren in den beutegewordenen Landstrichen irgend ein Antrieb vorhanden war, im Gemüthe mit dem Staate anzuknüpfen, so zog sie sich nur um so straffer, krampfartiger in sich zusammen. Was einer in seiner Frau, in seinen Kindern, in den Hausgenossen und nächsten Freunden hatte, das besaß er noch, und außerdem nichts. Das Gefühl dieses Zusammenhangs mit allen seinen Consequenzen wurde daher noch gesteigert, jedes Haus war nur für sich da, und in dieser Isolirung und gesonderten Existenz tritt uns nun das Hauptunterscheidungszeichen der deutschen Familie während der Unterdrückung, von der jetzigen in ihrer Verflößung nach dem Allgemeinen hin, entgegen.

Man würde aber sehr irren, wenn man glaubte, der Familiengeist habe, durch die Noth belehrt, seine Koboldstücken abgestreift. Im Gegentheile: das Wort von Tacitus kam abermals zu Ehren: Inter

adversa gliscit superstitio. Alle Abentheuerlichkeiten und Velleitäten prägten sich nur noch schärfer in den gereizten Seelen, welche in diesem Gebiete allein noch ihre Selbstständigkeit fühlten, aus.

Sonderbar mag der Zustand in Preußen gewesen seyn. Die Last der Tyrannis war dort noch schwerer, unter ihr aber bestand denn doch der wundgedrückte Staat mit seinem Königshause, seinen Gesetzen und älteren Einrichtungen fort. Dazu kamen die Arbeiten der Wiedergeburt, die bald nach dem Sturze begannen, so wie die Einflüsse Fichte's und Jahn's auf ihre nicht kleinen Kreise. Es ist unwahrscheinlich, daß dort die Isolirung der Familie in sich so groß gewesen sey, wie links von der Elbe, der Blick mehrerer Menschen auch aus der Mittelschicht der Bildung mag sich in jenen Gegenden in das Oeffentliche gesenkt haben, wenn gleich die Städteordnung, die hier scheinbar den größten Anreiz hätte geben müssen, als ein zu neues Institut in der That am wenigsten wirksam war, und nur von einem Theile der Städte als willkommene Gabe empfangen, von einem anderen Theile aber als Mittel beargwöhnt wurde, drückende Lasten durch

die Belasteten vertheilen zu lassen, und sie dadurch scheinbar leichter zu machen. Jedenfalls aber war das Symptom, welches ich angegeben, dort nur ein schwächeres, und fehlte nicht. Denn die Hoffnungen, wo sie bis zu dem Bündnisse von 1812 bestanden hatten, waren gebrechlich, die Bürde aber war stark.

Eine besondere Aeußerung des sich isolirenden Familiengefühls war der Nepotismus jener Zeit. Auch jetzt herrscht der Nepotismus; die Mehrzahl der einigermaßen wichtigeren Anstellungen geschieht in seinem Geiste, aber er wird sorgfältig verborgen und nur dem Kundigeren gelingt es, in jedem Falle seine geheimen Fäden aufzufinden. Damals aber war er etwas Eingestandenes, selten hatten die, welche das Geschick Anderer zu gründen im Stande waren, Hehl, daß sie vorzugsweise für ihre Angehörigen und Freunde sorgten, ja, es wurde wohl für einen Familienehrenpunct gehalten, in dieser Weise zu verfahren. Sehr natürlich, wenn man die Lage der Dinge, wie sie war, in das Auge faßt.

Auf das heranwachsende Geschlecht wirkte daher die Familie nicht als Theil eines Ganzen, sondern als rundes Ganzes. Sie erschien ihm als eine Theocratie des Gefühls, als eine ehrwürdige Usurpation. Der Sohn sieht jetzt den Vater in Verwickelung mit so manchen Uebermächtigen und dabei Vernünftigen. Früh fängt er daher an den Vater mit Dingen und Personen zu vergleichen. Ein solcher Seitenblick war der damaligen Zeit sehr fremd. Womit der Vater nicht fertig werden konnte, das war das Unvernünftige, Schlechte, durch keine Niederlage ging die Autorität verloren. Die Alten thaten und verlangten Allerhand, was der erwachende Verstand der Jungen nicht billigen konnte; das erweckte aber nur den stillen Wunsch der Jungen, auch dereinst so selbstständig zu werden, um dergleichen ebenfalls thun und verlangen zu dürfen. Man vergönne mir die Erzählung einer lächerlichen Kindergeschichte. Das Oberhaupt einer Familie hielt Rührei für eine der Jugend schädliche Speise. So oft sie daher im Hause bereitet wurde, erhielten die Kinder von derselben nur eine äußerst geringe Spende, während der Vater zu sich

nahm, so viel ein Mann in seinen Jahren bewältigen konnte. Der Aelteste, in dessen lebhaftem Geiste ein frühes Freiheitsgefühl spukte, hatte diese ungleiche Vertheilung der Güter auf Erden lange still gekränkt erdulden müssen. Endlich machte sich die Empfindung unter seinen Cameraden Luft. Wir saßen an einem Sonntag Nachmittag zusammen und unterhielten uns, vom Spiel ausruhend, von dem, was Jeder vornehmen wolle, wenn er erwachsen seyn werde. Die Reihe kam auch an jenem Frondeur und Dieser rief: Ich lasse mir dann alle Abende noch einmal so viel Rührei machen, als mein Vater jetzt ißt! — Ein brennender Durst nach den Studentenjahren, von welchen man den Himmel aller Freiheit sich verhoffte, war ebenfalls der Ausdruck jener Wünsche. Die jetzige Stimmung junger Leute in Beziehung auf diese Periode läßt sich mit dem damaligen leidenschaftlichen Begehren nicht vergleichen.

Aber die geheimen Leiden, Bitterkeiten und Anklagen jenes jugendlichen Alters raubten dem kindlichen Gefühle nichts. Die Eltern standen als der Mittelpunkt der ganzen kleinen Welt da und eine

einfache Pietät, eine schlichte Unterwerfung machte sich daher von selbst. Was aber in dieser durch Willkühr und Unrecht hätte erschüttert werden können, wurde wieder befestiget durch den Anblick der Noth, die Jene litten. Die Kinder sahen die Eltern Noth leiden, wenigstens Bedrängniß und Verdruß mancher Art, und deshalb wurden sie ihnen Gegenstand eines ehrfurchtsvollen Mitleids. Die Jugend kommt meistentheils gut aus der Hand der Natur, deshalb ist ihr eine zärtliche Theilnahme an den Leiden älterer Personen gar nicht so fremd, wie die Liebhaber der Erbsünde meinen. Nur verschwindet das Mitleid rasch aus der Erinnerung, wenn das Leiden aufhört. Hier aber waren dauernde Bekümmernisse und deshalb bildete sich auch die sympathetische Empfindung stationair aus und gab dem ganzen Verhältnisse eine eigene warme Färbung.

Patriarchalischer, als jetzt, war mithin die Gewalt in der eclesia pressa des damaligen deutschen Hauses. Auch nach außen machte sich dieser patriarchalische Charakter geltend. War gleich von einer früheren noch größeren Herbigkeit des Regiments schon viel abgeschliffen, so standen doch noch manche

Ecken und Kanten da, die jetzt sonderbar auffallen würden. Im Allgemeinen galt der Grundsatz, daß die Kinder der Eltern Eigenthum seyen, und daß ein Jeder mit seinem Eigenthume schalten dürfe, ohne daß Andere Einspruch zu erheben, das Recht besäßen. Nichts seltenes war es, daß die Eltern, gleichsam um ihr Eigenthumsrecht durch untrügliche Zeichen abzustaben, die Kinder durch seltsame Kleidung oder andere Auffälligkeiten auszeichneten. Varnhagen erzählt, daß ihn sein Vater als Türke habe gehen lassen. Dieser Zug gehört nun allerdings einer älteren Periode an. Aber auch ich erinnere mich noch mancher Dinge ähnlicher Art. So wohnten zwei Familienväter als nächste Nachbarn neben einander, deren Eigenthumseifer gleich groß war, sich aber verschieden äußerte. Der Eine hatte fünf rasch auf einander gefolgte Knaben. Diese ließ er eines Tages plötzlich völlig uniformirt in rothe Jacken mit blauen Sammtkragen und Silberstickerei und in gelbe Nankinghöschen stecken, in welchem schreienden Putze sie dann wie Jockeys verjüngten Maaßstabes auf der Straße umherwandelten. Der Andere gestattete an dem Hauptaare

seiner Kinder nicht Scheere noch Scheermesser. Sie mußten ihre Mähnen bis auf die Mitte des Rückens hinabwallend tragen, obgleich Keines etwa besonders schönes Gelock führte, sondern Alle nur sogenannte Lichtspieße, an denen nichts zu schonen war. Dergleichen würde nun jetzt manche Verwunderung erregen, damals aber unterlag es keiner Censur.

Freilich gab es auch manches Haus, in welchem die weichliche Erziehung herrschte, über die Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation zürnt, und Tieck in der verkehrten Welt spottet. Es fehlte nicht an diesem und jenem Ehepaare Rabe, welches die „verehrungswürdigen Kleinen“ zu den Gebietern des Hauses erhob. Aber auch diese Abirrungen verloren sich nicht aus dem patriarchalischen Gebiete, dessen Kennzeichen darin bestehen, daß der Untergebene etwas thun muß, oder sich erlauben darf, weil der Vorgesetzte, bloß durch sich und seinen Willen bestimmt, ihm gebietet oder verstattet. Es waren schwächliche Despoten, solche Eltern, wie sie aber in größeren Verhältnissen auch vorkommen, wo dann Weiber oder Eunuchen herrschen, ohne daß gleichwohl dadurch der Despotismus in das Reprä-

sentativsystem oder in den Liberalismus umschlüge. Unter solchen Einflüssen entstehen Ungezogenheiten, die Widerstandslust wird genährt, und es kann bis zum offenen Aufruhr kommen; aber Alles bleibt in der Sphäre Absalom's und David's. Der moderne Geist, der die Familie zu durchziehen angefangen hat und dem jetzigen jungen Geschlechte zeitig die Ahnung giebt, daß ihm gegen das Aeltere Rechte zustehen, daß Beide sich unter der Herrschaft eines gemeinsamen Begriffs befinden, war jener verkehrten Welt fremd.

Paedagogische Anekdoten.

Ich für meine Person bin in der allerstrengsten Weise auferzogen worden, und da das, was ich erfahren, wie eine Spitze des alten Systems sich ausnimmt, so will ich einige Erinnerungen mittheilen. Die Eine gehört noch fast dem Kinder- die Andere dem Knabenalter an. Die Dritte fällt in meine academische Zeit.

Seit meinem zehnten Jahre entbrannte in mir ein Lesehunger, der sich lange fortsetzte und den ich jetzt mir hin und wieder wünschen möchte. Diese Krankheit erscheint fast in allen Kindern, welche mit einigem Talent ausgestattet wurden. Der bloße Anblick eines Buches versetzt das damit behaftete

Kind in eine Art von zitternder Begierde, die weniger die Stillung einer eigentlichen Neugier sucht, sondern aus der ersten Ahnung von dem unermeßlichen Reiche des Wissens entspringt. Nur im Gedruckten, was es auch sei, lebt und webt das junge Geschöpf, die entlegensten Winkel werden aufgesucht, um die geliebte Speise in Muße verzehren zu dürfen, frühe Morgen- oder späte Abendstunden bringen keinen Schlaf in das nach den Lettern verlangende Auge.

Ich las, wessen ich nur habhaft werden konnte und genoß die seligsten Stunden bei dem, was ich verstand und — nicht verstand. Reisebeschreibungen, Biographien, Romane, Schauspiele wurden verschlungen. Aber auch das, was für meine Jahre von keinem Interesse seyn konnte, war mir eine genehme Kost; ich arbeitete mich durch den ganzen weitschichtigen Abbè de la Plüche hindurch und sogar durch drei Bände von schlesischer Landwirthschaft, die ich mir aus des Vaters Bibliothek zu verschaffen gewußt hatte. Ich war unglaublich fertig im Schnelllesen und ein nicht gar zu dicker Band kostete mich selten mehr als einen Tag.

Mein Vater aber, dem diese Wuth gefährlich für die Sinne und Phantasie seines Sohnes vorkommen mochte, erließ plötzlich das geschärfteste Edict, daß ich nichts mehr lesen solle, als was er mir in die Hand gebe, worauf mir denn von ihm schmale Portionen zugingen, wöchentlich etwa ein Buch, meistentheils Reisen.

Daß eine solche Untersagung, die in dem vollen Wachsthum des Naturtriebes, einschnitt, nichts verfing, war natürlich. Ich befriedigte mein Gelüste nun heimlich, wie es nur immer angehen wollte, nur noch glücklicher im verbotenen Genuß. Eines Tages saß ich denn auch im stillen Hinterstübchen, hingenommen von einer alten Schwarte und meines Wähnens völlig sicher. Die Lectüre war eine völlig unschuldige; ich las in einer Wiener Uebersetzung vom Jahre 1720 oder da so herum „des christlichen Märtyrer's Polyeuct aus dem Französischen des Herrn Peter Corneille“. — Polyeuct will sich taufen lassen, dann will er doch wieder nicht, weil seine Gemahlin schlechte Träume gehabt hat, und dann geht er doch mit Nearch ab, sich taufen zu

lassen. Paullina, die Gemahlin, erzählt Stratonice'n, daß sie Severen geliebt habe; aber:

„Bei aller großen Brunst, die er und ich auch hatten,
Von meinem Vater nur erwartet' ich den Gatten,
Wen er mir geben möcht', zu freien stets bereit. . ."

Auch sie sagt, wie schlecht sie die Nacht geschlafen habe. Felix, der Landpfleger, kommt und meldet seiner Tochter, Sever, der alte, todtgeglaubte Galan, lebe und sey vor den Thoren von Melitene; sie müsse ihn durchaus mit Höflichkeit empfangen, da er ein großes Thier bei Hofe geworden sey. Paullina will nicht. Da sie aber eine Composition von Tugend und Gehorsam ist, so wirkt der Vater mit seinem Ansehen auf die letzteren Species; und Paullina ruft:

„Ja denn! Ich muß von Neu'm bezähmen mein Gefühl,
Bin Eures Machtgebots ergebnes Opferspiel!"

Bei diesen verhängnißvollen Worten ergriff mich die Nemesis. Ich hörte meinen Namen mit dem bekannten erschütternden Tone hinter mir rufen, erschrak, der christliche Märtyrer flog, wie sein Kopf im späteren Verlauf der Tragödie, blitzschnell unter den Tisch; ich wandte mich, mein Vater stand in der Kammer. Er sagte nichts, deutete nur mit dem Finger nach dem Buche, ich erhob es, reichte es ihm dar, ungefähr mit der Empfindung im Herzen, die ich nachmals, da ich den Polyeuct ohne Furcht lesen durfte, an Nearchen kennen lernte, als er nicht so rasch, wie der Held, in jene Ewigkeit einzugehen wünscht. Mein Vater sah das Titelblatt an, steckte das Buch zu sich, unbeweglich blieb sein Antlitz, kein Vorwurf überschritt die Lippen, schweigend verließ er die Kammer. Ich wußte aber, was es an der Zeit sey, noch ehe ein Dritter kam, der mir ankündigte, der Vater habe als Strafe festgesetzt, daß ich heute und morgen und übermorgen für mich bleiben solle und nicht am Tische der Eltern essen dürfe. Diese Ehrenbuße war mir die empfindlichste; aber weder meine Thränenklage noch die fürbittende Vorstellung des wohlwollenden

Dritten, daß jener armenische Blutzeuge unter Kaiser Decius wohl unmöglich meine Einbildungskraft habe vergiften können, vermochte sie zu wenden. Es blieb bei der Sentenz und sie kam ohne Milderung zur Vollstreckung, denn mein Vater dachte, wie der große Kurfürst:

„Ich will, daß dem Gesetz Gehorsam sey.“

Mehrere Jahre waren vergangen, aber eine zweite heftige Neigung, die mich von früh an peinigte, hatte sich nicht gesänftigt. Alles Dunkle, Geheimnißvolle, Umhüllte reizte mich über die Maaßen. Schon als Kind zerlegte ich Spielzeug, um die Maschinerie zu erkunden, welche da draußen hüpfende Lämmer, hackende Bauern, tanzende Schäfer hervorbrachte. Pflanzen, die mir auffielen, wurden mit dem anhangenden Erdreich aus dem Boden gehoben, um das Wurzelgeflecht und die dazwischen wimmelnde Würmerwelt anzuschauen. Versiegelte Packete alter Scripturen, die ich irgendwo gesehen, kamen mir nicht aus dem Sinn und galten mir für die Bewahrer merkwürdigster Geschicke, hinter jeder zugeschlossen gehaltenen Thüre witterte ich in Gelassen, die mein Fuß noch nicht betreten hatte, die

größten Entdeckungen. Genährt wurde dieser Drang durch das düstre winklichte Haus, in dem wir wohnten und durch das Alter des Vaters, hinter dem eine so lange Vergangenheit sich ausbreitete.

Besonders war der finstere Oberboden des Hauses der Schauplatz meiner Spürwanderungen. Es stand allerhand Geräth und Gerüll dort umher, das Sparrenwerk sah so sonderbar aus, mein Vergnügen war, die verblichenen Schirme und Tapeten, die sich dort befanden, zu mustern, ich durchkroch ihn häufig in allen Richtungen und ließ keinen Winkel unbesucht, wobei ich mich an manchen Balken stieß.

Nun brachte mich aber eine Bodenkammer, welche nie aufgethan wurde, fast zur Verzweiflung. Es hieß, daß der Vater darin allerhand Sachen aus der Zeit vor seiner Verheirathung aufbewahre. Was hätte ich darum gegeben, in die Kammer einzudringen! Ich suchte die Oeffnung mit klugen Redeweisen zu veranlassen; es war aber umsonst. Oft lag ich mit dem Auge am Schlüsselloche, konnte aber nichts erspähen, als eine unmäßig große Lache,

welche von der Decke herabhing und die Aussicht versperrte.

Wir wollten in's Mansfeld'sche zum Oheim reisen. Im Hause wurde gepackt; ich trieb mich im ersten Stock in der Nähe der Bodentreppe umher. Eine Magd stieg diese empor, ich hörte oben aufschließen, nicht wieder zuschließen, die Magd kam herunter, einen Koffer mühselig hinter sich her zerrend, dem vermuthlich ein anderes Reiseerforderniß aus der Kammer nachgeholt werden sollte. Nun war der lang ersehnte Augenblick gekommen, der denn auch athemlos benutzt wurde. Ich war im Nu oben und in der Kammer. Die Zeit war kostbar, ich hielt mich daher bei der Bache nicht auf, die wie der Schlauch des Aeolus geschwollen da schwebte, noch bei den Billiard-queuen, der eingelegten Armbrust, der Windbüchse, den Jagdtaschen und einer purpurrothen Wildschur, sondern schoß auf ein Repositorium zu, welches in der dunkelsten Ecke des spinnenvollen Raums stand. Da lagen in den Gefachen umschnürte Packete über Packeten, buntes Gequäst und Getroddel, Glaskästen und Wachsfiguren drinnen, ausrangirte Dosen und schadhaftgewordene Perle-

mutterfutterale. Aber von einem unteren Brette strahlte mir in mattem Glanze etwas entgegen; danach streckte sich meine Hand aus, denn ich war überzeugt, daß das der eigentliche Hort dieser Zauberhöle sey. Ich hielt einen zinnernen Becher von mäßigem Umfange mit Fuß und bauchiger Wölbung zwischen den Fingern und entfernte mich eiligst mit meiner Beute. Auch im Hause hielt ich mich noch nicht für sicher, suchte mir vielmehr vor dem Thore einen abgelegenen Platz zwischen den Elbweiden, um die Art des Talisman's zu erprüfen.

In der That war derselbe von einer Beschaffenheit, die auch wohl die Aufmerksamkeit eines Anderen als eines Knaben rege machen konnte. Ringsherum nämlich und von oben bis unten sah ich in gleichmäßig abgetheilten Quadraten über fünfzig Schildereien eingegraben, und dem Auge kaum lesbar französische, lateinische, deutsche Verse darunter. Die Gegenstände derselben waren zwar äußerst verschiedenartig; ein Mann mit der Krone auf dem Haupte in Fesseln, ein Schiff, von den Wellen umhergeworfen, ein in die Höhe gewachsener

Kürbis, ein Baum, an dessen Wurzel der Fäller hackte, Prometheus mit dem Geier, Tantalus, Ixyon, die Furien, Hunde die den Hirsch verfolgten, und noch vielerlei mehr aus der Natur, der Geschichte, dem Fabelkreise. Aber nachdem ich einige Unterschriften entziffert, und die Darstellungen unter einander verglichen hatte, erkannte ich, daß ihr Zweck nur einer und derselbe sey, nämlich in wechselnden Bildern das traurigste Geschick zu versinnlichen.

Diese Conjectur fand in einigen vergilbten Blättern, die in dem Becher lagen, Bestätigung. Sie waren ganz mürbe. Mit ausgeblaßter Dinte bekannte darin Jemand, der sich aber nicht nannte, daß er die Arbeit zur Erheiterung seiner jammervollen Stunden vorgenommen habe. Jede Schilderei wurde Nummerweis beschrieben, die Unterschriften hatte der Unglückliche auf dem Papiere wiederholt. Da war er gekrümmt in schweren eisernen Banden und hatte keine Ruhe, wie Manasse, der König von Juda, als er gefangen saß zu Babel; seines Lebens Schiff war hin und her gestürmt worden und endlich untergegangen. Stolz und verwegene Wünsche hatten in ihm getrieben, wie

die Ranken am Kürbis des Propheten Jonas, auch an seine Wurzel war die Axt gelegt, auch an seiner Leber nagte der Geier, die Qualen der Unterwelt, welche der Verfertiger abgebildet hatte, die Furien, waren ihm nicht fremd, tausend Sorgen verfolgten ihn wie Hunde den Hirsch.

Die Arbeit war äußerst fein aber nur sehr flach eingegraben, sie ließ auf ein Instrument wie eine Radirnadel schließen. Auch darüber belehrte das alte mürbe Papier. Mit einem spitz abgeschliffenen Nagel war, so sagte der Unbekannte, das Leidenswerk vollbracht worden.

Da saß ich nun mit meinem Zauberbecher zwischen den grauen Weiden und zerbrach mir den Kopf. Daß er eine Kerkerarbeit seyn mochte, konnte ich aus dem Könige in Ketten, so wie aus manchen andern Anspielungen schließen, auch daß der Gefangene eine Person von Stand und Bildung gewesen war, verriethen die Bilder und ihre Unterschriften. Aber wer in aller Welt war er gewesen? Welches entsetzliche Schicksal hatte ihn in den Abgrund solches Elends hinunter gestoßen? Und wie kam mein Vater zum Besitze dieses Schmerzens-

denkmals? — Ich rieb an ihm, wie Aladdin an der Lampe; es erschien aber kein Geist, das Geheimniß zu offenbaren; endlich ergriff mich, als die Sonne sank, unter den einsamen, traurigflüsternden Stämmen, den Wellen der Elbe gegenüber, die auf dem nassen Sande zu meinen Füßen andringlich ihre Schaumkreise absetzten, ein Grauen; ich schüttelte mich und eilte mit dem gefährlichen Kleinode unter dem Tuche nach Hause.

Die Reise in das Mansfeldische, sonst eine Jubelfahrt für die Kinder, konnte nun meine grübelnden Gedanken nicht zerstreuen; ich schlich mich, so oft es unbemerkt geschehen konnte, bei Seite, und dachte über meinen Becher nach, der mir allmählig der Kern einer romanhaften Geschichte zu werden begann. Wir kehrten zurück und meine geheimen Aufregungen dauerten fort. Niemandem sagte ich etwas von der Sache, weder meinen Geschwistern, noch meinen vertrautesten Schulcameraden. Sie blieb mein theuerstes aber auch mein quälendstes Eigenthum. Ich war etwa vierzehn Jahre alt, also schon fähig, zu combiniren. Eine Erzählung von der eisernen Maske fiel mir in die Hand, hier

fand meine Entdeckung Grund und Boden in einem räthselhaften Geschicke anderer Zeiten; ich meinte, der Becher möge wohl von einem ähnlichen Staatsgefangenen herrühren und hatte nicht übel Lust, meinem Vater in einer uns verborgenen Periode seines Lebens die Rolle des Gouverneurs von der Insel St. Margaretha zuzutheilen.

Es wäre nun wohl das Kürzeste gewesen, ihm meinen unschuldigen Raub zu gestehen und ihn um den Zusammenhang zu befragen. Denn unschuldig war der Frevel im höchsten Grade gewesen; ich hatte den Becher bei der ersten günstigen Gelegenheit wieder an seinen Ort zu bringen mich beeifert, da mir nichts im Sinne gelegen, als die Stillung meiner Wißbegier. Aber keine menschliche Macht hätte mich zu einem solchen Wagniß bewogen. Ich wußte, daß mein Vater mir nichts thun würde, da er nur mit Blicken und kurzen Worten zu wirken pflegte. Die Gewalt dieser Blicke und Worte war aber für uns so mächtig, daß wir uns mehr davor fürchteten, als andere Kinder vor den härtesten Strafen. Ich blieb also lieber gepeiniget und unaufgeklärt. Erst weit später, in fremdem Lande, durch einen

launischen Zufall, erfuhr ich, was ich damals so vergeblich forschend betrachtet hatte.

Im April 1813 bezog ich die Universität Halle. Mein Vater hatte, in dem sehr richtigen Gefühle, daß Lebensabschnitte die besten Früchte tragen, wenn der neue Boden unvermischt gelassen wird, festgesetzt, daß ich ein ganzes Jahr lang nicht nach Hause kommen und die ersten Ferien zu einer Reise nach Thüringen und Franken benutzen solle.

Die Honigmonate meiner jungen Freiheit, welche mit den blutigen Rosenmonaten der deutschen Freiheit zusammentrafen, waren süß. Nach Giebichenstein und Crellwitz wurde allabendlich gepilgert, die Saale in Kähnen, die nicht viel breiter und sicherer waren als die Canot's der Wilden, bis zur Höltybank befahren: zwischen den grünen Büschen des Giebichensteiner Gartens oder unter den Felsen von Crellwitz lagerte sich die junge Horde, seelenvergnügt bei der schmalsten Kost, und dort ging uns Tiecks Gestirn auf, welches wir eben kennen gelernt hatten und das uns mit unsäglicher Freude erfüllte. Wirklich stieg da die wundervolle Mährchenwelt uns auf in der alten Pracht und wie oft stürmten wir jauchzend

über den Jäger im Runenberg, über den Kater, die Studenten Löwe und Tieger, das Rothkäppchen und den König Gottlieb in mondbeglänzter Zaubernacht, die den Sinn gefangen hielt, heim! Ueber diese Anregungen hinaus ragte noch eine andere Erscheinung der edelsten Schönheit. Die weimarische Gesellschaft, damals in der höchsten Blüthe, spielte in Halle und so erlebte ich etwas, was unschätzbar in eines Menschen Geschick ist; nämlich, der völlig offene und unentweihte Sinn wurde gleich von einem Höchsten in seiner Art entzündet.

Ich fühlte mich seit meinen ersten Kinderjahren leidenschaftlich zum Dramatischen hingezogen, man kann aber nach dem bisher erzählten sich wohl vorstellen, daß mir der Besuch des Schauspiels eben nicht reichlich verstattet wurde. Ich war bis zu meinem siebenzehnten Jahre vielleicht drei- oder viermal im Theater gewesen, und nun wurde mir, der ich durch etwas Falsches noch nicht geirrt worden war, diese Offenbarung des Feinen, Würdigen, diese Musik des Vortrags, dieser Reigentanz des Gangs und der Gebärden, dieser Aether der Poesie, wodurch der große Dichter seine Anstalt zum Abdruck der

eigenen harmonischen Brust gemacht hatte. Von Vergnügen war da nicht die Rede, sondern entzückt war ich und verzückt, die alte Kirche, worin man die Bühne eingerichtet hatte, war mir eine geweihte Halle und die Andacht zum Gottesdienste des Wortes, welcher darin seine Stätte fand, flammte vermuthlich brünstiger, als die frühere des Orts. Formgebend für meine ganze spätere Zeit sind diese Eindrücke gewesen, was ich an einem anderen Orte näher darlegen werde.

Für jetzt muß ich sagen, daß der Student denn doch auch Studirenshalber sich auf der Universität befindet. Und so waren Logik, Metaphysik, Institutionen, Naturrecht sehr gewissenhaft angenommen und bezahlt worden, wurden auch nach Gelegenheit besucht. Regelmäßig hörte ich dagegen Schütz über Horazen's Episteln und die Frösche des Aristophanes. In diesem Collegio stellte sich gleichfalls zu jeder Stunde ein feiner, blasser Mann im erbsengelben Oberrock, das Buch, wie wir anderen Schüler unter dem Arme, ein, der uns am Abend als Posa, Don Manuel, Wiburg, Klingsberg hinriß oder zu lachen machte. Es war Wolf. — Zu Hause las ich da-

neben fleißig im Tacitus, der mir immer der Nächste unter den römischen Schriftstellern war und geblieben ist.

Aber zwischen alle diese Freuden und Lustigkeiten, zwischen den Ernst und Jubel einer sich zum Erstenmale fühlenden Kraft trat plötzlich der Mann, welcher damals den Königen wie dem letzten Bauer zu schaffen machte. Der Aufstand der Jugend in den Landstrichen links der Elbe fand zwar in Masse erst nach der Schlacht bei Leipzig Statt; aber dennoch war von Halle schon vor dem Schlusse der Collegien im März 1813, angefeuert durch geheime Sendboten aus Berlin, eine beträchtliche Schaar zu den preußischen Fahnen aufgebrochen; meistentheils zu dem Lützow'schen Freikorps. Nach dem Sturme durch Kleist im April waren die siegenden Preußen von den Einwohnern mit Jubel empfangen worden. Man wußte, daß Napoleon das Eine, wie das Andere wisse, und es schwebte daher in den ersten Sommermonaten eine Gewitterluft über der Universität, die freilich uns junge Leute wenig angriff. Auch hofften die Vorstände und Be-

hörden noch durch Mittelspersonen von Einfluß den Schlag abwenden zu können.

Auf einmal verkündeten während des Waffenstillstandes und, wenn ich nicht irre, noch im Juli die Zeitungen, der Kaiser werde in den nächsten Tagen von Dresden abreisen und Niedersachsen, besonders Magdeburg in Augenschein nehmen. Wir Studenten achteten dessen wenig, Denen aber, die etwas zu verantworten hatten, mag Uebel zu Muthe geworden seyn, denn Halle mußte von dem Strahle dieser Reise berührt werden.

Ich wollte eines Vormittags mir aus den Institutionen das Nöthige über die Falcidische Quart holen, fand aber statt eines gesammelten Auditoriums nur einen Haufen unruhiger Commilitonen, denen der Fiscal eben angekündigt hatte, daß nicht gelesen werde. Auf ferneres Befragen eröffnete er uns, daß der Kaiser so eben der Universität eine andere und zwar eine tödtliche Quart versetzt habe. Die Universität war nämlich aufgehoben, oder hatte, wie der damalige Curialstyl lautete, aufgehört zu seyn. Napoleon war in der Nacht an Halle durchpassirt, hatte draußen vor dem Thore umspannen

lassen, die academischen Behörden, die ihm ihre Aufwartung machen wollen, heftig angelassen und ihnen unter schweren Drohworten für ihre Personen kurzweg erklärt, er brauche keine Studenten, sondern nur Soldaten und Bauern. Er war darauf, wie der Dämon, in das Dunkel entschwunden, in der Frühe aber hatte ein officieller Aufhebungsbefehl aller Ungewißheit ein Ende gemacht.

Die Professoren hingen die Köpfe, die Logik kam nicht bis zu den Schlüssen, die Metaphysik blieb in der Ontologie stehen, Professor Hoffbauer konnte sich, ungestört vom Naturrechte, der alleinigen Beobachtung seiner Hunde widmen, die Scherze des alten Schütz geriethen unter Schloß und Riegel. Die Studenten bezahlten ihre Wirthe, oder bezahlten sie auch nicht, und reisten ab, die Weimaraner gingen nach Weimar zurück, die Fridericiana wurde wüst und leer. Ich glaubte, für so außerordentliche Umstände sey der Befehl meines Vaters nicht gegeben worden, und da ich überdieß nicht wußte, was ich an einem Orte ferner solle, wo es keine Vorträge mehr gebe, so machte ich mich auf den Weg, und wanderte zu Fuß im stärksten Sonnen-

brande die staubige Chaussee nach der Heimath hinunter. Sobald ich aber unser Haus betreten hatte, überfiel mich die Ahnung, daß ich auf gefährlichem Boden stehe. Beklommen erwartete ich die Rückkunft meines Vaters, der sich in seinen Geschäften auf der Präfectur befand. Als er kam, trat ich ihm begrüßend entgegen. Er maaß mich mit seinen Augen, lehnte die Annäherung ab und sagte mit festem Accent: Ich habe Dir verboten, während des ersten Jahres nach Hause zu kommen. Du wirst Dich hier ausruhen, wenn das geschehen, aber zurückkehren, wohin Du gehörst und für Dich studiren, bis ich über Dich anderweit bestimmt habe.

Dabei blieb es denn auch. Ich verweilte zwei Tage in Magdeburg, bestand vor meinem Vater ein juristisches Tentamen und kehrte dann in die Lücke zurück, welche eine Hochschule früher ausgefüllt hatte. Die Einsamkeit, in welcher ich nun gegen zwei Monate leben mußte, ohne Verwandte, Freunde, Rathgeber an einem fremden Orte in so jungen Jahren, hatte etwas von manchem Callotschen Bilde, auf welchem sich Hexen, Teufel und Fratzen umherjagen. Fouqué's Zauberring hatte ich zu lesen

bekommen, Arnim's Gräfin Dolores und Ahasver, Brentano's Ponce de Leon und noch Anderes, was dieser hyperromantischen Richtung angehörte. Ich fing an, mich bei hellem Tageslicht vor Gespenstern zu fürchten. Die wimmelnden, spukhaften Gestalten huschten durch mein weites ödes Zimmer in dem stillen Klügel'schen Hause, dazu goß der Regen im August in Strömen herab und bannte mich vollends in jene phantasmagorische Stubenatmosphäre. Ich weiß nicht, wohin diese Eremitenlage mich noch gebracht haben würde, wenn nicht die Tage vor der Leipziger Schlacht dem ganzen Wesen ein Ende gemacht hätten. Die allgemeine Bewegung, welche nun unsere Gegenden ergriff, riß mich auch fort und trieb mich in die Wege, welche so viele Andere gingen. Ich machte eine größere Reise, als mein Vater sie für mich im Sinne gehabt hatte. Und auch nach dem von ihm gesetzten Probejahre sollte ich ihn nicht wieder erblicken. Er starb in der durch Tauenzien belagerten Festung, während ich im Felde war.

Jene strenge, nur noch um Einiges gesteigert, würde an Titus Mantius im Latinerkriege erinnern

können. Dennoch habe ich mich nicht gescheut, von ihr zu erzählen, denn meine Worte sollten dem ehrwürdigen Schatten, den ich in meinem Gedächtnisse heraufbeschworen, ein frommes Opfer darbringen.

Es ist ein Gemeinplatz, womit man eine straffe Behandlung junger Personen rechtfertigen will, daß man sagt, wer dereinst das Befehlen verstehen solle, müsse erst haben gehorchen lernen. Man reicht damit nicht weit. Denn nicht Jeden bestimmte sein Schicksal zum Befehl, auch machen sich die meisten und die wichtigsten Dinge in der Welt ohne Heischen und Gehorchen.

Aber leben soll ein Jeder lernen, und am Leben sich orientiren. — Wie nun nichts schwerer ist, als durch die platte, gegenstandslose Ebene den Weg zu finden, dagegen im Gebirg, Feld, Kuppe und Waldwasser dem geübten Auge bald Richtung und Richtsteg zeigen, so geht es auch im Geistigen und Sittlichen zu. Der Mensch lernt nur von Gegensatz und Schranke, die ihm entgegentreten. Je schroffer und kantiger diese sind, desto früher bildet er sich, nachgebend oder sich widersetzend, ein festes Knochengerüst des Lebens aus, welches dann doch

kein dürres Skelett bleibt, sondern die Umkleidung mit weichem Fleische, die Verhüllung unter schönen Formen wohl verträgt. Die unbestimmte Denkungsweise, welche vermitteln will, wo es nichts zu vermitteln giebt, die uneinbarsten Gegensätze in ein und dasselbe Netz der Begriffe einzufangen trachtet, Alles halb anfaßt, weil sie Alles nur halb sieht, diese Denkungsweise, aus der wir im öffentlichen, wie im Privatleben so unzählige Mißgriffe haben entspringen sehen, bequem der natürlichen Trägheit des Menschen, wird von Dem fern gehalten, dessen Bewußtseyn sich entwickelte am Gewahrwerden einer unbesieglichen Duplicität, der früh lernte, daß es ein Widerhaltiges und Uebermächtiges gebe, welches keinem Begriffe sich fügt, und der bei Zeiten scharf um sich sehen mußte, um einer fremden Willensgewalt gegenüber an den Dingen eine Stütze zu finden.

Strenge Erziehung ist daher ein Segen und eine Ausstattung für alle Tage. Der, dem sie wurde, erlebt in sich die Erziehung des Menschengeschlechts, in welcher das Geheiß, Isaak zu opfern, und der Gesetzesdonner vom Sinai auch frühere

Stufen waren, als das sanfte Joch des Menschensohnes. Sie richtet ihm sein Lebensgebiet zu einem Gebirge mit festen Umrissen zu und macht ihn selbst zum Gebirgsmanne, während ein weiches und breiartiges Element leicht in die Ebene verlaufen macht, darin die stumpferen und langsameren Stämme wohnen.

Freilich muß die Strenge, wenn sie wie etwas Heiliges auf die Jugend wirken soll, durchdrungen seyn von der Reinheit, die an sich selbst auch keinen Flecken duldet, von der Liebe, die wie ein milder Quell aus den schroffen Felsen des Charakters bricht, und von der Kraft, sein Daseyn für die der Zucht Unterworfenen opfern zu können. Alles das hatte ich neben und über allem Zwange anzuschauen, und deshalb darf ich sagen, daß durch jene altrömische Art mir vorbereitet worden ist, später von manchen Irrstegen mich wieder in die Straße zu finden. Sie mag der Gegenwart allerdings fremd und schauerlich genug vorkommen.

Der Oheim.

Ich habe die früheren Abschnitte mit Federn geschrieben, welche kurze Spalten hatten und vorn mehr breit als spitz abgekappt waren, gegenwärtig schnitt ich mir ein halbes Dutzend mit langen Spalten und nachgiebigen Spitzen. Einige darunter haben auch Zähne.

„Wozu diese kleinliche Bemerkung?“

Dazu, Herr Doctor, um Ihnen zu erklären, warum mein Oheim anders geschrieben wird, als der Avisbrief und auch anders als die Knabenerinnerungen und die Familie.

„Sie hangen also von Ihrer Feder ab?“

Ja wohl, Herr Doctor, sie ist ja mein Handwerkszeug. Der Jäger hängt von seinem Gewehr ab, der Fischer von seiner Angel, der Kaufmann

von fernem Gelde, der Schneider von seiner Scheere, der Philosoph von seinem System, der Aristocrat von seinem Ritterthum, der Offizier vom Exercierreglement, der Pietist von seinem Herrgott. Es hängt Alles in der Welt von seinem Handwerkszeuge ab und die rechte Kunst besteht nur darin, das Handwerkszeug immer in gutem Stande zu erhalten, oder vielmehr in dem Stande, wie er sich für das gerade vorliegende Geschäft schickt.

Manches Handwerkszeug ist einfacher Art, zum Beispiel das des Philosophen, des Aristocraten, des Pietisten. Wird das System, das Ritterthum, der Herrgott nur jeden Samstag blank gescheuert, so können damit jene Ouvriers schon wieder eine Woche lang zurecht kommen, der Philosoph kann das Leben in seiner Mausefalle einfangen, der Aristocrat sich blähen und bei Gelegenheit Speichel lecken, der Pietist Engelchen greifen, die Comödie verdammen und mit Gottes Hülfe Rehbraten essen. Beschwerlicher schon hat es der Schneider, er braucht große und kleine Scheeren, der Jäger gar ist Büchsen benöthigt und leichter Flinten, auch Schrotes von verschiedenen Nummern, am meisten aber ist ein Sitten-

schilderer mit seinem Handwerkszeuge geschoren. Er muß Schwanenfedern haben, Rabenfedern, Stahlfedern, harte, weiche, stumpfe, spitze Federn, zuweilen auch Federn mit Zähnen, wenn die Sitten danach sind.

„Mein Geist regiert meine Feder.“

Deshalb wächst auch auf Ihren Domainen nur Windhafer. —

„Sie scheinen des trockenen Tones satt, und der großen Verheißungen in der Einleitung müde zu seyn.“

Nein, Herr Doctor. Aber der Weltgeist stimmt keinen trockenen Ton an, er schlägt zu gleicher Zeit alle Töne an, von dem Brummbaß der Kanonen bis zum Discant der Pickelflöten hinauf, er stellt in demselben Salon Schlachtstücke und Farcen aus, er ist der moderne Tragiker, der auch in den ernstesten Katastrophen dem Gracioso seine Mission ertheilt.

Ein Mann, der im Begriff ist, de bonne foi an seinen Schreibtisch zu treten, setzt sich weiter gar nichts vor, als die Feder gerade so zu schneiden, daß sie den Ton ungefähr treffen kann, den

der Weltgeist bei der und der Passage anschlug. Die in der Dämonologie Erfahrenen wollen aber behaupten, in die Hand führen bei dieser Action allerhand Geisterlein, magnetisirten das Messer und von diesem aus den Kiel.

Zuweilen steckt der Weltgeist die Könige in das bunte Kleid. Karl der Zehnte hatte es an, als er bei schönem Abendwetter im Juli 1830 auf den Balcon seines Schlosses trat, sich des sanften Windes erfreute und sprach: der ist gut für meine Flotte von Algier. — Er gemahnt uns, wie Falstaff, da er im Garten des Friedensrichters Schaal war, von Pistol die fröhliche Botschaft empfing und ausrief: Laßt uns Pferde nehmen, wessen sie auch sind; die Gesetze Englands stehen mir zu Gebote! — Ich habe es nicht mit einem Gracioso so vornehmen Rangs, auch mit Keinem, der Ordonnanzen brütete, oder nach fremden Pferden verlangte. Mein Gracioso war ein Bürgerlicher und ein Unschuldiger, aber ein Gracioso war er doch in mitten der großen Welttragödie und des ernsten Familiendrama's.

Er gehört zu den Artikeln, die auf dem Lager nachgerade ganz eingegangen sind. Jede einiger-

maßen wohlassortirte Familie vor dreißig, vierzig Jahren besaß mindestens ein solches Exemplar, winklicht, in allerhand Spinnweben verfangen, kunterbunt. Wo sind sie geblieben? Wo ist die Komik des Lebens geblieben? Der Teufel hat sie nicht geholt. Der Verstand entführte sie. Das Lächerliche ist nach der noch immer brauchbarsten Definition ein Kampf mit dem Verstande; lange stand das Treffen im Gleichgewicht, endlich hat der Verstand gesiegt und die Triebe, Neigungen, Gedanken, die ihm das Widerspiel hielten, in den Sack gesteckt.

Es wurde sonst einem armen Teufel, wenn er auch mehr als gewöhnlichen Mutterwitz besaß, so schwer gemacht. Ein Poet, ein Nichtphilister war ein Familienunglück. Was sollten sie beginnen, wenn sie nicht geradezu Genies waren? Sie gingen unter die lächerlichen Figuren, wurden Sonderlinge, zuletzt komische Alte. Wo ist die Wiese, das Feld, der Wald für den Nachwuchs heut zu Tage? — Den ärmsten Teufeln wird es jetzt so leicht gemacht. Meistentheils sind komische Figuren verdorbene Talente. Woher sollen sie sich recrutiren in einer Zeit, die nicht einmal ein Talentchen umkommen läßt,

sondern bei jedem Quentlein Witz, Phantasie, Wissen gefällige Hebammendienste leistet? Seht die Legion junger Doctoren der Philosophie, auf einige Schulbrocken etablirt, von dem doch Jeder noch sein Auditorium findet, den Froschlaich der Versemacher mit dem adäquaten Verleger * * *, die großen Farbenkasten, Academien geheißen, voll mittelmäßiger Maler, die nichts vermögen, als ihre Modelle abschreiben und doch diese Munda als Bilder verkaufen, die Heerde abgerichteter Virtuosen, die — die — ich würde außer Athem kommen, wenn ich alle jetzt zur Blüthe gebrachte Keimlein vom Ysops-Range aufzählte!

Herr Doctor, Sie, dessen Geist seine Feder regiert, erzählen Sie mir bei Gelegenheit Ihre Lebens- und Bildungsgeschichte. Ich will Ihnen von meinem Oheim Yorick erzählen. Sie wissen aus Ihrem Hamlet, welches Amt Yorick bei dem alten Könige von Dänemark bekleidete. Ich versichere Sie, daß Sie kein Oheim Yorick werden, auch wenn ihre Fräulein Schwester heirathen sollte.

Mein Oheim Yorick wäre, hätte ihn ein Graf oder ein reicher Patricier erzeugt, ihm die besten Lehrer gehalten, und ihn nachher mit Wechseln und einem Führer versehen, durch Europa reisen lassen, wahrscheinlich ein bedeutender Mann, gewiß wenigstens ein geistreicher Mäcen geworden. Da aber nur ein armer Schulrector sein Vater war, den er noch als Knabe verlor, da er auf dem Hallischen Waisenhause über Tertia nicht hinausgelangen konnte, weil er sich sein Stückchen Brod suchen mußte, und da er dann in Europa nichts weiter zu suchen hatte, als dieses Stückchen Brod, so wurde er eben nur mein Oheim Yorick.

Ich will es machen, wie Tristram Shandy es mit seinem Onkel Toby machte, ich will ihn beschreiben, dadurch daß ich sein Steckenpferd beschreibe.

Die Art der Schilderung, welche darin besteht, daß man sagt, was ein Ding nicht sey, scheint mir eine ganz vortreffliche zu seyn. Der Zuhörer hat immer ein gewisses Vacuum in der Seele, von einigen Erwartungen umrandet, und indem man nun von diesen Erwartungen eine nach der anderen ab-

sticht; etwa wie der Gärtner auf seinem Beete das Loch erweitert, darin ein Baum treiben soll, desto größer wird das Vacuum, desto heißer die Begierde, es ausgefüllt zu empfinden, desto zufriedener später das Gemüth über jede noch so mäßige Füllung.

Ich will deshalb, Herr Doctor, zuvörderst Ihr Vacuum erweitern, und Ihnen vertrauen, was meines Oheims Steckenpferd nicht war.

Mein Oheim Yorick pflegte uns Kindern, nachmaligen jungen Leuten (denn seine Erzählungen blieben verschiedene Perioden hindurch dieselben;) in seiner energischen Manier zu erzählen, er habe, als er Anno 1777 aus der Pforte des Hallischen Waisenhauses in die Welt getreten sey um Oeconom zu werden, acht ostensible Stücke in seiner Oeconomie besessen und mehr nicht, nämlich 1) einen runden groben Hut; 2) einen Rock von schwarzem Commistuch; 3) eine Weste von demselben Stoffe mit zinnernen Knöpfen; 4) ein Paar kurzer, gelber, lederner Inexpressibles; (der Oheim nannte dieses Stück deutsch;) 5) ein Paar schwarzer wollener Strümpfe; 6) ein Paar Hackenschuhe mit Zinnschnallen; 7) das Hallische Gesangbuch; 8) einen

Kamm. — Von diesen acht Stücken habe er aber Nummer 7, das Gesangbuch, im ersten Wirthshause liegen lassen, denn er sey sich noch mit Schauder bewußt gewesen, wie oft er daraus unter freiem Himmel bei Winterfrost, wenn ein Missionar vom Waisenhause entlassen worden, mit den anderen Knaben, halbverklommen habe singen müssen.

Der Ideenkreis, auf den sich diese Erzählung bezog, gehörte nicht zu seinem Steckenpferde, denn er trug sie jederzeit ganz grimmig und giftig vor und spuckte dabei aus.

Er hatte sich während seiner kümmerlichen Jugend durch Fleiß und Rechtlichkeit so empfohlen, daß die Sterne ihm auf einmal günstig zu schimmern begannen. Ihm wurde, als er noch in seinen besten Jahren war, die Pachtung eines großen Staatsgutes zu Theil, welches unter der französischen Herrschaft in das Loos des Herzogs von Dalmatien fiel. Sowohl der König von Preußen als der Herzog von Dalmatien waren ihm gelinde Pachtherrn; man sah auf den sicheren Mann und nicht auf tausend Thaler Pachtschillinge mehr. Er lebte daher wie ein Farmer von Old-England bequem

und aus dem Vollen, sah seinen Waizen vom fettesten Boden mit Vergnügen einfahren, fuhr selbst in seinem Landauer spazieren, und legte, wenn er einhundert Thaler auf die Pacht einrollte, eine eben so große Rolle für sich zurück.

Dies war der Beruf meines Oheims, aber nicht sein Steckenpferd.

Er war ein sehr corpulenter Mann und trug in der Regel einen kornblumfarbigen Leibrock mit Messingknöpfen.

Weder der Rock, noch seine Corpulenz machte ihm aber besondere Freude. Als Steckenpferd war also keines von Beiden anzusehen.

Er war der Tourist der Familie. Nach Leipzig zur Messe reis'te er wenigstens alle zwei Jahre. Tief in Thüringen war er eingedrungen, ja sogar einmal bis nach dem Fränkischen hin geschweift, nach Bad Liebenstein. Dort hatte er einen innerlich illuminirten Berg gesehen, wie er sich ausdrückte. Auch zum Congresse von Erfurt im Jahre 1808 war er gereis't, und mit den beiden Kaisern im Theater gewesen; obgleich er zu dieser Freude sich in seidene Strümpfe bequemen müssen, das erstemal

in seinem Leben. Napoleon, sagte er, habe aus seinem Fauteuil nicht ein Auge von der Darstellung abgewendet, wovon die gleiche Aufmerksamkeit aller Zuschauer die Folge gewesen. „Wie Talma spielte,“ sagte er, „das war was Crasses;“ er wollte damit die Erhabenheit des Spiels bezeichnen. Wir bekamen eine Nachahmung des berühmten Tragikers von ihm zu schauen, worüber uns vor Verwunderung die Haare zu Berg standen. In diesem wiederholenden Abbilde stach besonders der mit weit geöffneten Augen, zitternden Gesichtsmuskeln, donnernder Stimme vorgetragene Ausruf: O mon père! hervor.

Allein er setzte seinen Reiseberichten hinzu: der Wein sey in den Gasthöfen geschwefelt, man bekomme darin nur enge und schlechte Betten, müsse von dem unausstehlichen Gedränge bei festlichen Anlässen leiden und freue sich, wenn man sein Haus wieder erblicke. Er reis'te aus Pflicht, um der Gefahr des Versaurens zu entgehen, auf seinem Steckenpferde ritt er aber unterweges nicht.

Er liebte, seinen jugendlichen Zuhörern die ungeheuerlichsten Geschichten zu erzählen von ausge-

tretenen Bächen, von Wolkenbrüchen, von fremdartigem Gethier, welches ihm in den Wäldern um sein Pachtgut aufgestoßen. Die alte Holzzelle, so hieß das Amt, war vor der Säcularisation ein Jungfrauenkloster gewesen; der Oheim hatte bei seinem Antritt ein zugeschüttetes Verließ aufnehmen lassen und darin wenigstens ein Dutzend Skelette von eingemauerten Nonnen gefunden. Schade, daß auch kein Knöchlein aufbewahrt geblieben war, da wir so gern etwas von diesen Schlachtopfern der Klosterzucht gesehen hätten! Er besaß einen Brunnen, über dem ein eigenes Haus sich erhob, in den Felsen gehölt, nur mittelst eines großen Tretrades zu benutzen, von wirklich schauerlicher Tiefe, aber dem Oheim genügte diese Tiefe nicht, er behauptete, es gehe da unten von dem abgründlichen schwarzen Wasserspiegel ein Canal nach dem süßen und salzigen See bei Seeburg. Von Jahr zu Jahr versprach er, sich mit uns in den Abgrund hinunterzulassen und unter den Bergen weg nach den Seen zu kahnen. Es ist aber nie etwas daraus geworden. Endlich trug der Oheim zu öfterem außerordentliche Dinge von seiner Brautfahrt und Anwerbung vor,

bei welcher Romanze jedoch die Tante, die eine sehr ernste und gehaltene Frau war, das Zimmer zu verlassen pflegte.

Diese historisch-poetischen Uebungen waren ein Splitter von des Oheims Steckenpferde; aber nicht der ganze Gaul.

Mich will bedünken, Herr Doctor, Ihr Vacuum sey jetzt groß genug geworden, sie seyen beinahe ganz leer. In diese Grube senke ich meines Oheims Steckenpferd.

Das Steckenpferd meines Oheims Yorick war, Steckenpferde zu haben. Ich will mich darüber deutlicher machen.

Ein jeder Mensch sollte billigerweise eine Jugend haben und seine Jugend genießen. Es ist einer der seltsamsten Mängel in einem Lebenslaufe, wenn der rechte Schimmer der ersten Tage fehlt, man kann sagen, daß alle späteren Bewegungen des Lebens dann etwas von den Zuckungen haben, die der Galvanismus hervorruft. Was für eine Jugend nun die hatte seyn müssen, welcher die Ausstattung durch die acht beschriebenen Stücke zu Theil geworden war, läßt sich unschwer errathen. Und

gleichwohl hatte der arme Schelm im schwarzen Waisenhäuserrock empfunden, er habe Witz, Munterkeit, Sinne, Lust zu genießen, Drang zu lernen und zu erfahren. Glückliche Menschen hatten es sich vor seinen Augen an den wohlbesetzten Tafeln des Lebens schmecken lassen, er aber war genöthigt gewesen, immer seitwärts vorbeizuschleichen und sich den Mund zu wischen. Ein ärgerlich-lustiger Humor, ein verdrießliches Lachen bemächtigte sich seiner Seele. Das Leben rumorte ihm in den Gliedern und warf sich ihm, da es keinen rechten Ausbruch thun durfte, auf die Nerven.

Als er daher in Fülle und Wohlleben kam, setzte er sich vor, das Versäumte nachzuholen. Nicht, daß er ausgerufen hätte: Jetzt will ich jung seyn! sondern es machte sich ganz natürlich. Die versetzte Kindheit und Jugend trat an ihm gleichsam wie ein Ausschlag hervor. Alle Possen, Abentheuerlichkeiten, Gelüste, Schwabenstreiche, welche andere Menschen in ihren frühen Jahren abschäumen, drangen unserem Vierziger über die Haut und waren noch nicht erschöpft, als meine Erinnerung begann, wo der Oheim denn doch sein halbes Jahr-

hundert hinter sich hatte. Wir lebten in protestantischen Landen und deshalb hatte er kein wunderlicher Heiliger werden können, aber ein wunderlicher Kauz war er geworden, so wunderlich, wie Natur, die Enkelin Gottes, welche vom Großvater den Ernst, von sich selbst aber die Launen hat, nur je einen zu formiren im Stande gewesen ist.

Er war der Puck, der Prospero, der Graf Hodiß unserer Jugend. Wenn wir als Kinder vom Anhalt'schen aus in die Mansfeld'schen Berge hineinfuhren an ausgewaschenen Stellen vorbei, die uns Abgründe bedünkten, wenn wir später als Studenten die Straße von Halle her über den salzigen und süßen See hinaus gewandert waren und nun in die grüne Hügelspalte eindrangen, an deren oberem Saume Holzzelle lag, so wehte es uns aus den Wipfeln der Waldbäume, von den engen und tiefen Seitenpfaden des Forstes an wie lauter Ahnung, Lust, Freiheit. Darauf zeigte sich das

weiß und rothe, weite, mauerumgebene Amt mit seinen Gärten, Höfen, Scheuren und Stallungen. Das geräumige Wohnhaus, worin eine Familie mit zwanzig Kindern vollaus Platz gehabt hatte, der Oheim aber mit der Tante kinderlos horstete, that seine gastliche Pforte auf, gab uns bunte Erinnerungen, buntere Hoffnungen. Das Amt lag ganz einsam, die nächsten Menschenwohnungen waren über eine halbe Stunde entfernt, nach Eisleben hatte man eine starke Meile. Als Fouqué Mode geworden war und wir die Fahrten Thiodolfs des Isländers gelesen; nein! nicht gelesen, verschlungen hatten, nannten wir im Winter das durch unwegsame Schneelager von der Welt geschiedene Paar: Oheim Nefiolf und Base Gunhild.

Aber im Sommer war es schön und lustig im alten Nonnenkloster, dem schon seit einem Säculo alle drei Gelübde fehlten. Nach der einen Seite liefen vom Amte die herrlichsten Kirschplantagen aus, die von weißschimmernden hellgrünzitternden Birkenhölzchen umstanden waren; nach der andern Seite trat man aus dem Garten unmittelbar in die

fettesten Wiesen. Sie senkten sich einige hundert Schritte weit zu Thale und der Eichen- und Buchenwald bot seine Schatten. In dem stach da und dort spitzes Geklipp hervor, Steinbrüche rissen sich dicht am Wege senkrecht abgeschnitten auf, hohe Mauern standen an einer einsamen Stelle wie Fingerzeige in verschollene Zeiten da, unten im Grunde aber rieselte zwischen Waldblumen ein Wässerlein, welches aus einer übermauerten Grotte, eiskalt und perlenklar entsprang, und der Nonnenbrunnen hieß. Man legte dieser Quellfluth besondere heilende Kräfte bei; ich weiß nicht, wie es sich damit verhielt, gewiß aber war es, daß ihr Duft und Schaum das Erwachen zärtlicher Triebe förderte. In den Buchen umher fand sich mancher verschlungene Namenszug eingeschnitten, von einem Herzen umgeben, mancher Knabe und manches Mädchen liebten dorthin spazieren zu gehen, und der Oheim, obgleich er an Liebessachen gern sein heiseres Schrauben und seinen schwerschrötigen Spott übte, störte doch eigentlich jene Baumbelustigungen und Promenaden nie, sondern führte eher, wenn er Jemand dort unten im Nonnengrunde sah, seine

übrige Gesellschaft andere Wege. Dann, pflegte er zu sagen, es ist zum Verwundern, wie viel Heirathen schon bei mir gestiftet worden sind! Muß wohl am Boden liegen. Mag die Sache ihren Fortgang haben!

Dort war also das Terrain, auf welchem der Oheim seine Steckenpferde tummelte. Er hatte eine außerordentliche Freude daran, allerhand Anlagen und Bauwerke zu machen. So waren nach und nach eine Vestung, eine Eremitage, ein Tempel der Diana, ein Theater im Freien, ein Rittersaal, eine Rennbahn, und ein Belvedere entstanden. Von einer Teufelsbrücke wurde viel gesprochen, sie kam aber nicht zu Stande. Eine Neptunsgrotte, die im weiteren Verfluß des Nonnenbrunnens errichtet worden war und eigentlich mit einer Fontaine hatte verbunden werden sollen, gerieth in Vernachlässigung. Ich habe sie daher nur noch wenig kenntlich gesehen. — Wer nach diesen Andeutungen für des Oheim's Casse besorgt seyn möchte, dem kann ich den Trost geben, daß mein Oheim Yorick von seiner Jugend her wußte, wie schlecht trocken Brod schmecke und das Wörtlein Armuth mehr scheute als Gift

und Pestilenz. Er hielt daher seine architectonischen Steckenpferde am Zügel des Etats, und befolgte aus Sparsamkeit das große Gesetz der Kunst, Alles symbolisch zu nehmen, nach der Figur: pars pro toto zu verfahren und mit Andeutungen zu wirken.

Am vollständigsten ausgebaut war die Festung, d. h. sein Schlafgemach, welches er gegen Ueberfälle von Räubern verwahrt hatte. Auch sie war eine reine Phantasiefestung, ohne militairisches Bedürfniß entstanden. Er schützte zwar die einsame Lage des Amtes, als Grund dieser Fortification vor, allein ich glaube nicht daran. Denn er war ein starker Mann, der keine Furcht kannte, überdieß hielt die Landespolizei die Augen auf und man hörte nichts von Banden oder gefährlichen Einbrüchen. Ich meine daher, daß Oheim Yorick mit der Festung nur seiner Laune ein Fest gegeben hatte. Mancher Räuberroman war in den Stunden der Muße sein Tröster gewesen, seine Einbildungskraft hatte alle die Scenen durchgespielt, in welchen der Haufen durch die Thüren eindringt, an den Fenstern emporklimmt, Schüsse fallen, Säbel klirren, Pechfackeln die düstere und entsetzliche Gruppe beleuchten. Er wollte den Genuß

haben, Abends, wenn er sich zur Ruhe gelegt, diese Auftritte vor dem Einschlummern seiner Seele im süßen Gefühle vollkommener Sicherheit auszumalen. Zu dem Ende hatte er das Gemach mit einer doppelten, eisenbeschlagenen Thüre, welche inwendig noch ein vorgeschobener Querbalken vertheidigte, und die Fenster mit zollstarken Traillen rüsten lassen. In die Decke war eine Oeffnung gebrochen, um, wenn die Festung dennoch aller Vertheidigung ungeachtet erstürmt worden, mittelst einer Leiter, die immer in der Nähe stand, einen Abzug nach dem Boden zu haben. Es versteht sich, daß es nicht an Waffen in diesen Umwallungen fehlte. Ein Paar geladener Pistolen hing über dem Bette des Oheims, eine Jagdflinte und ein Pallasch dienten als Verstärkung jener Schutz- und Trutzmittel.

Die ehemaligen Nonnen seiner Domaine hatten den Oheim in das Mittelalter verlockt. Er war durch sie auf die Ritter gekommen, kannte Hasper a Spada, Brömser von Rüdesheim und Adolph, Raugrafen von Dassel. Durch den größten Theil des oberen Stockwerks dehnte sich ein großer Saal aus, der ehemalige Rämpter. Mein Oheim wollte

seinen Rittersaal besitzen. Er ließ einen Maler von Eisleben kommen und trug diesem auf, ihm einen Rittersaal zu malen. Der Meister machte ein bedenkliches Gesicht, denn das deutsche Alterthum war damals noch nicht so recht bis zu dem Volke durchgedrungen, ersetzte aber durch kühnen Muth. was ihm an Wissenschaft gebrach, strich den Saal graugelb an, machte unten einen grüngekollerten Wandfuß und malte oben verteufelte Schnörkel hin. Der Oheim war mit der Arbeit zufrieden, ließ vom Zimmermann einen einzigen Pfeiler zuhauen, diesen weiß in Leimfarbe anstreichen, in der Mitte des Saales unter die Decke stoßen und ihn durch ein Wappen von des Malers eigener Erfindung auszieren. Dieses künstlerische Streben brachte einen recht ehrwürdigen Rittersaal zu Stande, in dessen weitem, hallendem Raume wir oft seelenfroh gewesen sind.

Mein Oheim wollte aber nicht einseitig seyn. Der heiteren Welt der Griechen ließ er ebenfalls ihr Recht widerfahren. Sein Dianentempel stand am Ende der Kirschplantagen, vor einem der Birkenhölzchen. Der Oheim wußte sich viel damit, wie

wohlfeil ihm dieses classische Alterthum aus alten Latten und Pfosten zu stehen gekommen sey. Die Göttin fehlte darin, weil sie, sagte er, aus Pappe gegen den Regenschlag nicht halte, aus Holz aber zu theuer werde. Desto besser schmeckten die Kirschen darin, die in unendlicher Fülle und Güte umher wuchsen.

Nach diesen Proben wird man sich auch ohne meine Hülfe die Eremitage, das Theater im Freien, die Rennbahn und das Belvedere vorstellen können. Es war Alles, wenn auch nicht groß gedacht, doch wohl gemeint, und ich sage daher von der Eremitage nur, daß an ihr nichts einsam war, als ihr Name. Denn sie war ein Mooshäuschen mit Borke bekleidet mitten im geselligen Baum- und Küchengarten. Und vom Belvedere sage ich, daß man von dort die köstlichste Aussicht bis weit in die güldene Aue hatte, die nichts verloren haben würde, auch wenn das Belvedere gefehlt hätte.

Im Rittersaale tummelte sich der junge Schwarm, oder bremsete in den weiten grünen Räumen zwischen Dianentempel, Eremitage und Belvedere hin und her. Die Familie, die Freunde, die näheren Bekannten waren reichlich mit Nachkommenschaft gesegnet, zuweilen trieben da droben an dreißig junge Leute ihr Wesen, die natürlich nicht Alle in Betten untergebracht werden konnten, sondern zu Nacht Streulager empfingen. Mit den Studenten hatte der Oheim ein besonders nahes Verhältniß. Es studierte fast Alles aus der Familie in Halle, und da dieser academischen Jugend die Vorrathskammern des Amtes werther waren, als den Israeliten die Fleischtöpfe Egyptens, so fehlte es Jahraus Jahrein nie an Zuspruch von der Hochschule. Auf diese Weise hatte der Oheim sechs bis sieben der kurzlebigen academischen Generationen an sich ab- und heruntergelebt und wußte die verschiedenen Epochen genau zu charakterisiren. In seinen Schilderungen war jedoch weniger von Fleiß und Wissen, sondern mehr vom „flotten" Wesen die Rede. Der Oheim unterschied die flottesten von den flotteren, flotten und nicht flotten Jahrgängen des studirenden Wachs-

thums. Letztere nannte er „Theekessel.“ Mit denen wollte er nichts zu thun haben, sie kamen auch späterhin, wenn sie gemachte Männer waren, nie ohne Seitenhiebe bei ihm durch. Denn er begehrte Spaß von den jungen Leuten, ihr Uebriges ging ihn so viel nicht an.

Man findet viele ältere Personen, die zu den Schalkspossen der Jugend nicht sauer sehen, man trifft da und dort auch wohl einen muntern Alten, der sich in einen Schwank gefällig einläßt, selten aber wird Einer, der in den Ruhestand gehört, seyn, welcher den Anführer der Jugend zu allen Schwänken macht. Mein Oheim Yorick ließ sich dieses Commando nicht nehmen. Er stiftete Sackhüpfen in der Rennbahn, er ließ mit verbundenen Augen nach dem Topfe schlagen, und ging mit gutem Beispiele voran, er munterte zum Klettern in die Bäume auf und arbeitete unermüdlich, vom Schweiße seines Antlitzes betrieft, im Fache der Attrappen, deren Zweck und Ziel denn war, daß Einer, der die Sache noch nicht kannte, Schläge von unsichtbarer Hand erhielt, oder einen mehlweißen Mund bekam, oder mit Wasser bespritzt wurde. Letzteres geschah, wenn der Oheim

„Zauberer“ spielte. Er hatte dann ein großes Bettlaken um sich hangen, ließ den zu Mystificirenden mit trügerisch-cabbalistischen Worten in ein Becken voll Wasser schauen, worin ein fernes Bild erscheinen sollte, und patschte ihm, wenn Jener sich tief über das Gefäß bückte, das Wasser in das Gesicht. Das Resultat dieser Zauberei war gewöhnlich, daß der Magus nasser wurde, als sein Opfer, was aber die Lust daran nicht verdarb. Vielmehr wiederholte der Oheim bei jedem Besuche sein täuschendes Wasserbeschwören, denn es gab immer deren, die noch nicht naß gemacht worden waren. Zuweilen richtete er die sogenannte egyptische Finsterniß an. Diese bestand darin, daß er Abends, wenn das Haus ganz voll war, plötzlich sämmtliche Lichter auslöschte, die Küche verschloß, damit Niemand zu dem Feuer auf dem Heerde gelangen konnte, und nun in dem Dunkel durch gewaltiges Läuten mit der großen Hausglocke das Signal zu einem allgemeinen Getümmel, zum wildesten Tasten, Tappen und Spectaculiren gab. Er selbst pflegte sich aber, um seine Glieder sicher zu stellen, bei dieser Belustigung zeitig einen wohlverwahrten Versteck zu

erkiesen, aus dem wir ihn dann, wenn endlich wieder Licht ward, sich schüttelnd vor Lachen, hervorzogen. Daß ein solcher Anreiz unter lauter grüner Zuzucht wie der Funke in einer Pulverkammer war, läßt sich begreifen. Wir suchten auf das Beste seinem Vertrauen zu entsprechen, die durch den Zauberspiegel Genäßten wußten ihm reichlich zu vergelten; man legte ihm die Schlüssel weg und that äußerst unschuldig bei seinem Suchen, man ließ ihn, wenn er gegen Mittag in der Festung aus dem Morgenhabit in den kornblumfarbigen Frack gleiten wollte, lange nicht dazu kommen, weil die Räuberbande unaufhörlich die Festung stürmte, sich in den Besitz der Fallthüre vom Boden aus gesetzt hatte und die Leiter hinuntersenkte, um in das Innere einzudringen. Einmal hatten wir vor Tagesanbruch aus den Wagen, Pflügen, Eggen, Walzen und allem sonstigen Ackergeräthe des Gutes im Hofe eine ungeheure Configuration errichtet, welche ihm, als er am Morgen das Fenster öffnete, Einer in Knittelversen als ein Symbol seines Standes auslegte. Der Redner war ganz in Stroh gekleidet, trug einen Kranz von Klatschrosen und nannte sich die blonde Demeter,

wir Andern aber hingen malerisch vertheilt, in entsprechenden vegetabilischen Masken als die Repräsentanten der Getraidearten, der Rappsaat und des Turnips zwischen den Stockwerken des Gerüstes. Anfangs ging die Sache gut, nachher aber bekam sie ihr Schlimmes und wäre beinah zu Unfrieden ausgeschlagen. Denn wir hatten in unserem Eifer die Allegorie des Landbaus so fest mit Stricken und Ketten verschnürt, daß ein halber Tag darüber hinging, bevor der Verwalter und die Knechte sie wieder in ihre sinnlichen Bestandtheile zerlegt hatten. Der Oheim, dessen Wirthschaft hiedurch und zwar gerade in der drangvollsten Erntezeit unersetzliche Stunden verlor, sah jener Analyse mit grimmigen Zornesworten zu. Ceres aber und sämmtliche Cerealien hielten es für gut, Waldeinsamkeit zu suchen. Wir saßen wie die Ebräer im Exil auf Belvedere zusammen und sahen nach der güldenen Aue, als in der Mittagsstunde unser verstimmtes Oberhaupt in unsern Kreis trat, uns eine derbe Strafrede hielt und mit der Weisung schloß, in Zukunft mit unserer Laune ihm Wagen und Pflug zu verschonen. — Das Gewitter hatte mit diesem Schlage sich zwar

entladen, es folgte ihm aber ein grauer Regenhimmel, denn es ging einige Tage nun sehr nüchtern und scherzhaft auf Prospero's Insel zu. Das war einer der Fälle, in welchen der Oheim sich plötzlich erinnerte, daß er denn doch ein alter, verständiger Mann sey. Sie kamen zuweilen vor und dann ließ sich schlimm mit ihm verkehren.



Er gab Bälle, veranstaltete Musiken im Freien, ließ, wenn das Wetter besonders schön war, am Dianentempel oder bei dem Nonnenbrunnen speisen. Aber alles das wäre noch nichts gewesen ohne seine Kunstliebe. Diese führte zu den höchsten Entfaltungen des dortigen Lebens.

Der Oheim besaß eine ausnehmende Kunstliebe. Sie richtete sich jedoch, wie es damals noch allgemein Statt zu finden pflegte, hauptsächlich auf das Schauspiel. Er ließ kein Theater, welches ihm abreichbar war, unbesucht. Ich erinnere mich, daß er einstmals, als Iffland in Magdeburg Gastrollen gab,

um vier Uhr Nachmittags in das Parterre ging, um einen Platz zu bekommen. Er hatte aber doch schon nur einen Stand gewinnen können, und war nun bis zehn Uhr Abends die sechs Stunden hindurch auf seinen alten, müden Füßen verblieben. Halbtodt und fast aufgelöst von Hitze und Gedränge kam er zurück, seine Züge waren schlaff geworden, übrigens aber fühlte er sich froh und begeistert von dem Friedländer, den Iffland an jenem Abende gegeben hatte.

Es war Herkommens in der Familie, ihre Feste mit allerhand Theatralischem zu feiern. Der Oheim hatte sich bei solchen Gelegenheiten vielfältig versucht. Für die Krone seiner Leistungen erklärte er selbst einen Genius, den er zu einer Hochzeit geliefert hatte. Dieser Genius war der Liebesgöttin aus einem Rosenbusche vorangeschwebt und hatte dem Paare verblümt zu erkennen gegeben, was für Gaben die Göttin, die selbst nicht sprach, dem neuen Bunde zudenke. Der Oheim war damals schon über dreißig; „das that aber nichts,“ sagte er, „ich war dennoch der Einzige, der den Genius mit Würde sprechen konnte. Zum Ueberfluß hatte ich in meiner

Rolle einige Worte angebracht, worin ich sagte, heute sey ein Tag, ein Tag so schön, ein Tag so ernsthaft und wichtig, daß kein dummer Junge von Genius an einem solchen Tage seine Sache hätte machen können."

Die meiste Schwierigkeit hatte ihm das Costume verursacht. Niemand konnte ihm sagen, wie ein Genius sich eigentlich zu Hause trage. „Endlich," rief der Oheim, „gab mir die Rolle Aufschluß!

Von der Milchstraße herab komme ich an diesem
schönen Tage —

Halt, dachte ich. Milchstraße! Milch — Milchflor. In Milchflor will ich gehen, weil der überhaupt so eine unschuldige Tracht ist, die für ein höheres Wesen paßt. Ich kaufte mir also zwölf Ellen Milchflor und der Schneider mußte mich ganz darin einnähen vom Kopf bis zu den Füßen. Meinen Zopf ließ ich mir aufbinden, das Haar flog mir lang um die Schultern und ich sah ganz „pompös" aus, machte auch ein großen Eindruck." — An letzterem war nicht zu zweifeln. Denn der Oheim besaß röthliches Haar, welches einen herrlichen Abstich gegen den weißen Milchflor gegeben haben muß.

Als wir heranwuchsen, gingen die artistischen Bestrebungen der Jugend bei dem Oheim theils den älteren Gang, theils bogen sie auch schon in die neuere Literatur- oder Kunststraße ein. Zu den Darstellungen älteren Stempels gehörten verschiedene Schäferspiele; ein Genre, welches er besonders liebte. Er ließ nicht leicht einen Geburtstag vorüber, ohne auf dem Theater im Freien oder im Rittersaale einen Myrtill mit seiner Daphne, einen Menalk und eine Chloe zu produciren. Diese Stücke entstanden, wie die Poesie der Urzeit; ein bestimmter Verfasser war selten ermittelbar, das dichtende Volk brachte sie hervor. Außerordentlich war besonders Eins, dessen Darstellung in die Olympiade des Jahres 1810 oder 1811 fiel. Es traten darin mehrere herkömmliche Arcadier auf, dann die Göttin Hygiea, als eine völlig neue Figur aber ein junger Mensch in abgeschabtem grauem Rock, der sich sehr kläglich gebärdete, weil seine Eltern zu nahe dem Schlachtfelde von Aspern gewohnt hatten und total abgebrannt waren. Hygiea hatte eine Beziehung auf den Gefeierten, denn er war kürzlich von einer schweren Krankheit erstanden, wie sich aber der junge

Mensch mit seinen abgebrannten Eltern in die Fabel verflocht, ist mir entfallen.

Bei den Vorbereitungen zu diesem Stücke wurde mir eine Aufklärung niederschlagender Art. Der Geschäftsträger des Herzogs von Dalmatien, Monsieur d'Imbert, ein feiner, schöner Franzose, war gerade, wie alljährlich mehrere Wochen geschah, zum Besuche auf dem Amte. Er hatte schon früher einige unserer Darstellungen gesehen, und sich dabei leidend verhalten. Diesmal aber griff er thätig ein. Das Stück sollte im Rittersaale gegeben werden, bedurfte also der Lampen. Da sah ich des Abends kurz vor dem Beginn, als ich schon mein arcadisches Gewand trug, Monsieur d'Imbert still umhergehen und die angezündeten Lampendochte herabschrauben, so daß der Schauplatz fast von des Oheims egyptischer Finsterniß erfüllt wurde. Man achtete nicht auf die Sache und das Stück nahm seinen halbunsichtbaren Verlauf. Ich fragte am andern Morgen Monsieur d'Imbert um den Grund seines Verfahrens und erhielt zur Antwort, daß man immer zwischen den Darstellungen durch Künstler und denen

durch Dilettanten unterscheiden müsse. Bei den ersteren könne es nicht hell genug seyn, bei den letzteren aber liege es im wohlverstandenen Interesse Aller, wenn man so wenig als möglich daran sehe. Monsieur d'Imbert gab diese Erklärung ohne alle Satire in der größten Höflichkeit; mich aber verletzte sie doch sehr, denn ich hatte mit allen Uebrigen gemeint, daß wir unsere Sachen so meisterhaft machten, um den großen Kronleuchter des Theater français nicht scheuen zu dürfen. — Nachmals, wenn ich die Gesellschaftsbühnen bei Hoch und Niedrig sah, mußte ich oft an Monsieur d'Imbert und seine Lampenlöschungs-Theorie denken.

Der neueren Kunstentwickelung gehörten dagegen mimisch-plastische Darstellungen an. Wir beschränkten uns nicht, wie die Händel-Schütz, auf einzelne Sphynxe, Karyatiden, Madonnen und Magdalenen, sondern führten ganze Gedichte in dieser Manier auf. Lichtwehrs

„Thier und Menschen schliefen feste,
Selbst der Hausprophete schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste
Von den nächsten Dächern stieg ..."

bot einen Reichthum von Katzenmotiven dar; Schiller's Handschuh gab Gelegenheit, höhere Richtungen höherer Thierwelt vorzuführen. Im ersten dieser Gemälde spielte der Oheim den vom Katzenlärmen erwachten Hausherrn, der mit einem Prügel im finstern Saale umherspringt; im letzten saß er als König Franz vor seinem Löwengarten, und winkte voll ruhiger Hoheit mit dem Finger. Zu keiner anderen Rolle wollte er sich in diesem Gedichte bequemen. „Wenn ich eine von den Bestien machte, so verlöre ich ganz den Respect bei Euch," sagte er.

Alles in der Welt lebt sich einmal zu seinem Gipfel hinan, und so fand denn auch dieses Schnurrenwesen zuletzt eine Höhe, auf der es zum Abschluß kam und stehen blieb. —

Der erste Feldzug war vorüber, alle Glieder unserer Verbrüderung hatten gedient, der Eine mehr, der Andere minder. Wir lagen wieder unsern Studien ob, die Geister waren aber noch unruhig und schweiften in willkührlichen Bildern umher. Es

war im Februar 1815. Plötzlich fiel es Einem von uns ein, daß des Oheims Geburtstag bevorstehe, und einem Andern, daß derselbe noch nie eigentlich recht feierlich begangen worden sey, und uns Allen, daß wir die bisher übersehene Pflicht auf das ausbündigste nachleisten müßten.

Wir lebten nun ganz in den Vorbereitungen zu dieser Festesfeier. Stillschweigend war angenommen worden, daß nur etwas Ungemeines derselben würdig sey. Mir hatten die Uebrigen die Wahl des Stücks übertragen, ich stöberte in den Bibliotheken umher, fand ein Heft Possen von Julius von Voß für „lebende Marionetten" geschrieben, und darin nur: Rinaldo und Armida, die mir das Ungemeine, was Zeit und Gelegenheit verlangte, zu seyn schien. Als ich es vorlas, gewann es sich auch den Beifall des ganzen Kreises. Das Ding war überschrecklich genug. Gottfried von Bouillon, der das Glas liebte und immer etwas aus der Fassung auftrat, rief an einer Stelle, wo er sich zum Ausruhen niederlegen wollte:

„Ihr Wagen Heu, fahrt mir aus dem Wege,
Dieweil ich hier mich schlafen lege!"

Armida apostrophirte den Abtrünnigen zum Schluß einer herzbrechenden Rede mit den Worten:

Bleib hier
Bei mir
Du Tigerthier!

Kurz, es war Alles schon gehörig gesalzen und gepfeffert darin. Allein den Spielern in diesem großen Drama genügte die Würze noch nicht, Jeder setzte sich in seiner Rolle zu, was ihm an Kraftworten und Geistesblüthen aufging. Mir wurde hiebei etwas bedenklich zu Muthe, ich dachte an Ceres und die Cerealien. Deshalb schrieb ich einen Prolog, worin ich höchst ernsthaft auseinandersetzte, die Lehre unserer Tragödie gehe dahin, daß der weise Mann sich unter allen Umständen zu fassen wisse. Auch der Oheim habe sich unter schwierigen Umständen zu fassen gewußt, und das Stück sey daher vorzüglich geeignet, sein Wiegenfest zu verherrlichen. Es herrschte eine solche Begeisterung für die Rollen, daß ich leicht aus dem Gedichte fortbleiben konnte; man war sehr zufrieden mit meiner Genügsamkeit, die nur den Prolog für sich in Anspruch nahm.

In der Frühe eines rothklaren Wintermorgens machte sich die abentheuerliche Rotte auf den Weg. Es waren vierzehn Studenten im Ganzen, welche sich neben und in den Gärten Armiden's hören lassen wollten. Die meisten ritten, aber nicht in der Tracht vernüftiger Menschen, sondern in dem damaligen sogenannten „Wichs" d. h. in buntfarbigen Schnürebesetzten Colletten, weißgekollerten Lederbeinkleidern, Kanonenstiefeln, Stürmer auf dem Haupte. Ein großer Rumpelkasten von Wagen folgte mit den zusammengerollten Coulissen dem Costum, mit kalten Braten, sauereingekochten Fischen, Kuchen, Gelee's. Denn Alles war auf die vollkommenste Ueberraschung berechnet, und selbst mit der Gesellschaft sollte der Oheim unvermuthet angebunden werden. Um aber diese in der Eile von Morgen bis Abend zusammentrommeln zu können, um der Tante die Bewirthung möglich zu machen, hatten wir jene Festspeisen in Halle bereiten lassen, versteht sich auf Rechnungen, die neben den Gerichten im Wagen lagen, und dem Oheim am Lendemain als nachträgliche Freude dargereicht werden sollten.

Wir waren troß der Februarkälte warm durchheizt von Lust und Vergnügen und schon unterweges brach die Posse aus.

Vor Langenbogen, einem Dorfe auf der Hälfte der Straße, sahen wir mehrere Bauern stehen, verwundert über den herannahenden bunten Zug. Halt! rief einer von uns; wir wollen dem Volke weiß machen, es sey der König von Sachsen, der in sein Land zurückkehre. Wirklich war damals schon vielfältig davon die Rede, daß Friedrich August bald aus seiner Gefangenschaft entlassen seyn werde. Gesagt, gethan! Einer, den wir den Alten nannten, weil er der Verständigste unter uns war, hing sich Gottfried von Bouillons Purpurmantel um die Schultern, setzte die Goldflitterkrone des Mohrenköniges auf, nahm Zepter und Reichsapfel in die Hand, und ließ sein Pferd von zweien zu Fuß führen. Ein Anderer, ein stämmiger, praller Lockenkopf sprengte als Reisestallmeister voran. Dieser hieß der Marquis. Er war bei Montmirail unter die französischen Cuirassire gerathen, hatte bis zum Frieden in Limoges Kriegsgefangenschaft erduldet und jene Ehrenwürde von den Franzosen, ich weiß

nicht durch welches Mißverständniß, empfangen. — Der Marquis rief den Bauern zu: Hüte abgenommen! der König von Sachsen kommt. — Die Bauern nahmen wirklich ganz verdutzt ihre Hüte ab bis auf Einen, der vor Erstaunen nicht dazu kommen konnte, sondern mit offnem Munde und starren Augen den im Purpurmantel angaffte. Als dieser neben ihm vorbeiritt, gab er dem Gaffenden einen leichten Schlag mit dem Zepter. „Kann er nicht den Hut abnehmen, wenn eine Majestät durchpassirt?“ sagte er mit einer solchen Würde, daß der Bauer nun nicht allein sein Haupt entblößte, sondern die Bedeckung zu Boden fallen ließ.

Als der Oheim von seinem Lug-in's-Land unsere Cavalcade ansichtig wurde, hätte er wohl nicht übel Lust gehabt, die Pforten schließen zu lassen, denn die Ahnung mochte ihm sagen, daß seinem Hause ein arger Wirrwarr bevorstehe. Indessen drangen wir denn doch ein und brachten in gesetzter Fassung unsern Glückwunsch vor. Oheim und Tante musterten den Anzug der Reiter, der etwas vom Reitknecht, etwas vom Husaren hatte und in den übrigen Stücken nur sich selber glich. — „Was soll

denn nun eigentlich heute losgehn?“ fragte er nach einer Pause. — „Das ist eine Ueberraschung,“ versetzten wir. Die Tante wurde bei Seite genommen und durch den Anblick des Speisevorrathes dem Complotte zugeneigt. Sie fertigte auf der Stelle mehrere reitende Boten ab und lud aus dem Stegreife die ganze Nachbarschaft auf den Abend ein. Es war in ihr ein wundersames Talent, keinen Scherz zu verderben und dennoch das Uhrwerk des Hauses im regelmäßigsten Gange zu erhalten. — Ich machte mich mit einigen Arbeitsleuten an das Werk und richtete im Rittersaale die Bühne zu, womit ich bald fertig wurde, denn ich hatte bei einem früherem recognoscirenden Besuche alle Dimensionen gehörig ausgemessen und Jegliches in Schnüren, Rollen, Latten vorbereitet.

„Ich will wissen,“ sagte der Oheim, als ich in das Zimmer zurückkehrte, „woran ich bin.“ Er ging mit großen Schritten auf und nieder; die Andern saßen oder standen stumm umher und ihre Verlegenheit contrastirte mit den lächerlichen Jacken. — „Was spielt Ihr heute Abend? Hoffentlich ist es doch etwas Vernünftiges;“ fuhr er fort, und sein

Blick bezeugte, daß die Hoffnung auf Vernunft in ihm schwach war.

„Es ist ein Schäferstück,“ versetzte einer kleinlaut, „und heißt Rinaldo und Armida.“

„Wenn es ein Schäferstück ist, so bin ich zufrieden,“ versetzte er einigermaßen beruhigt. „Narrenpossen verbitte ich mir zu meinem Geburtstage. Uebrigens habe ich nie von Schäfern gehört, die Rinaldo und Armida hießen.“

„Es ist ein Schäferpaar aus dem Morgenlande,“ antworteten wir.

Wagen über Wagen rollten gegen die Dämmerung in den Hof. Die Bühne, diesmal nicht von Monsieur d'Imbert im wohlverstandenen Interesse Aller verdunkelt, strahlte im blendendsten Lichte, so daß man jedes Fädchen an der dünn-grün-bemalten Leinewand sah, welche die berauschenden Zaubergärten der schönen Verführerin darstellen sollte. Der Marquis hatte seiner Locken wegen diese übernommen und stand im blauen Taffentrock, rothem Spencer, Schnabelschuhen da; würdig einer solchen Geliebten zeigte sich Rinaldo als gepuderter Chevalier mit Taubenflügeln, Haarbeutel, Galanterie-

degen; Gottfried von Bouillon, der nicht viel vertragen konnte, hatte sich Mittags auch noch so eine Art von Haarbeutel als Ergänzung der Maske zugelegt. Alle Anderen waren ebenfalls auf das Barockste ausstaffirt. — Auf einmal sah des Oheims Gesicht neben dem Vorhange durch. „Nie in meinem Leben werden daraus Schäfer,“ sagte er, indem er zurückging.

Der ganze Rittersaal war voll von Mansfeldischen Nachbarn und Freunden. Väter, Mütter, Söhne, Töchter; ein höchst gespanntes Auditorium. Der Oheim nahm mit verlegener Würde in seinem Lehnsessel mitten vor den übrigen Zuschauern Platz und bereitete sich, das Rührende, was seiner Meinung nach kommen mußte, in Empfang zu nehmen. Die Musik begann.

Nach den letzten Tönen trat ich vor und sprach meinen Prolog mit dem größten Ernste, indem ich besonders auf die Stellen, die von des Oheims Fassung unter schwierigen Umständen handelten, die empfindensten Accente legte. Ich bemerkte während meiner Rede, daß Alles in das gehörige Fahrwasser kam. Der Oheim hörte mit Sammlung

zu, im Saale vernahm ich schon ein leises Schluchzen da und dort.

Ich bin überzeugt, daß wenn die Andern sich in ihrem Spiele etwas zu mäßigen verstanden hätten, das ganze Stück diesem Kreise als ein rührendes Drama vorübergegangen seyn würde, denn die Stimmung war durchaus günstig für einen solchen Eindruck. Aber sie thaten, wie es zu geschehen pflegt, des Guten zu viel, übertrieben und versetzten dadurch den König des Festes und seine Gesellschaft in die eigenste Lage.

Ich hatte mich, da es für mich hinter dem Vorhange nichts mehr zu thun gab, unter die Zuschauer gemischt. Den Oheim sah ich bei den Renommistereien Gottfrieds in seinem Sessel unruhig werden, ich hörte ihn, als Rinaldo's Seelenqual begann, laut murren, endlich als das Tigerthier aus Armiden's Lippen sprang, versteinerte er, so zu sagen, und hielt sich in dieser starren Fassung unter schwierigen Umständen bis zum Schluß. Die Gesellschaft dagegen war durchaus in einem gespaltenen Zustande. Daß der Spaß nicht verstanden wurde, konnte hingehen, denn sie machten ihn zu toll. Nun

aber wollten die Einen fortschluchzen zur Ehre des Tages, ein innerliches Erschrecken aber hemmte sie in ihren Veranstaltungen. Die Andern hätten wohl hin und wieder lachen mögen, hielten dies aber für unpassend und zwangen sich zu seufzen, wo möglich etwas zu weinen. Endlich lös'ten sich diese künstlichen Bestrebungen in ein allgemeines Ermatten auf, welches immer größer wurde, jemehr sich die Spielenden angriffen, und fast zur Lethargie gediehen war, als der Vorhang vor der unglückseligen Farçe niederrollte.



Flöten und Geigen spielten lustige Weisen. Der Ball hatte angefangen, wir wurden aber von den Mansfeldern mit einigem Abscheu betrachtet und Mancher empfing von den Mädchen einen Korb, wenn er zum Walzen aufforderte. Der Oheim zeigte sonderbar-verdrießliche Mienen, und sah uns nicht an, ausgenommen mich, dem er gleich nach dem Spiele die Hand drückte und sagte: „Du kannst nichts dafür, du hast deine Sachen gemacht,

wie sich gehört." — Nur der Pastor eines benachbarten Dorfes war unser Freund und Sachwalter geblieben. Dieser Mann machte die einzige Wintergesellschaft des Oheims aus, er kam im wildesten Eis- und Schneewetter zu ihm, um mit ihm Deutsch-Solo zu spielen, was des Pastors alleinige Lebensfreude war. Von den Schnee- und Eisgängen hatte er eine rothe Nase bekommen, die auch im Sommer wie erfroren aussah, und von welcher der Oheim behauptete, der Pastor polire sie sich mit einem Falzbeine, um eine glänzende Naturmerkwürdigkeit aufzuweisen, denn sie glänzte wirklich über die Maaßen, diese Nase, in ihrer Blauröthlichkeit. — Er hatte der Darstellung mit ununterbrochener Andacht beigewohnt, als höre er die Gastpredigt eines Amtsbruders.

Der Pastor mit der Glanz- und Frostnase ging dem Oheim nach und sagte begütigend: „Herr Oberamtmann, das war ein schönes Stück." — „Herr Pastor, was soll ich von Ihnen denken?" erwiderte der Oheim. — „Ich versichere Ihnen," fuhr der unerschrockene Begütiger fort, „das Stück war sehr schön, und wenn es an einigen Orten

nicht so aussah, so war das Ungeschick der jungen Leute daran Schuld, sie werden es das nächste Mal schon besser spielen.“ — „Nichts als Ränke und Schwänke waren es!“ fuhr der Oheim heraus. „Die Wiederholung schenke ich Ihnen.“ — Der Pastor war unser Freund, weil er ohne uns heute seine Parthie nicht gehabt hätte.

Es hatte Eins geschlagen, die Gäste hatten sich entfernt. Wir standen im Rittersaale, wie ein zusammengeschossenes Bataillon auf dem Felde der verlorenen Schlacht. Der Oheim saß im Lehnstuhl, in dem er eine so unerwartete Frier erlebt hatte, und rauchte seine Nachtpfeife. Niemand hatte den Muth zu sprechen. Er zürnte, das war offenbar.

Dergleichen Momente höchster Spannungen bringen aber oft urplötzlich ihr Gegentheil hervor. Denn auf einmal nahm Einer aus bloßer Verlegenheit, aber wie durch einen Gott unterwiesen, aus seiner Tasche Papiere, näherte sich dem Oheim und fragte schüchtern: „Lieber Onkel, wollen Sie die Rechnungen heute oder morgen haben?“ — Der Oheim sah groß auf, nahm die Braten- und Küchenrechnungen, blickte hinein, blickte den Schüchternen

an, der eine Kammerzofe der Armida gespielt hatte und in der Rolle stecken geblieben war, blickte auf unsere stumme und verlegene Schaar — er wollte noch zorniger werden — es ging aber nicht, denn er war schon so zornig gewesen, als ein Mensch überhaupt seyn konnte — er mußte also etwas anderes werden, nämlich lustig — ein gewaltiger Kampf arbeitete in seinen Gesichtsmuskeln, wir halfen den Wehen der Fröhlichkeit nach, brachen in Lachen aus; der Oheim stimmte ein, stand auf, zupfte Mehrere am Ohre, was ein Zeichen seines besonderen Wohlwollens war, rief zwischen Lachen und Poltern: „Ihr seyd doch ein nichtswürdiges Volk!“ und ging mit den Rechnungen in seine Festung, um sich schlafen zu legen.

Am andern Morgen war das heiterste Wetter im Hause; ungeachtet der Oheim verschiedene Strafreden hielt. — „Mußte denn die Person im blauen Taffentrock so brüllen? Mußte der Liebhaber sich gebärden wie ein Hanswurst? War das ein ordentlicher Held, ein Feldherr, der Gottfried?“ sagte er. „Der allein,“ fuhr er fort, indem er auf mich wies, „war vernünftig, nach dem hättet Ihr An-

deren Euch richten sollen.“ — Die Geschichte dieses Tages trat in den Kreis seiner ungeheuerlichen Erzählungen. Er sagte es anfangs und glaubte es späterhin, an dem Stücke Rinaldo und Armida hätten vierzehn Studenten gearbeitet und umwechselnd einen Vers nach dem andern geschrieben. „Sie können also denken, was für Zeug das war!“ fügte der Oheim hinzu. „Und damit wollen sie einen Geburtstag feiern.“ — Er vermied seitdem derartige Festlichkeiten.

So waren ihm die Schnurren, die er selbst genährt, endlich über den Kopf gewachsen. Wir aber erfuhren vierzehn Tage später, daß in den Stunden, wo wir unsere Eulenspiegeleien getrieben, Napoleon von Elba entkommen sey. Das war wohl eine Constellation tragischer und komischer Sterne zu nennen. Denn einige Monate später standen die Meisten von uns bei Ligny.



Alter Oheim Yorick! Wenn man Dich jetzt suchen will, so muß man durch einen Kreuzgang

gehen auf den stillen Platz, von Spitzbögen und Pfeilern umschlossen, auf dem der Wind den Grashalm und die Staude dem Schlummer der Todten zubeugt. Du schläfst fest, und schwerlich kommen in Deine Träume Deine Steckenpferde und Schäferstücke. Rinald und Armiden hast Du vergessen.

„Wo sind nun Deine Schwänke? Deine Sprünge? Deine Lieder? Deine Blitze von Lustigkeit, wobei die ganze Tafel in Lachen ausbrach? Ist jetzt Keiner da, der sich über Dein eigenes Grinsen aufhielte? Alles weggeschrumpft?“ — —



Lehre und Literatur.

Ich habe früher gesagt, die Lehre isolire die Jugend.

Wenigstens war die damalige Lehre geschaffen, die Jugend jener Zeit zu isoliren.

Die Lehre ist, wenn man von ihr im strengsten Sinne reden darf, etwas Fixes, sie giebt den Niederschlag der Forschung in einem gewissen Stadio der geistigen Gährung. In diesem Sinne existirt jetzt kaum eine Lehre. Das zweifelnde Jahrhundert, welches aus den Scherzen, die Voltaire und Wieland zu ihrer Zeit trieben, eine ernste Arbeit gemacht hat, läßt nirgends einen eigentlichen Abschluß zu. Alterthumswissenschaft, Geschichte, Mythologie, Sprachkunde sind in ganz neue Bahnen eingetreten, worin der Auslaufspunct zwar bestimmt

ist, der Siegespfahl aber noch nicht erblickt wird und denen daher die Umgrenzung fehlt. Diese Doctrinen werden auch nicht wie früher von gelehrten Idioten betrieben, sondern elegante Geister sind in ihnen thätig, Solche, die eine aesthetische Form besitzen. Unsere große Literatur ist endlich zu Allen hindurchgedrungen; an ihr haben sich die frischesten Kräfte heraufgebildet, diese Bildung hat nun wieder Jeden auf irgend eine Weise auch zu den Literaturen der anderen Nationen hinüber geführt. Jeder geht auf einem Markte der Geister umher und besieht sich die Waare, anstatt daß sonst mehr im Laden eingekauft wurde. Es giebt keine barbarische Archäologen, Historiker, Philologen mehr, wie sonst, deshalb wird die Forschung der Zeit von einem Elemente des Schönen durchdrungen, oder dieses steht vielmehr über ihr wie ein Morgenroth, welches vielleicht am sichersten den Aufgang der Sonne verkündet, der Sonne, die in der Wissenschaft einen neuen Tag schaffen wird. Noch ist es Dämmerung und die Gestalten des Erkennens fließen kritisch in einander; von dem Lichte jenes

Tages beleuchtet, werden sie, eine Jede aus ihrem Orte sich scharf umrissen, sich sondern.

Je beschränkter die Lehre, desto selbstzufriedner der Lehrling. Denn desto gewisser giebt sie ihm den Glauben, daß er in ihr das wahre Wissen für sich und seines Geistes Kraft erobert habe. Desto weiter entfernt sie ihn von dem Zusammenhange mit dem Fortschritt oder mit den Nachbargebieten. Er rundet sich in der Lehre und mit ihr ab, er wird durch sie isolirt.

Die Lehre in jener Drang- und Kriegesperiode war eine zugeschnittene. Große Arbeiten waren zwar geschehen auf dem Boden der Wissenschaften, welche den Geist am meisten erregen, aber sie hatten den gangbaren Lehrbegriff noch wenig berührt, in den sie erst jetzt eingebrochen sind. Die jungen Leute wandelten daher in einer Art von wachem wissenschaftlichem Traume umher, zu vergleichen mit dem praktischen Traume von politischer Größe, dessen Einbildungen so rauh entscheucht worden waren. In den Disciplinen, die vorgetragen wurden, war Alles für einen guten Kopf bezwingbar, über den Verhack der Lehrsätze hinaus wurde sein Blick nicht

gelockt, er durfte daher meinen, wenn er den Vortrag gefaßt, die Sache zu besitzen. Ich wünschte, das Gefühl, welches damals ein strebsamer Anfänger hatte, schildern zu können. Er glaubte immer zu wissen, woran er war in der Wissenschaft, jedes abgemachte Compendium wies ihm in seiner Meinung die Rangstufe im Reiche der Geister an. Schwerlich möchte dem jetzigen Geschlechte diese bornirte Unschuld des Erkennens eigen seyn.

Zwischen der Schule und Universität ist eine große Kluft. Den Sprung vom erzwungenen zum freien Lernen macht Niemand, ohne daß eine Entwickelungskrankheit ihn befiele. Diese bestand in jenen Zeiten für die Meisten, nämlich für diejenigen, welche nicht berufen waren, dereinst als Lehrer der Nation zu glänzen, in dem sogenannten Burschenleben. Es ist untergegangen, weil die Freiheit, deren Surrogat es war, begonnen hat selbst in das deutsche Leben einzusickern. Die Studenten sind auch jetzt noch vergnügt oder dissolut, sie glauben aber nicht mehr, daß ihre Possen oder Ausschweifungen in ein System gebracht werden müßten. Das Burschenleben war ein ausgebildetes Nichts-

thun, eine Tabulatur phantastischer Gesetze von Müssiggängern für Müssiggänger gegeben, ein problematischer Staat, in welchem kindische Thätigkeit, kindische Ehre, kindische Tapferkeit regierten, nebst einiger wahren Freundschaft, Hingebung und Brüderlichkeit. Es war die deutsche Comödie, der nationale Schwank. Die mittleren Köpfe füllten damit ihre Zeit aus, bis das Gespenst des Examens herandrohte und sie zu den Studien scheuchte, zu dem Studium, welches damals für die Mehrzahl noch keinen verächtlichen Nebenbegriff hatte.

Dies war das Brodstudium. Es ist jetzt mit Recht verrufen und wird nur gleichsam illegitim geliebt. Damals galt es als das ganz ehrenvolle, es war schon ein besonderer Luxus, wenn der Jurist, der Theologe, der Philologe sich noch mit Lehrvorträgen außer seinem „Fache" befaßte. Die Meisten blieben in der Traincolonne, die unmittelbar zum Amte fuhr, und empfingen, was auf diesem Wege ihnen als Proviant zugemessen wurde.

Allerdings gab es zwischen den künftigen Lehrern der Nation und den Handwerksköpfen auch noch eine zahlreiche Classe, welche durch die eigent-

lich bildenden Disciplinen erregt blieb. Diese Classe hat einen höchst achtbaren Bestandtheil der nachherigen Männer geliefert, sie erhielt aber ihre Impulse auf eine von der jetzigen Art verschiedene Weise.

Die Disciplinen, welche dem Geiste vorzugsweise Form und Gehalt geben, sind die Kunde vom classischen Alterthum, die Geschichte und die Philosophie. Ueber Fichte, den Philosophen, der zu jener Zeit in Norddeutschland der wirkendste war, werde ich später reden. Jetzt einige Worte von der Beschäftigung mit den Alten und von der Geschichte, wie Beide damals influenziren mußten.

Faßt man alles Das, was jetzt in vielfältigster Zusammenstellung, Combination, Conjectur für die Erkenntniß der Alten geschieht, unter einem einfachen Gesichtspuncte auf, so wird man, glaube ich, finden, daß das Forschen sie als Gewächse eigener Structur auf eigenem Boden erspressen, verstehen lernen will. Offenbar ist die Ueberzeugung vorhanden, daß jede Meinung, Auffassung, Form, ja jede Construction, jedes Wort und jeder Accent der Alten Etwas sey, was aus irgend einem poli-

tischen, religiösen, Cultur- oder Localmomente ihres Lebens entsprang, und daß gerade die hohe Vortrefflichkeit der uns gebliebenen Denkmäler in dem innigen Zusammenhange derselben mit dem Realismus des antiken Zustandes bestehe. Die Alten wollen uns werden etwas im größten Sinne Abgethanes, in der Zeit Untergegangenes, von uns Grundverschiedenes, eben deshalb aber nun einer ewigen und reinen Betrachtung Gewonnenes. In dieser Ueberzeugung ist der deutsche Geist den anderen Nationen vorgesprungen; bei den Engländern und Franzosen herrscht noch die ältere Behandlung.

Die erste Stufe derselben war die grammatische Taglöhnerarbeit. In ihr waren die Deutschen stark, und Viele kamen darüber nicht hinaus. Meldete sich ein Bedürfniß nach stofflicher Ausbeute, so stillte es der bekannte oder verschwiegene Irrthum, daß modernes Wissen, Denken, Seyn eigentlich nur eine Fortsetzung des Alterthums sey. Insbesondere gehörte er dem achtzehnten Jahrhundert an, dem alle Belebung durch die Potenzen des Mittelalters ausgegangen war, er wirkte aber auch noch stark hinüber in das erste Decennium des Neunzehnten und

in die nächstfolgenden Jahre. Er veranlaßte das Bestreben, unter jenen ehrwürdigen Falten unsere Gestalt, unsere Züge, nur in idealer Verklärung zu erblicken. Ihre Sentenzen sollten für unsere Verhältnisse die leitendsten Normen abgeben; ihre Tugenden waren der unsrigen Vorbilder, ein Gleiches galt von ihren Formen, obgleich sie die Verzweiflung aller Nachbildenden waren. Und da denn doch eine Herstellung ihrer Volks- und Staatseinrichtungen durchaus nicht mehr gelingen wollte, so begegnete man sich wenigstens mit ihnen auf einem allgemeinen Gebiete, welches von ihren Vortrefflichkeiten bevölkert war, denen nur leider die eigentliche Spitze und das, was sie gerade zu ihren Vortrefflichkeiten gemacht, hatte abgebrochen werden müssen.

Es ist zwar richtig, daß Männer, wie Wolf, Schleiermacher, Hermann, welche auf die Erkenntniß des Alterthums, als eines in sich abgeschlossenen und nur durch sich zu verstehenden Ganzen mächtig hingewirkt haben, Coryphäen der älteren Periode sind. Allein ihre Erfolge waren doch eine geraume Zeit nur in den Schulen der näheren Anhänger

beschlossen, der allgemeinere Durchbruch der realistisch-contemplativen Behandlungsweise des Alterthums ist weit später erfolgt. Man muß Goethe als den Repräsentanten der abgewichenen Zeit in den meisten ihrer Richtungen anerkennen, es kam so ziemlich ihm Alles zu, was die Zeit meinte und wähnte; und wo hat er anders über die Alten als in dem ideell-vermittelnden Sinne geredet, den ich für den Ausdruck der früheren Anschauungsweise halte? Wo spricht sich in ihm je die Neigung aus, Probleme, die sie ihm vorlegen, durch realistische Gründe aufzulösen oder mit ihrer Poesie sich auf historische Weise in Zusammenhang zu setzen? —

Nun aber ist freilich klar, daß, so sehr die neuere Betrachtung die wahrere Erkenntniß zeugt, sie doch auch wieder die betrachteten Muster uns ferner stellt. Auf gewisse Weise hatte man von den Alten sonst mehr als jetzt. In Allem, was ein Menschengeschlecht zu seiner besten Zeit hervorbrachte, ist nämlich ein allgemeiner Gehalt, der freilich nicht das Höchste der Sache giebt, dagegen den Betrachtenden rascher erwärmt, als die historische Beobachtung. Der allgemeine Gehalt der Alten

besteht in dem Festen, Palpabeln ihrer Thaten und Gedanken, erkennbar auch ohne das speciellste Wissen von den einstigen Bedingungen dieser Tugenden. Diesen allgemeinen Gehalt brachte nun die ältere Lehre rascher und erwärmender herzu.

In der Geschichte werden immer zwei Methoden einander ablösen: die biographische und die Deduction aus Zuständen. Denn Alles, was geschieht, geschieht durch den Helden und durch das Volk. In dem Volke gährt eine Unzahl vorbereitender Umstände, die der Held durch die Energie seines Wesens zusammenfaßt, sie mit einem Theile von sich selbst vermischt, und sie dann zur That macht. Der Held ist nichts ohne das Volk, das Volk nichts ohne den Helden, beide leben in der unlösbarsten Ehe. Christus, der größte Held aller Zeiten, den man hin und wieder als Beispiel angeführt hat, daß eine große That ohne irdischen Boden wachsen könne, fand gerade für sein Werk die reichste Gunst der Umstände vor, wenn man, wie billig, nicht auf das augenblickliche Triumphiren des jüdischen Synedrium's über ihn ein besonderes Gewicht legt, sondern darauf, daß die beiden entgegengesetzten Gestalten

der alten Religion, der Paganismus und das mosaische Gesetz sich geistig abgelebt hatten, ohne politisch indifferent und streitunfähig geworden zu seyn.

Das sind allgemeine Sätze, die zu finden nicht schwer fällt. Das Schwierige aber ist, bei den einzelnen Ereignissen auszufinden und darzustellen, welchen Antheil an ihnen der Held, welchen das Volk gehabt habe? Betrachtet man die Geschichte der Geschichtschreibung, so sollte man fast sagen, eine vollkommene Lösung der Aufgabe übersteige die Grenzen der menschlichen Kraft. Lange galten die Alten auch für vollkommene Muster in diesem Gebiete, in ihren Historikern schien die glücklichste Würdigung der Einzelnen und des Ganzen vorgebildet zu seyn. Nun aber hat Niebuhr schon ganze Strecken der römischen Geschichte aufgelöset und dem Volke, den Zuständen weit mehr übertragen, als Livius, er hat von der attischen Democratie, von welcher die Quellen so ungerechte Ostracismen berichten, ausgesagt, daß Plato Unrecht und der Demos Recht gehabt habe, und welchen Aufklärungen gehen wir nicht wahrscheinlich noch über andere Geschichträume entgegen?

Gegenwärtig herrscht unläugbar in der Geschichtschreibung die Deduction aus Zuständen vor. Man sieht den Helden oft nur schwer vor den Dingen, die ihn gemacht haben sollen, wenigstens wird ihm so viel als möglich abgenommen, um ihn gleiches Maaßes mit seiner Zeit zu halten. Hiebei ist nicht die kleinliche Sucht rege, unsterbliche Thaten aus erbärmlichen Anläßen abzuleiten, sondern die Ueberzeugung, daß in der Gemeinschaft ein Verstand und eine Kraft rege sey, die den Eigenschaften der größten Einzelnen wenigsten das Gleichgewicht halte. Ranke, unser bester Historiker, zeigt schon durch den Titel, noch mehr aber durch die Art der Abfassung seines bisherigen Hauptwerks, daß ihm in den Zeiten, welche der Reformation folgten, kein über Alle hervorragender Charakter vorgekommen sey. Er weiß zwar sich nach der Seite der Individuen zu wenden, am besten gelingen ihm aber doch die Portraits von Solchen, welche abwartender oder retardirender Art waren, oder an Geschicksverwickelungen untergingen. Ich erinnere an seine Schilderungen von Karl dem Fünften, Philipp dem Zweiten, Johann von Oesterreich.

Der Hegelianismus ist dieser historischen Manipulation günstig, es scheint aber in ihr auch die Erinnerung an den außerordentlichen Mann sich zu regen, dem Keiner seiner Feinde für die Person gewachsen war, und der dennoch dem Volksgeiste erlag. Denn die Geschichte nimmt mehr als jede andere Wissenschaft ihre Stimmung von der Zeit an, in der sie ihr Zeugniß niederschreibt. Dagegen war ihre Lehre früher mehr biographischer Art. Trocken genug verfuhr sie, das ist wahr, wenn sie auf die Entschließungen des Feldherrn, des Ministers, des Königs das Gewicht legte, aus ihnen den Erfolg entspringen ließ, und die Masse fast nur als den Stoff darstellte, in dem oder durch den gewirkt wurde, oder der zu einem unvernünftigen Siege über die glücklose Größe gelangte. Aber sie regte dadurch eben den Trieb an, diesen dürren Rahmen mit freilich oft falsch-lebendigen Vorstellungen auszufüllen. Hin und wieder wurde auch jene atomistische Ansicht laut, die von den Franzosen herüber gekommen war, und derer ich vorhin beiläufig gedachte. Die, welche einen Krieg Ludwig's an dem schiefen Fenster von Klein-Trianon entzünden läßt, und einem Paar Hand-

schuhe eine große Rolle in der Geschichte der Königin Anna und ihres Feldherrn zutheilt. Aber weit entfernt, daß diese Anekdoten das biographische Element zerstört hätten, hoben sie vielmehr dasselbe nur noch mehr hervor, da sie zeigten, daß selbst von den Launen der großen Weltgestalten, die Welt häufig aus den Angeln gehoben worden sey. — Charakteristisch in der Geschichtslehre der damaligen Zeit war auch noch, daß über der ganzen christlichen Zeit der protestantische Blick schwebte. Das Mittelalter wurde als Barbarei, die Reformation als das schlechthin gute Werk, das Pabstthum als eine Ausgeburt der Unvernunft und Heuchelei tradirt. Alles dieses versteht sich natürlich nur vom Durchschnitt der Lehre, denn die Nibelungen waren freilich schon früher genannt, die romantische Schule hatte ihre Werke bereits gestiftet, aber populair konnten die Ergebnisse der freien Bestrebungen nicht genannt werden.

In den beiden Hauptnahrungsmitteln des Geistes war es daher leicht, zur Selbstbefriedigung zu gelangen. Die Lehre war eng, von ihrer Enge aber führte die große deutsche Literatur die Jugend in die Weite. Der Anstoß wirkte von ihr aus noch

in seiner frischesten Kraft. Lessing war zwar etwas verschollen, auch gehört sein Cultus mehr einem reiferen Alter an. Aber Klopstock war noch keinesweges so in den Hintergrund getreten, daß es nicht für eine heilige Pflicht gegolten hätte, den Messias zur Hand zu nehmen und wo möglich wenigstens die ersten zehn Gesänge zu bewältigen; seine Oden an die Freunde und Geliebten kosteten uns dagegen keine Mühe, sondern erfüllten das Gemüth mit einem sich von selbst darbietenden Entzücken; Wieland's zierliches Spötteln galt uns für die Blüthe der Weisheit; Voßen's Luise stand in hoher Achtung, vor Allen jedoch entzündeten Schiller und Goethe, der Erste, ein Jahr vor dem Nattional-Unglücke abgeschieden und im vollesten Nachglanze der untergegangenen Sonne leuchtend, der Zweite, lebend und die reifsten Schöpfungen, Wahlverwandtschaften und Biographie, in die Furchen der traurigen Zeit aussäend. — Herder war der wenigst Zugängliche. Wir wußten mit diesen weichen, wollenen Wort- und Denkgespinsten etwas Rechtes nicht anzufangen.

Die deutsche Poesie hat eine Entstehung gehabt, welche von dem Ursprunge der anderen europäischen

Dichtungen ganz verschieden war. Diese brachten ihre höchsten Gestalten hervor theils im Mittelalter, theils in den Zeiten, welche wenigstens noch den Reflex des Mittelalters aufwiesen. Bei den Italiänern folgen einander binnen dieser Grenzen in einem wunderbar schönen Reigen Dante, Boccaccio, Petrarca, Ariost, Tasso; bei den Portugiesen tritt Camoens auf unter dem ritterlich-religiösen Sebastian. Bei den Spaniern blühen Cervantes und Lope unter Philipp dem Zweiten, der noch einmal mit ganzer Kraft die Würde der alten Kirche und des gothischen Königthumes aufrecht zu halten unternimmt, hier in seinem Volke nicht wie eine Singularität vorkommt, sondern den Spaniern der Kluge, der Gerechte heißt. Calderon glänzt unter dem dritten und vierten Philipp, unter welchen jene Richtungen, wenn auch mit weit geringeren Gaben verfolgt wurden. Bei den Engländern hat Shakespeare noch alle Nachklänge des alten „lustigen" Landes und der Feudalkriege im Ohr; bei den Franzosen endlich erscheinen Corneille und Racine unter Ludwig dem Vierzehnten, dem geistigen eilften Ludwig. Der eilfte Ludwig hatte die großen Vasallen gedemüthigt oder

vernichtet, der Vierzehnte schlug die idealen Befugnisse des spanisch-französischen Ritterthums; Galanterie und Bigotterie, zur Krone. Wie dieser König sich den Staat nannte, so repräsentirte er dessen einzigen tapfern, devoten, verliebten Ritter. Ludwig's Hof war das Mittelalter in einer Abbreviatur, welche die Züge der alten Schrift freilich schon etwas verstümmelt hatte. Den Sinn dieser Abbreviatur gaben die großen französischen Dichter wieder, wenn sie auch ihren Helden französische oder griechische Namen beilegten. Und so waren auch sie wenigstens mittelalterlicher Nachstärkung.

Ich glaube, daß vor einem richtig würdigenden Auge die späteren Führer jener Literaturen, so weit sie nämlich ein Eigenes haben anstreben wollen, über oder auch nur neben den genannten Ahnherren nicht Stich halten. Spanier und Portugiesen sind auf ihren Lorbeeren eingeschlafen, von denen kann also nicht einmal die Rede seyn. Voltaire nennt sich mit kluger Bescheidenheit selbst den Soldaten Corneille's. In dem, was er eigen hat, in dem kaustischen Witze seiner Romane, in dem Deismus des Mahomet ist da aber etwas, von dem organisch-

gestaltenden Leben der großen Meister des Siécle? Ists in der Lascivität, in dem Atheismus Diderots, oder in der Ungebundenheit Rousseaus? Alle diese Schriftsteller waren doch nur von der Negation begeistert, der ein abstracter Begriff, die unbedingte Freiheit des Geistes und Gemüthes zur trügerischen Unterlage dienen mußte. Und die Neusten? Spielt nicht Victor Hugo nur mit abgeborgten Klängen? Einzig und allein in der Düdevant will sich etwas originell Plastisches Luft machen, aber es ist unentwickelt, läßt sich also noch nicht abschätzen. Ein bedeutungsvoller Zufall muß es heißen, daß sie Aurore heißt, vielleicht kündigt sich in ihr die poetische Zukunft der Franzosen an. Chateaubriand hat dagegen seine besten Schwünge von dem Gefühle der Vergangenheit. Er ist der letzte Troubadour mit längerem Athem, weiterem Blick als Arnaud de Marveil und Pierre Vidal von Toulouse. An Shakespeare reicht Niemand hinan, also auch kein späterer Engländer. Durch das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch blühte auf der brittischen Insel nur das Lehrgedicht, die descriptive Poesie, der Familien-Roman, die Satire, die Sittenschilderung,

an und für sich schon niedere oder gemischte Genres. In der neusten Zeit haben zwar Byron, Walter Scott, Thomas Moore wieder einen höheren Ton der Dichtung angeschlagen. Aber Thomas Moore luxuriirt zu sehr, um als ein eigentlich großer Dichter dem Neide der Zeiten stehen zu können, Byron ist in dem, worin er Größe besitzt, durchaus Anklage, also Vernichtung, nicht plastisch-aufbauend, Walter Scott dagegen hatte sich ganz in die älteren Motive versenkt nur mit neuerem Geschäfts- und materialistischem Blicke. — Endlich: Sollen wir in Goldoni, Gozzi, Alfieri, Manzoni so große formgebende nationale Geister verehren, wie die Stamm väter der italiänischen Poesie waren und geblieben sind?

Findet man diese Schätzung richtig, so ergiebt sich, daß die Literaturen aller übrigen Tonangebenden europäischen Völker romantischen Ursprungs sind, aus romantischem Boden ihre edelsten Säfte zogen, in ihm zu einer noch nicht wieder erreichten Blüthe aufwuchsen. Dort hatte sich bei ihnen der Begriff der Classicität festgestellt. Die romantischen Motive sind aber aus dem Leben verschwunden. Die Dich-

ter jener Völker empfinden daher den Zwang, entweder zurückzugreifen auf abgeschlossene Muster ohne Anfrischung durch einen fortquellenden Strom der wirklichen Dinge, oder sich zu versuchen in neuen Gebieten mit dem niederschlagenden Bewußtseyn, daß unläugbar der Nation früher schon einmal ein Allerbestes geboten worden sey. Unmöglich ist nun zwar nichts in der Welt, bis jetzt aber scheinen die späteren Meister nicht den Beweis geliefert zu haben, daß jenes Bewußtseyn ohne eine gewisse Abkältung der zeugenden Kraft, wie groß sie auch gewesen, bleiben könne.

Ganz verschieden lautet nun das Taufzeugniß der deutschen Literatur. Wir haben zwar auch eine Poesie des Mittelalters, und seine Nachzeiten: Nibelungen, Tristan, Parcival, Minnegesang, dann die Meistersänger, Hans Sachs, die scharfen Satiriker der Reformationszeiten, endlich die schlesische Schule und Flemming. Ich theile die Verehrung für diese alten Denkmale, allein wer möchte behaupten, daß sie unter Umständen entstanden seyen, unter welchen Classiker möglich sind? Diese entstehen nur, wenn ein Volk den Kern seines Wesens in seinen Zustän-

den empfunden hatte und die Sprache so weit gebracht worden war, daß sie für bevorzugte Geister zum Instrument mustergültigen Ausdrucks werden konnte. Italien besaß Eleganz des Wissens und Lebens, die Durchbildung der Einzelverhältnisse, welche für die Entwickelung der Eigenschaften so günstig ist, Spanien seinen insularischen grandiosen Fanatismus, Portugal berühmte Seefahrer und fabelhafte Küstenfernen, England ein reiches Volkswesen und die mannichfachste Gliederung der öffentlichen Verhältnisse, Frankreich die hohe Comödie der Repräsentation, als die Classiker dieser Nationen erschienen. Das deutsche Volk aber war weder im Mittelalter noch in den Zeiten, die diesem folgten, eines solchen Kernes sich bewußt geworden, auch hatte ein entsprechendes Idiom sich nicht hinreichend vorbereitet. Die romantischen Elemente waren wohl alle vorhanden in Deutschland, aber theils waren sie mehr angeeignet, wie das Ritterthum, was selbst nur wieder im südlichen und westlichen Deutschland zu einer gewissen Zierlichkeit der Existenz kam, theils aber und hauptsächlich fehlte das Etwas verbreiteter Bildung, durch welches alle jene Elemente erst für den großen Schriftsteller zu-

bereitet werden müssen. Der große Schriftsteller ist wie der große Feldherr, der sich auch nicht in das Handgemenge begiebt, sondern dem sich das Heer, die Tapferkeit der Einzelnen, der Verstand der Untergebenen zu feinen Abstractionen klären müssen, wenn er seine beste Kraft zeigen soll. Die Verfasser der Nibelungen, des Narrenschiffes, des Leo Armenius standen gleichsam im Handgemenge rüder Vorstellungen, und deshalb konnten sie den nachwachsenden Geschlechtern der Deutschen nicht das werden, was Dante, Cervantes, Corneille ihren Nationen geworden sind. Die deutsche Literatur des Mittelalters blieb ein großer Ansatz, ein kühner Handstreich, sie konnte nicht für den Sieg des deutschen Geistes in einer Hauptschlacht gelten. Man lobe und preise jene älteren Werke, wie man will, man wird aber den Flecken der Barbarei nicht von ihnen hinwegpreisen.

Dem achtzehnten Jahrhundert mußte es vorbehalten bleiben, das Geburtsjahr der eigentlich großen Literatur der Deutschen, derjenigen, welcher eine nationale Nachwirkung von langer Dauer vorherzusagen ist, zu werden. Ueber den politischen und

patriotischen Unwerth dieser deutschen Zeit sind wir einverstanden. Aber gerade in dem Unwerthe konnte nur eine eigenste Secte der Deutschen erst zum Vorschein kommen, von welcher in meinen Betrachtungen schon mehrfach die Rede gewesen ist: Ihre Subjectivität. In dem Chaos des aufgelösten Staates, der verwesten Kirche, der zerrütteten leitenden Begriffe entsprang eine Unzahl von Individualitäten, deren Gemeinsames nur war, daß eben das Individuum sich mit allen seinen Berechtigungen und Launen voll in die Wirklichkeit hinaus leben wollte. Diesen Stoff subjectivster Ansprüche ergriff nun der Geist großer Männer durch eine Sprache, welche gerade so weit mannbar geworden war, um unter dem Kusse der Meister Mutter werden zu können. Alle unsere großen Schriftsteller gehen von Standpuncten aus, die nur ihnen, nicht einem Vaterlande, einem Kirchendogma, einer stabilen öffentlichen Meinung angehören. Klopstock's lyrische Gedichte sind der Ausdruck individuellster Empfindungen, im Messias muß er zwar einigermaßen an den protestantischen Lehrbegriff sich anschließen, er giebt sich aber dafür durch Abbadonna Genugthuung, den sentimentalen

Teufel, und träumt das imaginaire Vaterland Hermann's; Lessing will so wenig etwas Festes, außer ihm Stehendes, daß er einmal sagt, er würde, ließe ihm Gott die Wahl, der Schaale voll Wahrheit unermüdliches Forschen mit beständigem Irren verbunden, vorziehen. Herder ist mit seinem schweifenden, weiblichen Geiste überall und nirgends, die Humanität, als deren Priester er genannt wird, hat wenigstens an keinem Orte einen greiflichen Cultus; Schiller'n ist alles Wirkliche das Gemeine, seine etwas hektische personelle Sehnsucht das Ideal; Goethe endlich will mit seiner universellen Begabung nur sich und noch einmal sich und ohne Ende sich in den Dingen. Da aber ein solcher Wille nur mit Maaß und Weisheit zum Ziele gelangen kann, so wird er gewissermaßen ein gelinder Tyrann der Dinge, ein Despot, unter dem es den Dingen wohl geht, ihm aber ergeht es über oder in ihnen doch am besten.

Sonach ist unsere große Literatur entstanden aus völlig antiromantischen Stimmungen, nach dem Verschwinden des letzten Widerscheins des Mittelalters; sie ist die vorzugsweise moderne. Das

moderne Leben ist mit seinen feinsten Nüancen, mit seiner Anatomie der Seele, mit allem Zauber und Elend der Gegenwart nur in ihr zu seinem vollen Ausdrucke gelangt. Während die anderen Nationen nach genuinen Schöpfungen aus der Fülle ihres modernen Lebens heraus umhertasten, und nur zu solchen mittleren Maaßes gelangt sind, besitzen wir in Symbolen des modernen Geistes (der nicht immer an einem Stoffe aus der jüngsten Zeit sich abzudrücken braucht; ich erinnere an Nathan —) unsere Hauptwerke.

Mit dieser ganz subjectiven Poesie trat nun die Mehrzahl der Empfangenden von jeher in ein subjectives Verhältniß. Während bei den andern Völkern sich rasch das Gefühl erzeugte, daß die Dichtkunst eine Kunst, ein heiteres Spiel, eine Form sey, blieb bei uns vorwiegend der stoffartige Antheil, hervorgegangen aus dem Glauben, daß Dichten eigentlich ein Handeln in Versen vorstelle. Vielfältig hat man sich über dieses unzarte und schwerfällige Interesse geärgert, und doch war es nur eine deutsche Nothwendigkeit. Die ausgestattetsten Individuen bei uns wollten ja, von keinem

äußeren Gesetze bestimmt, nur den innersten stofflichen Gehalt ihres Busens entladen, dieser Gehalt, zwar durch eine Form gefaßt — denn sonst hätte er nicht Poesie werden können — aber doch immer über die Form hinausschwellend, wurde von den Empfangenden entgegengenommen, wie nun eines Jeden Individualität die Wahlverwandtschaft bildete. Goethe gesteht selbst, daß seine Werke nur Bruchstücke einer großen Confession seyen; wie konnte er sich also darüber formalisiren, daß Werther die Deutschen nicht als Kunstwerk, sondern als Wirklichkeit entflammte?

In neuster Zeit hat sich der stoffartige Antheil bis zur Caricatur gesteigert. Meistens macht er sich leider als Haß Luft. Es darf in einem Werke nur diese oder jene Stelle vorkommen, welche dem Sinne einiger Menschen nicht behagt, so wird darum das Werk und der Autor verworfen ohne Untersuchung, ob die Stellen nach den Gesetzen der Composition nicht gerade so lauten müssen, wie sie lauten. Ich selbst habe davon noch neuerdings an vielen Urtheilen über die Epigonen eine Erfahrung gemacht. Während das Werk in seinem Schlusse

gerade lehrt, daß die schrecklichsten Zerstörungen die in der Zeit schlummernden Heilungskräfte nicht vernichten können, sahen Viele nur die abgelebten Figuren, durch welche sich das Thema seiner Natur nach auch freilich hindurcharbeiten muß, und verwarfen die Arbeit als eine nihilistische. Sie bedachten nicht, daß, wenn ich einen Schritt weiter gegangen wäre, ich das Gebiet des Staatsmanns, des Philosophen oder des Predigers betreten hätte. Es war mir merkwürdig, daß gerade den frischesten und gesündesten Lesern der Athem der Hoffnung aus den Epigonen entgegenwehete, so daß mir daher die Vermuthung kam, die Anderen, welche von Verwesungsduft schwatzten, möchten sich wohl selbst gewittert haben.

Ein stoffartiger Antheil solches Gepräges ist nun freilich etwas gar Schlimmes. Jener Aeltere aber, der mehr aus dem Vollen auf das Volle ging, wird so lange immer wieder emportauchen, bis die deutsche Poesie die Form findet, die sie bei ihrem subjectiven Ursprunge noch nicht rein erlangen konnte. Ich meine nicht die äußere grammatische Form, für die Platen lebte und starb, sondern eine innere, geistige, eine, wie sie mir aus Shakespeare, Dante,

Cervantes deutlicher entgegentritt, als aus Goethe. Die deutsche Poesie als Kunst will mir als eine zweite Möglichkeit unserer großen Literatur erscheinen.

* * *

Gerade wegen ihres Stofflichen und Subjectiven war aber die Literatur besonders geeignet die Trösterin eines zerdrückten Volkes zu seyn. Die Form wird genossen und zum Genuß taugen nur glückliche Zeiten, der Gehalt spornt in der Noth an, regt auf, hält den Menschen zusammen. Die Form tritt als ein Medium zwischen Dichter und Publikum, am Subject klammert sich das Subject unmittelbar an. Es ist wahr und muß immer wiederholt werden, die Deutschen hatten in jenen Leidensjahren nur in ihrer großen Dichtung das Evangelium, welches sie zur Gemeine machte, sie über der materiellen Noth, über dem Verlieren in eine wüste Verzweiflung emporhielt. Namentlich sind Goethe und Schiller die beiden Apostel gewesen, an deren Predigt sich das deutsche Volk zu Muth und Hoffnung auferbaute. Es ist mehr als

sündlich, wenn dieses unsterbliche Verdienst nachmals hin und wieder in stumpfsinniger oder heuchlerischer Mäkelei hat vergessen werden wollen. Die evangelische Kirchenzeitung und die mit ihr trollende Lämmleinsbrüderschaft hat den Beiden ihr Heidenthum aufgestochen und mancher meint etwas recht Kluges gesagt zu haben, wenn er von sich giebt, daß Goethe doch keine Religion habe. Er hatte die Religion, ein großer Mann zu seyn und den Ausländern Bewunderung abzuzwingen, während wir Anderen vor ihnen im Staube knirschten. Ich sage Euch, diese zwei Heiden haben uns mehr genützt, als Ihr guten Christen jemals uns nütztet, nützet und nützen werdet! —

Das Verhältniß, in welches sich die Jugend zu den großen Schriftstellern setzte, war ein leidenschaftlicher Liebesbund. Das junge Alter pflegt eine richtige Ahnung von dem Höchsten zu haben, was gerade in der Zeit da ist. Die Ersten lebten noch zum Theil und das that auch viel, denn das Todte ist abgeschlossen und fällt der Betrachtung anheim, das Lebendige weiset aber immer in eine unendliche Zukunft hin; der Nerv der Bewegung wird von

ihm afficirt. Sie kamen uns wie Heilige vor, deren leuchtende Fußtapfen zu sehen, schon das höchste Glück gewesen wäre. Von Kritik war unter diesen Jünglingen nicht die Rede. Eine beschränkte Lehre machte die Seele nur um so lechzender, am Quell der Poesie sich zu berauschen, wenn sie einmal zu ihm hinangeleitet worden war. Auch war der Blick nicht zerstreut, die Literatur bot dem geistigen Auge die einzige Weide. Von der bildenden Kunst, welche jetzt Viele ableitet, sprach Niemand.

Am gewaltigsten unter Allen wirkte aber doch Schiller, während Goethe uns mehr ein Gott in unendlichem Abstande blieb. Faust, der jetzt das Haupt und Grundbuch der Jugend geworden ist, regte uns eher Schreck als Freude an. Ich erinnere mich noch des eigenen Fröstelns, mit dem ich Mephistopheles und die Meerkatzen zum Erstenmale gedruckt las. Einer unserer Lehrer sagte, es solle das größte Werk Goethes seyn, man könne es nur leider nicht verstehen. — Schiller hat das ganz eigenthümliche Genie besessen, scheinbar die Gestalten der Welt heranzubeschwören, und sie doch so im Feuer des Begriffs wieder aufzulösen, daß sie

Schatten glichen, die nun ein Jeder erst mit seinem wärmsten Herzensblute tränken mußte, um die edeln bleichen Lippen für sich zum Reden zu bringen. Schiller'n ist die Welt dunkel und in dieser Dunkelheit läßt er einige Figuren ohne individuelle Züge aber von glänzender Durchsichtigkeit erscheinen. Gerade diese erhabene Transparentmalerei war es aber, was dem Sinne der damaligen Jugend am mächtigsten zusprechen mußte. Das frische Gefühl der Menschheit verlangt nach Gestalten, es mag aber nicht gern seine noch große Reizbarkeit durch ihren Realismus belästigen lassen. Damals nun bedurfte der auf allen Seiten von der colossalsten Wirklichkeit umdrängte Sinn nur noch mehr des poetischen Widerhalts, den ihm diese großen und doch leichtfaßlichen Transparente gaben. Obgleich die Empfindsamkeit noch nicht der Jugend verschwunden war, so konnte doch die Poesie jener Stimmung unter so historischen Umständen in uns nur die zweite Stelle einnehmen, und deshalb ist erklärlich, weshalb Werther uns nur in geringerem Grade berührte, selbst hinter Klopstock's tönenderen Freundes- und Liebesworten zurückstand und erst unsere reifere

Zeit entzücken sollte. In Schiller traf nun aber Alles zusammen, was wir begehrten, gleichsam eine historische Sentimentalität wehte uns aus ihm entgegen. Seine voll hinrauschenden Worte prägten sich fast ohne Absicht, sie zu behalten, dem Gedächtnisse ein; das Gedächtniß ist aber die erste Kraft, welche im Menschen sich ausbildet. Wird man mich mißverstehen, wenn ich sage, ich halte es für das Hauptverdienst Schiller's, der größte Jugendschriftsteller der Nation geworden zu seyn? — Meine Verehrung für ihn habe ich hoffentlich deutlich genug ausgedrückt, allein dieser unbeschadet darf ich wohl gestehen, daß die Zeit mir ziemlich nahe zu seyn scheint, in welcher er dem männlichen Alter eben so wenig mehr bieten wird, als ihm z. B. schon jetzt Herder noch bietet.

Unsere Begeisterung für ihn ging aber bis zur Andacht. Es war uns wunderbar, daß ein solcher Mann hatte sterben können; das Bewußtseyn, daß sein Tod erst vor wenigen Jahren erfolgt sey, schärfte noch die mythische Empfindung, von welcher Jeder in seinem Privatgeschicke ein Analoges erlebt, wenn nun ein Geliebtester so eben abgeschieden ist, und die an den Verlust noch nicht gewöhnte Seele

aus ihren Thränen und aus ihrer Sehnsucht, aus den Kleidern des Dahingegangenen, aus den Spuren seines Wirkens, aus Allem, was seine Hand berührte, noch eine Zeit lang die theure Schattengestalt sich zusammenwebt. So schritt uns Schiller als Schatten noch umher, denn er war ja in der Mitte seiner Laufbahn hinweggerafft worden, und wir sagten uns, daß wir, wenn er das gewöhnliche Lebensalter erreicht hätte, ihn dereinst von Weitem gesehen haben würden. In einer unserer Zusammenkünfte, es mochte sieben Jahre nach seinem Tode seyn, als wir wieder einmal über ihn sprachen, rief Einer plötzlich aus: Wenn er noch lebte, wollte ich gern einen Finger meiner rechten Hand darum geben! — Dieser Eifer blieb nicht ohne Nachahmung. Ein Zweiter setzte die Hand, ein Dritter beide Hände daran. Der Enthusiasmus wuchs und sprach sich in immer größerem Erbieten zu Verstümmelungen aus, so daß, wenn man die Gliedmaßen, welche aufgegeben werden sollten, zusammensummirt hätte, der ganze Kreis zum wenigsten einen vollständigen Menschen eingebüßt haben würde. Man kann diese Scene lächerlich finden und zweifeln, ob der Opfer-

muth stark genug gewesen wäre, sich beim Worte nehmen zu lassen, indessen ist es doch immer schön, wenn die Jugend ihre ersten Aufregungen von starken, positiven Geistern empfängt.

* * *

Ich habe die Literatur, welche durch Goethe, Schiller, Herder, Klopstock, Wieland, Lessing, Voß, und die dieser Reihe Nachfolgenden repräsentirt wird, unsere große genannt, weil sie ganz aus der vollen Nationalität und aus einer der ausgesprochensten Secten in ihr erwuchs, in jenen Männern die begabtesten Organe fand und also auch voll in das Volk zurücktönte. Aber die Meister selbst drückte doch ein stilles Ungenügen, welches dem Poeten nicht ausbleiben kann, wenn er, wie hier geschehen, nur geschaffen hat, um eines Stoffes quitt zu werden. Man erinnere sich an die Mühe, die sich Goethe und Schiller gaben, Regeln zu erfinden, die Motive in eine Theorie zu bringen, den Dienst der Muse, so zu sagen, reglementsmäßig zu versehen

man erinnere sich an die Urkunde dieser Mühe, an den Briefwechsel.

Der Grund jenes Ungenügens war das Bewußtseyn unserer Heroen, daß die Kunst fehle, welche doch immer das Alpha und Omega des Poeten ist. Sie konnte aber von ihnen mit allem Experimentiren nicht entdeckt werden, weil jene großen Männer sonst an sich und ihrer Art zu Selbstmördern hätten werden müssen. Es ist merkwürdig, daß Schiller auf diesem Wege zum Thore gelangte, der ohne alle organische Vermittelung mit seiner Tragödie von Messina blieb, Goethe aber zu Hermann und Dorothea und zu den Wahlverwandtschaften, zu einem Epos und einem Roman, welche dramatischer sind, als irgend eins seiner Dramen. Das Resultat ihres Suchens war also, abgesehen von dem Gedankengehalt jener Werke, ein totales Mißverständniß über die Form, eine Entmischung der Form.

Ein zweiter praktischer Versuch, der deutschen Poesie die Form zu erobern, war die romantische Schule. Sie gehört zu den am seltensten in der Literatur vorgekommenen Beispielen, daß sich bei

voller Blüthe der einen Richtung schon ein Gegensatz aufthut und zwar nicht der Eifersucht, der Kleinmeisterei, sondern ein tiefer, gründlicher; ein Gegensatz des Princips. Man war in dieser revolutionairen Schule freilich in einiger Verlegenheit, da man sich vielfältig kritisch äußerte und die Kritik doch ein Object behalten mußte, das Object aber wegfiel, wenn die ganze deutsche Literatur negirt wurde. Man ließ daher vorbereitende oder untergeordnete Gestalten, wie Lessing oder Bürger, stehen, oder tobte in einschränkender Weise, gegen den Zweiten aber unter den Ersten, gegen Schiller, that sich ein entschiedenes Mißwollen kund, wodurch die Schärfe des Gegensatzes enthüllt wurde. Mit Goethe gab es ein eigenes Verhältniß. Er hatte Jeden zu mächtig berührt, als daß das nicht hätte eingestanden werden müssen, man zollte ihm daher leidenschaftliche Verehrung, während man selbst productiv oder didaktisch auf diametral entgegengesetzten Mustern und Methoden sich gründete. Goethe hat dieses zweideutige Verhältniß gefühlt und sich darüber so ausgesprochen, als habe er den Weihrauch einer klugen Politik zu danken gehabt. Daran

heitliche Entwickelung findet. In den Fragmenten und geistlichen Liedern wird die Richtung hin und wieder getrübt durch protestantischen Pietismus. Novalis hat allerdings einen Drang Eigenes zu offenbaren, aber man fühlt doch in den wunderbaren Crystallisationen seines Geistes etwas Fremdes ihm nur Angeeignetes wirkend.

Tieck ist am schwersten zu fassen. Das steht fest, daß er der größte Dichter der Schule war. Zu selbstständig, um in fremden Kleidern volles Behagen zu empfinden, und doch zurückgestoßen von der Gegenwart, von der Stimmung, wie sie war, erschafft er sich zwischen zwei Welten eine eigene, dritte, phantastische, in welcher eine fortwährende Magie operirt. In dieser Welt ist nichts wirklich als die Phantasie des Magus. Aber in dem Zauberer selbst geht nach und nach ein Mährchen der Verwandlung vor. Die holden, leichten Gestalten der Jugend weichen zurück und wollen dem beschwörenden Worte nicht mehr gehorchen. Die realistische Welt bleibt stehen und wird von ihm in den Novellen seines Alters von den individuellsten Gesichtspuncten aus betrachtet. Nur selten sind in

ihnen die Figuren, die durch sich da sind, eine epische Milde und Ründung besitzen, meistens redet der Dichter durch die Personen nur das Thema seiner Abneigung oder Vorliebe aus. Und so erlebt die Schule in ihrem poetischen Haupte schon wieder den Rückschlag in die alte, subjective Art, die aber hier einseitiger und schärfer auftreten muß, als bei den Meistern der reinen anderen Richtung, weil dem Poeten unterweges eine Saite seiner Leier gesprungen ist.

Die romantische Schule war von dem größten Einflusse auf Coterien und poetische Köpfe. Kein wahrhaft Strebender konnte sich ihrem Reize entziehen, weil sie einen nothwendigen Punct in der Entwickelung der deutschen Literatur angab.

Aber populair konnte die Schule nicht seyn. Denn sie ruhte nicht auf der Breite des wirklich Vorhandenen, sondern sie ging aus der Sehnsucht nach einem Nichtdaseyenden hervor, und zwar aus einer Sehnsucht, die nur ein feines aesthetisches Bedürfniß zum Ursprunge hatte. Gerade Ritterthum, Katholicismus, Mährchenwelt, Mystik waren es, die das aufgeklärte Jahrhundert perhorrescirte,

so perhorrescirte, daß es nicht einmal das Spiegelbild dieser Lebensgestalten sehen wollte. Die Dichter der großen Literatur hatten zwar an alle jene Gebiete auch gestreift, aber in ihrem Sinne, nicht im Sinne der Ursprungszeiten. Sie brachen den Acker um, wie ihr oeconomisches Bedürfniß es erforderte.

Am wenigsten konnte die Schule bei der Masse der Jugend rasch populair werden. Die Jugend von 1806 bis 1813 verlangte nach starken, auf Energie und Praxis hinleitenden Anreizen. Die schönen fremdartigen Klänge und Schatten gaben dergleichen nicht. Im Frieden hat sich das geändert. Sonderbar war es, daß das Romantische zuerst durch die Schüler am heftigsten aufregte und wieder am frühesten durch den manierirtesten unter den Schülern, durch Fouquè. Er war rasch allgemein bekannt und brachte in den ersten Jahren der Restauration eine Wirkung hervor, die man wohl mit der des Werther und der Räuber einigermaßen vergleichen dürfte. Traurig, daß dieses große Talent sich so gar nicht besinnen zu lernen vermocht hat, und deshalb auf seinem

gelben Streitroß mit verhängtem Zügel in die Wüste galoppirt ist. — Später ist Uhland an seine Stelle getreten. Ueber ihn werde ich an einem anderen Orte reden.

Das Ziel der Entwickelung, von welcher die romantische Schule einen Punct bildete, scheint noch vorwärts zu liegen. Wir müssen durch das Romantische, welches der Ausdruck eines objectiv-Gültigen seyn sollte, aber nicht ward, weil seine Muster und Themen ganz anderen Zeitlagen angehörten, hindurch in das realistisch-pragmatische Element. An diesem kann sich, wenn die Musen günstig seyn werden, eine Kunst der deutschen Poesie entwickeln. Es ist ein großes Verdienst, welches sich einige Schriftsteller der jüngsten Gegenwart erworben haben, daß sie auf dieses Element zuerst hinwiesen, sich selbst in ihm hervorbringend versuchten.

Fichte.

Auch die Philosophie oscillirt immer zwischen zwei Puncten, ähnlich denen, zwischen denen die Geschichte sich als biographische Auffassung oder als Deduction aus Zuständen hin und herbewegt. Sie ist die Wissenschaft des Gewissen. Nun fühlt der Mensch, daß es zwei Behausungen des Gewissen gebe: das Ding und das Ich. — Der Gedanke wird daher das Gewisse aufsuchen entweder in dem Dinge oder im Ich.

Die Geschichte der Philosophie lehrt diesen Wechsel der Speculation. Nachdem bei den Griechen sich das Denken an Wässer und Feuer, am Warmen und Kalten, an Zahlen, an den Atomen müde gedacht hatte, und auch die Weltseele keine gründliche Befriedigung geben konnte, weil Anaxagoras ihr

lediglich in der Natur eine Wohnung anwies, während ihre Stelle doch im menschlichen Bewußtseyn war, kam es unter den Sophisten zu einer bloßen Manipulation des abgestorbenen Denkstoffes. In diese Verwüstung trat Socrates ein und konnte, durch den delphischen Gott belehrt, sein: Gefunden! ausrufen. Ist es erlaubt, über eine einzige Erscheinung mit wenigen Worten etwas zu sagen, so möchte ich ihn eine Incarnation des Denkens nennen. Er hat kein System, sondern er ist ein großes Factum, das reine philosophirende Ich in dialektischer Analyse und Synthese. Indem er von seinem innersten Bewußtseyn aus, durch den Dämon erleuchtet, über die Welt ein höchst Gutes, höchst Reines, höchst Schönes ausgießt, macht er den Satz, den ihm Plato in den Mund legt, wahr, daß, wie das Auge nur sehe, was die Sonne bescheine, so die Seele nur erschaue, was von der Idee beleuchtet werde. Auf der anderen Seite läßt er die Empirie unbefangen gelten und weiß mit einem Jeden in seiner Kunst, ja in seinem Gewerbe und Handwerke sich zurecht zu finden. Die Philosophie erlebt in ihm einen Silberblick, es schimmern in diesem Schiller

die Lichter der an das Mannichfaltige hingegebenen und der in das göttliche Eine zurückgezogenen Betrachtung. Ein Bund zweier Bestandtheile, der vor ihm nicht gewesen war, und nach ihm nie wieder vorkam, wenigstens nicht in solcher genialischen Stärke. Aber eben, weil dieser Bund über den Begriff hinausging, konnte er nur als Persönlichkeit, nicht als Lehre sich manifestiren. Socrates ist ein Gipfel, in die Mitte der philosophischen Zeit gesetzt, von ihm fließen die Ströme nachher wieder in verschiedener Richtung ab. Was sich von seinem Wesen zur Lehre machen ließ, das trat erst durch die Schüler, Nachfolger und Angeregten auf. Die Stoa will die Socratischen Elemente in ihrer Verknüpfung festhalten, bringt es aber nur zu einer ungeschickten Vermischung der Natur- und praktischen Philosophie. Es läßt sich nicht absehen, wie ein rigider Tugendbegriff in einer vergänglichen, aus feuriger Luft bestehenden Seele Wurzel treiben kann. Dagegen stellen Plato und Aristoteles die reine Entzweiung jener Elemente dar. In Plato vervielfältigt sich der Dämon des Socrates zu den Ideen, diese scheinen zwar den Dingen einzuwohnen, in der That

aber sind sie nur der Ausdruck eines nach dem Göttlichen lechzenden Selbstbewußtseyns. Selbst die größte und vernünftigste Erscheinung, den Staat, faßt Plato nicht in seiner Realität, sondern er bildet einen Staat, der nur in Reden, wie er sich ausdrückt, daseyn soll. Aristoteles hingegen wird von der Erfahrung gefangen genommen, weil sie aber sich zum Dogma verwandeln soll, so verliert in ihm dieses Princip des Socrates viel von seiner naiven Hingebung an die Dinge.

Das Christenthum nahm nach dem Verfall des antiken Geistes eine Zeitlang den Menschen die Neigung zur Speculation. Als es seine Sache hindurchgeführt hatte und das Dogma zur Evidenz gekommen war, griffen die Scholastiker *dieses* nun wie einen höheren Naturstoff auf, ihr Denken war Naturphilosophie auf das Gebiet der Kirche übertragen, und ihr Anschließen an den realistischen Aristoteles ganz consequent. In Occam wollte sich zwar ein Gegensatz regen, er trat der Superfötation des Bewußtseyns mit dem Satze: entia non sunt multiplicanda praeter necessitatem, entgegen, und wollte zuerst wieder vor allen Dingen ein

Subject, das denkt, allein die Zeit war für diese einfache Wahrheit noch nicht reif, und nur Mystik, Schwärmerei, Reconstruction älterer Systeme theilten bis gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts die Herrschaft mit der langsam verwelkenden Scholastik.

Endlich geben Baco, Hobbes, Descartes der Philosophie reineren Boden zurück. Baco vertritt abermals die Erfahrung, Hobbes sogar die sinnliche, weshalb er auch folgerichtig die höhere Erfahrung, die Religion, von der Philosophie ausschließt, und nur von Körpern wissen will. Dagegen spricht Descartes das Machtwort aus: Cogito, ergo sum. Als wenn das Denken, und nicht die Existenz das Urfactum wäre. Spinoza versenkt sich mit seinen pantheistischen Gotte scheinbar in das Meer der Realität, sehen wir aber dieses Meer genauer an, so steht es mit den Attributen der unendlichen Ausdehnung und des Denkens ziemlich still und schlägt nur erst in der menschlichen Knechtschaft und in der menschlichen Freiheit einige Wogen, so weit diese von dem Wehen in der Seele jenes wunderbaren Juden geregt werden konnten, die ihre subjective

Mathematik zum Weltgesetze erheben wollte. Die Erkenntniß Gottes, in welche Spinoza das Wesen der Freiheit setzte, hat zuletzt gar kein Object, als eben das erkennende Subject, weil das scheinbare Object, der mit der Welt identische Gott, eine Entfernung von sich nicht zugelassen haben würde, also eine Rückkehr zu sich durch Erkenntniß ausschließt. Wir finden mithin auch hier unter dem Schleier Gottes das Ich nur mit sich aber freilich in der grandiosesten Weise beschäftigt.

Nun nähern wir uns den Zeiten, welche unserem Philosophen zunächst vorangingen. Ich widme ihm deshalb eine eigene Betrachtung, weil seine höchste Energie in die Zeit fiel, die ich zu schildern versuche, weil diese Energie an dem Hauptbrennpuncte norddeutschen Lebens, in Berlin, thätig war, weil sie in der wirksamsten Weise, nämlich in populären Vorträgen, auftrat, und weil sie zu den erregendsten Potenzen jener Zeit gehörte.

Leibnitz hatte in der Monadologie ein realistisches System aufgestellt. Er bildete dieses wie ein vornehmer Mann, der mit gekrönten Häuptern nahen Umgang pflog, und wie es einem Abte von Ilfeld

ziemte, aus. Er ist der Minister der Speculation. Seine Monas Monadum äußert sich in der besten Welt, in der prästabilirten Harmonie. Wo die Nothwendigkeit im Stich läßt, da soll doch der zureichende Grund beschwichtigen. — Alles wäre recht schön — wenn's wahr wäre, wenn nur nicht unglücklicherweise die Sünde und der Schmerz da wäre, mit denen er aber seinen optimistischen Regenten nicht behelliget, die er vielmehr den getreuen Unterthanen zu verwinden überläßt.

Gegen diese vornehme beste Welt rührte sich democratischer Spott, Zweifel und Unglaube. Die Nachbeter von Hobbes und Locke radotirten im crassesten Materialismus, in der flachen Allweisheit der Encyclopädisten. In solchem Wirrwarr fand Kant die Welt des Gedankens und sein reinlicher Kriticismus stiftete zuvörderst Ordnung im Hause der Vorstellungen. Allein zu etwas Thetischem gelangte er nicht. Sein kategorischer Imperativ ist nur ein Wegweiser nach dem gelobten Lande des Positiven.

Fichte gehört zu den merkwürdigen Geistern, in welchen sich ein Urzwiespalt zwischen dem, wonach sie streben, und ihren Mitteln findet. Das philo-

sophische Genie soll mit dem ruhigsten, weitesten Erkenntnißvermögen ausgestattet seyn. Dieses Vermögen soll eben nichts weiter wollen als Erkennen, seine Beobachtungen soll es anstellen mit der Hingebung und Entäußerung des Naturforschers, denn der Philosoph ist ja eben nichts weiter als der Naturforscher des höchsten Geistes.

Im geraden Gegensatze zu dieser Anlage steht nun die Anlage zum Charakter; nämlich zum Charakter in dem modernen Sinne, wo er die Opposition des Individuums gegen die allgemeine Welt- und Zeitlage bedeutet. Denn ein solcher Charakter hat nicht die Muße, zu erkennen, sondern er muß vor allen Dingen suchen, sich selbst durchzusetzen. In Fichte ist nun von Anfang an ein Krieg zwischen Charakter und Erkenntnißvermögen. Der Charakter will das Erkennen zwingen, zu sehen, was ihm beliebt, verwirrt es dadurch und treibt es in Widersprüche; die er dann aber auch rechtschaffen genug ist, geradezu einzubekennen. Fichte's ganze geistige Erscheinung hat etwas Gewaltsames, aber freilich etwas heroisch-Gewaltsames. Wenn es möglich wäre, mit dem Willen in das Allerheiligste der Wahrheit

einzubringen, so hätte es ihm gelingen müssen, denn gewiß war nie ein Wille stärker und reiner. Aber das Heldenthum der Philosophie ist wie das religiöse ein Martyrium. Nicht mit Speer und Schwert soll der Philosoph die Wahrheit finden wollen, sondern sich weit mehr von der Wahrheit finden lassen, alle Enge der Persönlichkeit soll er zerbrechen lassen von ihr, dann wird dem sterbenden Ich ein Blick in ihre Himmel gegönnt seyn. Wenn Einer, wie Pompejus, nach Siegerrecht den Tempel betreten zu dürfen meint, dann wird bekannt, „daß das Innere ohne Götterbilder und das Heiligthum leer sey." *).

Nun will ich Fichte'n nicht mit dem römischen Feldherrn, der über die Juden siegte, vergleichen. Aber ein götterloses und leeres Heiligthum betrat doch nur der Fuß seiner Speculation. Wohin führte die Wissenschaftslehre? Kant hatte leise die Wände des Hauses, welches etwas von einem Kerker hatte, ausgetastet, den Raum und die Grenzen genügsam durch seine Kategorien abgemessen und zwischen den schmucklosen Mauern sich mit dem kategorischen Im-

*) Tacitus.

perativ zu behelfen gesucht. Er hatte, wie ein unschuldig Gefangener dieses Kerkerloos mit zarter Resignation ertragen. Fichte, sein Nachfolger, wird aber unruhig im Gefängniß, er dreht die Sache um; das gefangene Ich soll als absolute und primitive Thätigkeit das Nicht-Ich, die Welt, schaffen, die aber denn doch wieder als doppelte Schranke des Erkennens und des Thuns ihm hemmend entgegentritt.

Man weiß nicht, was man von diesem so seltsam freien und so seltsam gefesselten Ich denken soll, wenn man es nicht für das halten will, was es in der That war, nämlich für eine Perturbation der Speculation durch den Charakter. Es verdroß Fichte'n, daß die Welt da war, besonders so wie sie war, und da wollte er sich lieber eine mögliche schaffen. Aber er beschwichtigte sich selbst nicht lange in diesen Widersprüchen; schon in der Schrift über die Bestimmung des Menschen that er einen starken Schritt nach der späteren Lehre vom göttlichen Seyn zu. Die Wissenschaftslehre war 1794 erschienen, sechs Jahre später gab er „die Bestimmung des Menschen" heraus.

Diese sonderbare Abhandlung, welche zum Theil Confession der unumwundensten Art ist, enthält drei Abschnitte: Zweifel, Wissen, Glauben. — Im „Zweifel" wird nachgewiesen, daß wenn das Denkende im Menschen von der Naturnothwendigkeit bestimmt werde, auch nur die todte Naturkraft im Individuo wirke. Dann aber entstehe ein unerträgliches Dilemma zwischen Erkenntniß und Liebe. „Und doch," ruft er aus, „ist nur in der Liebe Leben, ohne sie Tod und Vernichtung."

So ist denn das Wissen gezwungen, sich auf einen andern Standpunct zu stellen und zwar für's Erste auf den alten. — In aller Wahrnehmung nimmst du lediglich deinen eigenen Zustand wahr, wo der Gegenstand anfängt, hört alle Wahrnehmung auf. Was du außer dir erblickst, bist immer nur du selbst, das Licht ist nicht außer dir, sondern in dir, und du bist das Licht. Das Bewußtseyn von einem Dinge außer uns ist absolut nichts weiter, als das Product 'unseres eigenen Vorstellungsvermögens. Auf solche Weise wird der Geist von der Natur und der Naturnothwendigkeit erlöst. Er wird frei. —

Eine traurige Freiheit! Die Freiheit des Verschmachtenden in der Wüste ohne Haus und Baum! Alle Dinge werden durch diesen Prozeß vernichtet, der Geist selbst wird, weil seinen Vorstellungen nichts entspricht, ein Nichts, die Realität verdunstet zu einem Traume. Das Wissen gelangt also nicht zu den Dingen, es bleibt ein leeres Wissen. Zu den Dingen gelangen wir durch ein anderes Organ.

Dieses Organ soll nun Fichte'n der Glaube seyn. Er ist kein Wissen, sondern der Entschluß des Willens, das Wissen gelten zu lassen. Ein Thun fordert die Seele, zum Handeln bist du da, ein Thun ist der Punct, an welchen das Bewußtseyn aller Realität sich anknüpft. Aus dem Gewissen stammt allein die Wahrheit; das Interesse für eine Realität ist es, die sie hervorbringen will, der Gute hat es schlechthin, um sie hervorzubringen, der Gemeine und Sinnliche, um sie zu genießen. Wir handeln nicht, weil wir erkennen, sondern wir erkennen, weil wir zu handeln bestimmt sind; die praktische Vernunft ist die Wurzel aller Vernunft. Durch die Moralität erheben wir uns allein über das absolute Nichts;

nothwendig für das Moralische ist aber die Forderung einer besseren Welt.

Aber auch bei dem höchsten Zustande sollen wir nicht stehen bleiben. Denn wir leben nur wahrhaft in einem unsichtbaren, in einem ewigen Leben; sein Licht geht in jedem reinen Herzen auf. „Mein Wille ist mein, und er ist das Einzige, was ganz mein ist. Ich bin unsterblich, unvergänglich, ewig, sobald ich den Entschluß fasse, dem Vernunftgesetze zu gehorchen, ich soll es nicht erst werden. Nur die Verbesserung des Herzens führt zur wahren Weisheit, die einzelnen Willen erkennen einander nicht unmittelbar, sondern nur in dem ewigen (göttlichen) Willen. Sie verkehren also auch untereinander nur in Gott. Gott allein will, wirkt, erkennt, ist in uns. Die übersinnliche Welt ist die einzig reale."

Diese neue Lehre schließt mit der Anpreisung der Gleichgültigkeit gegen die Welt der Erscheinungen und der Natur, und mit dem Gebote, daß der Mensch ein über die Natur erhabenes Wesen werden solle.

Man sieht, dieß ist Kants kategorischer Wegweiser mit den Worten: Gott, Göttliches Seyn, ewiger Wille, beschrieben. Aber eine Inschrift ist kein Bestandtheil. Ist Gott wirklich das, was Fichte aus ihm macht, so bedeutet unser moralischer Wille nicht so viel. Der Glaube kommt wie ein Gott aus der Maschine in diese idealistische Welt, die sich doch ganz innerhalb der geschlossenen Deduction zu helfen wissen soll. Er zerhaut den Knoten, anstatt ihn zu lösen. Fichte's praktisches Ich verfährt nun eben so gewaltsam, wie früher sein intelligentes, das Gemälde seiner besseren Welt ist ein ziemlich utopisches, und die dürre Gleichgültigkeit, die sterile Erhabenheit, welche er zuletzt als das Höchste lobt, ein saurer Holzapfel, der schwerlich am Baume der Erkenntniß, gewiß nicht am Baume des Lebens wuchs.

Und welcher ist nun der Gott Fichte's? Wie manifestirt er sich? Wie knüpfen wir mit ihm an? Fichte giebt uns die Antwort in den Vorlesungen, die er 1806 in Berlin hielt, und worin er zum seligen Leben anwies.

Gott ist das reine Seyn, ewig, unwandelbar, in sich verborgen. Zu der vollen Realität dieses göttlichen Seyns gehört aber, daß es sich offenbare, sein Daseyn. In Gott sind Seyn und Daseyn völlig in einander aufgegangen, mit einander verschmolzen und vermischt, die Unterscheidung findet als Folge menschlicher Beschränkung nur im Begriff statt. Im Begriff tritt das Seyn als Absolutes im Daseyn heraus. Auf das Wort: Als legt Fichte einen großen Werth, es muß ihm die Erklärung liefern, daß Gott sich nur als Bild und Charakteristik im Begriff erfasse, daß hiedurch eine Verwandlung des göttlichen Seyns vor sich gehe und daß es nun im Bewußtseyn als ein stehendes, ruhendes, todtes Seyn, als Gestalt erscheine.

Dieser verwandelte Gott ist die Welt, geschaffen durch den Begriff. Der Begriff spaltet sie durch die Reflexion in die unendliche Mannigfaltigkeit, welche aber auch nur für den Begriff vorhanden ist. Jenseit des Begriffes aber ist und wird in alle Ewigkeit nichts, denn der lebendige Gott in seiner Lebendigkeit.

Warum fallen nun aber Gott und Welt nicht auseinander? Antwort: Weil Gott sich mit der Welt, oder eigentlich sich mit sich zusammenhält durch Liebe. Denn Liebe ist nach Fichte der Affect des Seyns. Sie ist das Gefühl des Sichzusammenhaltens, des Sichtragens, das Afficirtseyn durch das Seyn d. i. Gefühl des Seyns als Seyn. Die Liebe Gottes ist das Sichtragen und Sichzusammenhalten des Absoluten.

In der Vereinigung mit Gott durch Liebe soll das selige Leben bestehen. Aber unsere Liebe zu ihm ist der Wahrheit nach nur seine eigene Liebe zu sich selbst in der Form der Empfindung, indem wir ihn nicht zu lieben vermögen, sondern nur er selbst es vermag, sich zu lieben in uns. Der Religiöse erfaßt seine Welt nicht als Genuß. Genuß und Freude sind ihm zwar keineswegs Sünde, aber er weiß, daß der Genuß ihm keine wirkliche Freude gewähren kann. Er erfaßt seine Welt als ein Thun; und in diesem Thun thut nur der Wille Gottes etwas in ihm.

Und welche Früchte trägt dieses göttlich-menschliche Thun? Den religiösen Menschen kümmert nicht,

sagt Fichte, es sey denn sein besonderer Beruf, für eine würdige Subsistens der Menschen Sorge zu tragen, die sinnliche Glückseligkeit des Menschengeschlechts, er bindet sich über die Zeitumgebungen nichts auf, er erklärt sie nicht in's Gute, in's Schöne herüber. Sehend auf das, was die Menschen seyn könnten, ist sein herrschender Affect eine heilige Indignation über ihr unwürdiges und ehrloses Daseyn: Sehend darauf, daß sie doch Alle im tiefsten Grunde ihr Göttliches tragen — überfällt ihn die innigste Wehmuth und der tiefste Jammer. Unablässig arbeitet er an der Veredlung der Menschen, er verliert nie den Glauben an sie und die Hoffnung auf sie.

Wahrlich eine sonderbare Liebe, liebend in zwei Negationen, liebend in Indignation, Wehmuth und Jammer und in einem Streben, allerdings getragen von gläubiger Hoffnung, aber wie es scheint ohne erreichbares Ziel in der Wirklichkeit. Zwar redet Fichte nachher von der rührenden Heiterkeit und Liebenswürdigkeit des Religiosen in den Angelegenheiten des Lebens; aber er bleibt den näheren Nachweis, worin diese Heiterkeit und Liebenswürdigkeit

sich zeigen soll, schuldig. Ich zweifle auch, daß dergleichen aus einer gegen die Nackten und Hungrigen so gleichgültigen, aus einer indignirten und bejammernden Liebe habe entsprießen können. Jene Liebe scheint weit mehr Stolz, als Liebe zu seyn. Für sie ist in der Welt, in der Menschheit nichts Würdiges und Großes vorhanden, die Hingebung an die Helden der Geschichte, der Wissenschaft, der Kunst ist ein todtes Wort für sie. Fichte charakterisirt seine Lehre als eine christliche, wenn gleich er nur mit dem vierten Evangelio anknüpfen zu können erklärt, da die anderen Evangelien ihren Beweis auf Wunder stützten. Aber hat Christus jene starre Verachtung der Welt bewiesen, er, der es sich unter den Hochzeitgästen gefallen ließ, und dem Kaiser zu geben hieß, was des Kaisers sey, doch wohl nicht aus weltlicher Schlauheit, sondern weil ihm der Kaiser wirklich der Kaiser war, nämlich die Majestät auf Erden? — Von diesen Zügen ist zwar der letzte nicht bei Johannes anzutreffen, aber ein Wunder berichtet er nicht, und ist so sehr Christi würdig, daß er gar wohl gelten darf, christliches Seyn zu erläutern. Der Andere kommt bei Johannes vor,

ist mit einer Wundererzählung verknüpft, die jedoch davon abgelös't werden kann, ohne daß sein Bezeichnendes verloren geht.

Die Resultate muß man aber bei einer Religionslehre wohl in das Auge fassen, welche selbst sagt, daß die von ihr gewiesene Liebe ein Thun sey. Ist das Thun nicht ächt, so kann die Liebe nicht ächt seyn und ist die Liebe nicht ächt, so kann die Quelle nicht lauter seyn, aus der sie abfließt. Der Gott Fichte's ist ein Verschwender, der sich viele faux frais macht. Was zwingt ihn, durch den Begriff hindurchzugehen, in der Welt sich ruhend und todt sehen zu lassen, gebrochen und zerspalten in einer unendlichen Reflexions-Spiegelkammer, und sich mit der Liebe daraus wieder zusammenzuholen, anstatt sich genügen zu lassen in einem vollen, seligen Seyn und Daseyn?

In der menschlichen Beschränkung soll seine Sonderung und Verwandlung vorgehen. Wohl, da sind wir zu dem Puncte gelangt, auf den es ankommt. Für die menschliche Beschränkung sind Gott und Welt vorhanden, nicht die Eine nur etwa als wesenloser Schein, sondern als höchstgewaltiger,

realer Gegensatz, und die Aufgabe des Religiösen ist, nicht die Welt wie ein Nichts zu behandeln, sondern sie in Gott und Gott in ihr zu lieben. Auf dieser Stufe steht wenigstens jetzt das religiöse Bewußtseyn, was freilich in der apostolischen und Martyrzeit eine stärkere Wendung gegen den einen der beiden Pole, den göttlichen haben mußte, weil das Heidenthum sich zu weit gegen den weltlichen geneigt hatte.

Der aus der menschlichen Beschränkung entspringende Gegensatz ist also das Thema der Religionsphilosophie. Mag die Metaphysik mit einem Obersten, Einen beginnen, für eine Religionsphilosophie muß der Gegensatz das Urphänomen bleiben, also die Duplicität, welche sie nur zu fixiren, nur mit Weisheit zu deuten hat. Nicht mit einer Assertion über das göttliche Seyn, sondern mit einer Geschichte der höchsten Aeußerung des Urphänomens, mit einer Geschichte des Gebets muß die Religionsphilosophie beginnen.

Was ist nun im Gebete? Wir wollen gebeugte Kniee und das Bild, vor dem sie sich beugen, die laute Anrede und den Angeredeten, die Bitte um

eine bestimmte Gnade, und die Gnade selbst einmal ganz bei Seite setzen, Zwei werden aber immer im Gebete bleiben, der Liebende und der Geliebte, die in der Mystik des Moments unaufhörlich in einander übergehen, der Liebende in den Geliebten, und der Geliebte in den Liebenden. Gott wird sich zwar in dem Menschen nur immer selbst lieben, aber doch nicht in dem todten starren Gehäuse Spinozistischen Baustyls, gleichsam mit einer Liebe im Futteral, sondern in dem Menschen wird Gott seyn eben in menschlich-lebendiger Transposition. Der kennt überhaupt die Liebe schlecht, welcher sagt, sie sey der Affect des Seyns, und das Seyn halte sich in demselben zusammen und trage sich in ihr. Denn alle wahre Liebe beginnt ja mit Hingebung und aus dieser Hingebung entspringt erst der Genuß. Auch in aller Liebe wird der inneren Erfahrung ein Gegensatz als Urfactum fühlbar, nämlich ein Bedürfen und ein Haben. Der Liebende fühlt, daß ihm ein Nothwendiges fehle, welches in einem Anderen vorhanden ist, und daß er wieder habe das Nothwendige, was diesem Anderen fehlt. Beide Momente sind in einem und demselben Augen-

blicke zugleich geboren, in welchem die Liebe aufbricht. Sehen wir von der, die man im engsten Sinne so nennt, ab, und uns dagegen in den Gebieten der Begeisterung für die Helden der Geschichte, der Wissenschaft, der Kunst um! In diesen Gebieten wohnt sicherlich die Liebe, welche auch der Philosoph als Liebe gelten läßt. Da ergiebt sich nun die Seele ganz dem Würdigen, Großen, Liebenswerthesten und denkt nicht an ein selbstisches Sichhalten und Zusammenfassen, und gleichzeitig weiß sie doch auch, daß sie habe, was den Helden zu ihrer vollen Existenz Noth thut, nämlich eben das Aufgenommenseyn in ihr. Denn ohne die Liebe und Erkennung der Heldenthaten in den drei Gebieten sind jene ja todt und nicht vorhanden. Die Liebe ist wie das Auf- und Abschwanken des Balkens einer Waage, es findet nur statt, weil der Balken auf einem Schwerpuncte ruht. Dieser Schwerpunct muß also auch in der Seele vorhanden seyn, er entzieht sich aber jeder menschlichen Erkenntniß.

Sollte es denn nun so unvernünftig seyn, den Gegensatz, in dem alle Liebe spielt, bis hinauf zu

Gott zu verfolgen? Sollte es denkwidrig seyn, zu sagen, auch in Gott sey ein Gegensatz gesetzt, ein ewiges Bedürfen und ein ewiges Haben? Das Bedürfen in Gott ist aber freilich keine Leere, die durch ein von ihm unabhängiges Aeußeres auszufüllen wäre, sondern es erfüllt sich selbst mit Inhalt, der eben die Welt ist, und der Moment des Sehnens in Gott ist die Schöpfung. In dieser oder in der Welt ist Gott, nicht verwandelt zu einem Bilde, zu einer ruhenden Gestalt, vorhanden, sondern der eine Pol des göttlichen Wesens selbst ist in ihr unabgeschwächt, lebend und pulsirend bis in das kleinste Geäder da. Die Welt that Gott Noth und darum schuf er sie, er hat aber wieder in sich, was der Welt Noth thut, nämlich den andern Pol, zu dem nun die Welt sich eben so hinsehnt, wie er zu ihr sich sehnt. Alle Creatur ist so nach aufgetragen und eingeschrieben in Gott, aber selbst als göttlich, und durchbricht dieses Verhältniß im Bewußtseyn des Frommen.

Auch in Gott muß ein Schwerpunct seyn, der den Gegensatz auf und nieder sich bewegen macht. Aber er scheint schlechthin unerkennbar zu seyn. Es bleibt freilich ein Räthsel, wie ein Rest des

Dumpfen in der Welt gesetzt seyn könne, wenn sie die eine Seite der göttlichen Liebe ist, und wie die Schranken das Bewußtseyn drücken können, die doch Gott gewiß nicht drücken. Zuletzt jedoch will ich lieber ein Mysterium haben als einen Leisten. Der Begriff von einem obersten einfachen, göttlichen Seyn ist ein Leisten, der noch dazu Gott durch den Tod in die Welt bringt. Die menschliche Beschränkung ist in diesem Falle ein wahrer Tod Gottes, und es läßt sich zwar wohl mit logischen Experimenten dann ein Scheingott in die Welt hinein figuriren, nicht aber in Wahrheit Gott in der Welt und die Welt in Gott erwecken, oder vielmehr finden.

Wenigstens ist die Liebe, welche im Gegensatze sich erkennt, die, welche im Leben der Welt das Leben sieht und als göttliches liebt, anstatt, wie Fichte thut, nur immer entweder mit einem albernen Abflusse des Scheins sich herumzustreiten, oder sich in sich herbe zu verstocken. Fichte's Liebe mußte die Welt negiren oder verschönern, Gottes eigenstes Wesen aber in eine schauerliche Einsamkeit verweisen. Die Liebe, von welcher diese Laienworte

stammeln, sieht dagegen die Welt als etwas Wesenhaftes, obgleich zu einem Theile verschattet, sie sieht sie an und für sich schön und nimmt Gott in ihr, wie er sich giebt, als die unendlich ergossene Mannichfaltigkeit, in welcher er für den Glauben Nichts von sich eingebüßt hat. Sie ist auch wohl die christlichere, denn das Christenthum entwickelte ja eben an Armuth, Schmach, Schmerz und Tod nicht die Nichtigkeit, sondern die reale und corporelle Schönheit des Daseyns.

* * *

Goethe nannte Byrons Gedichte verhaltene Parlamentsreden. Von Fichte ließe sich sagen, daß sein Unmuth über einen Zustand der Zeit, der ihm elend däuchte, sich in Systemen verbissen habe. Dieser unmuthige Charakter, oder charaktervolle Unmuth schuf das vermessene Ich der Wissenschaftslehre, den starren Gott des seligen Lebens. In Systemen giebt nun aber ein solcher Impuls geringe Ausbeute, denn das System soll die Lücke der Welt ausfüllen, nicht sie erweitern. Ich gestehe, daß ich

in Fichte's Speculation nichts gefunden habe, wobei ein ruhig betrachtender Geist auf die Dauer verweilen möchte. Aber in die Praxis, die sich ein bestimmtes Ziel für das wirkliche Leben setzt, gehört ein so heftiges Wollen, da ist es ganz an seinem Platze, da bringt es die größten Wirkungen hervor.

Diese Praxis waren für Fichte die populairen Reden, welche er in allen Stadien seiner Laufbahn zu halten liebte. Er redete schon 1794 vor den Jünglingen in Jena über die Bestimmung der Gelehrten, dann über denselben Gegenstand 1805 in Erlangen. Auch die Anweisung zum seligen Leben besteht aus solchen Reden. Dann entfaltet er 1806 vor einer bedeutenden Zuhörerschaft in Berlin die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters und wendet sich 1808 mit seinen Rathschlägen an die gesammte deutsche Nation, welche ihm durch das vor ihm versammelte Auditorium repräsentirt wird.

Die Speculation soll nichts wollen, als erkennen, die Rede soll hinreißen, treiben, befeuern und wird um so vortrefflicher seyn, je hingerißner, getriebener, entflammter der Redner ist, vorausgesetzt, daß er einen so starken und reinen Geist besitzt, wie hier

der Fall war. Ich gestehe, daß mir diese Reden Fichte's und namentlich diejenigen unter ihnen, welche bestimmte Gebrechen, deutlich ausgesonderte Particularzwecke verfolgen, der Schauplatz seiner eigentlichen Größe zu seyn scheinen. Schon die Reden an die Jünglinge über das Wesen ihres Berufes flammen von der edelsten Begeisterung. Er sagt ihnen goldene Worte über Fleiß, Rechtschaffenheit im Studiren, über den Talentdünkel, er warnt sie vor der Selbstbeschauung, die allem ächten Talente fremd sey. „Die Jugend,“ sagt er, „soll nicht lachen und scherzen, sie soll ernsthaft und erhaben seyn.“ Eine männliche Sittenlehre nennt er die seinige; „Handeln, Handeln, das ist es, wozu wir da sind,“ spricht er. — „Ich bin ein Priester der Wahrheit,“ ruft er aus, „ich bin in ihrem Solde, ich habe mich verbindlich gemacht, Alles für sie zu thun und zu wagen und zu leiden. Wenn ich um ihretwillen verfolgt und gehaßt werden, wenn ich in ihrem Dienste gar sterben sollte — was thäte ich dann sonderliches, was thäte ich dann weiter, als das, was ich schlechthin thun müßte? — Aber,“ setzt er hinzu, „ein entmanntes und nerven-

loses Zeitalter erträgt diese Empfindung, und den Ausdruck derselben nicht.“

In „den Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters“ findet Fichte erst das rechte Thema für seinen strengen, stolzen, zarten Geist. Scharf hinblickend auf die unreinen Richtungen der Zeit, welche dem großen Unglücke vorherging, auf den platten Hochmuth des sich gesund dünkenden Verstandes, auf das sich breit Machen der Erfahrung, auf die Aufklärerei, auf die zum Eudämonismus verweichlichte Religiosität, auf die Flachheit in der Wissenschaft und Literatur, auf das allgemeine Meinen, Widermeinen, Lesen ohne Zweck, und mit unerbittlicher Consequenz diese Gifte in seiner Retorte darstellend, hat er gefunden, daß sie Alle im Egoismus des Individuums wachsen. Aber das Leben der Gattung, sagt er, ist das alleinige und ewige. Fünf Epochen der Menschheit nimmt er an; den Stand der Unschuld, den Stand der anhebenden Sünde, worin der Vernunftinstinct in eine äußerlich zwingende Autorität verwandelt wird, das Zeitalter positiver Lehr- und Lebenssysteme, den Stand der vollendeten Sündhaftigkeit, der durch das Losreißen

von aller Autorität, vom Vernunftinstinct und von der Vernunft überhaupt, durch die Gleichgültigkeit gegen alle Wahrheit sich charakterisirt.

In diesem dritten Zeitalter steht die Welt. Ihr ist das Leben der Gattung ganz verschwunden, nur das Leben des Individuums, was damit zusammenhängt und sich darauf bezieht, ist ihr geblieben. Allein, daß ein Jeder mit Allem, was er hat und vermag, sich an den Dienst der Gattung setze, kann eine Restauration der Sitten, des Staats, der Meinungen hervorbringen. Diese Restauration wird die beiden folgenden Zeiten, die der anhebenden Rechtfertigung und die der vollendeten Rechtfertigung oder Heiligung möglich machen.

Es ist in der neueren Zeit sonst nicht vorgekommen, daß ein erhabener Bußprediger zu einem sich vortrefflich dünkenden Geschlechte unumwunden gesprochen hätte, wie Nathan zu David sprach: Du bist der Mann. — Mit unerschrockenem Muthe berührt Fichte den faulen Fleck. Alles muß ihm hiebei dienen; seine Meinung von der Beschränktheit der Paullinischen Auffassung des Christenthums, welche das Dogma, die Reformation als Gegensatz des

Dogmas, die Bibelübersetzung als Quelle alles nachherigen Schriftwesens und des damit verbundenen Verfalls des Religiösen verursacht haben soll; seine Vorliebe für Johannes, aus dem er das Christenthum herstellen will, seine Annahme eines Ur- und Normalvolkes, welches unter die Wilden verstreut wurde, und die Vernunft unter diesen aussäte, sein Haß gegen die Naturphilosophie, die er nur für Schwärmerei, auf Magie gerichtet, erklärt. Denn da das Bestehende seinen Unwillen erregt und er beständig auf eine Reform des Sinns zum einfachen Thun zusteuert, so muß ihm Alles, was die geltenden Gestaltungen des Lebens hervorbringen half, oder was von jenem concentrirten Thun in die weite Betrachtung abführt, verfänglich erscheinen. — Es liegt ein schneidender Hohn darin, daß er die Menschen, denen er deutlich genug zu erkennen giebt, daß sie insgesammt nicht viel taugen, mit der Anrede: „Ehrwürdige Versammlung" titulirt. Denn obgleich er einmal sagt, daß auch im dritten schlechten Zeitalter Personen aus den Anderen da seyen, so sieht man doch, daß diese Ausnahmen ihm als wenig zahlreich vorgeschwebt haben.

Das Schicksal hat nie mit so baarer Zahlung das Wort eines Weisen ausgelöset, als damals. Kaum sind die Reden über den Verfall der Zeit gehalten, so fällt das Vaterland. Gleichsam das vierte Glied der Proportion, von der Fichte die drei Ersten benannt hatte. Nun zeigt er sich als den, der er ist. Auch er verzagt zwar einen Augenblick an Welt und Geschick, er will emigriren, nach Amerika gehen. Da kommt ihm aber der Gedanke der Reden an die deutsche Nation. Er erobert sich darin eine feste Burg des Geistes, er weiß, wie er sich mit dem heimischen Boden verknüpft halten kann, nun bleibt er, und thut seine größte That, er, der Philosoph des Thuns.

Die Selbstsucht war der Charakter der abgewichenen Zeit, sagt er. Die Selbstsucht hat jetzt ihr Werk gethan und sich dadurch vernichtet, die Selbstsüchtigen sind in die Gewalt der Feinde gerathen. Endlich nun ist es Zeit, sich zu besinnen, sich aufzuraffen. Aber wie? Wodurch? — Das erwachsene Geschlecht ist dazu allzuverdorben.

Von der Erziehung der Jugend muß die Rettung ausgehn. Sie muß als deutsche Nationalerziehung,

als Aufgabe der Gebildeten gefaßt werden. Selbst den Gewalthabern soll die neue Erziehung nicht gefährlich seyn, denn sie bereitet ihnen nichts, was sie zu fürchten hätten. Ehre und Nationalruhm sind Trugbilder.

Die alte Erziehung überließ es dem freien Willen des Jünglings, ob er ihre Gebote annehmen wolle, oder nicht; sie war also gar keine Erziehung. Die neue soll dagegen den freien Willen des Jünglings nicht anerkennen, sie soll mit Nothwendigkeit auf ihn wirken und ihn lehren, nothwendige Entschlüsse fassen. Sie ist die sichere und besonnene Kunst, im Menschen einen festen und unverrückbaren guten Willen zu schaffen. Lernen soll der Jüngling um des Lernens willen. Im religiösen Gebiete soll den dunkeln Gefühlen die Herrschaft genommen, der Erkenntniß soll sie gegeben werden. Nicht eher ist der Jüngling in die Gemeinschaft zu entlassen, als bis er aus sich das Bild ihres vollkommenen Zustandes erschaffen hat.

Die neue Erziehung muß von Deutschen an Deutschen beginnen. Warum? Der Deutsche ist im Besitze einer Ursprache geblieben, welche von

ihren Anfängen her bis heute sich stätig und lebendig fortzeugte. Nun ist aber die Sprache nichts Willkührliches. Nicht der Mensch bildet sie, sondern ihn bildet die Sprache. Vom Sinnlichen erhebt sie sich und geht dann über zur Bezeichnung des Uebersinnlichen. In einer Ursprache bleibt das Uebersinnliche sonach geknüpft an den Kreis der Erinnerung und Erfahrung des Volkes. Ein solches Volk allein hat daher ein sich genetisch entfaltendes, geistiges Leben. Nichts Todtes, nur mechanisch Angeeignetes ist darin; nur in einem solchen Volke hangen Volk und gebildete Stände zusammen. Selbst die antike Bildung wird dieses Volk allein vermitteln, weil es mit lebendigen Organen sie anfaßt, nicht als etwas bereits in der Sprache ihm Todtgewordenes.

Fichte braucht die Reformation, die deutsche Philosophie, das Große des Mittelalters zur Beweisführung, daß das Volk der lebendigen Sprache allein jenen innigen Zusammenhang des Volkes mit den höheren Ständen in den höchsten Aufgaben seines historischen Prozesses besitze.

Die Reformation, sagt er, ging vom Volke aus und von Einem aus dem Volke und ergriff dann die Fürsten und Herrn, die ächte Philosophie erwuchs aber wieder auf dem Boden der Kirchenverbesserung; alles Große und Tüchtige im Mittelalter rührt vom Volke — von den Städten — her. In der Fürstengeschichte jener Zeit sieht er nur die Geschichte von Länderverpfändungen und Wiedereinlösungen.

Das Volk nun, was ergriffen ist vom Flusse des ewigen Lebens, und in diesem Flusse mit Freiheit fortschwimmt, ist das ächte Volk, das Urvolk, das deutsche. Wie soll aber Einer sein Vaterland lieben? Fichte beantwortet die Frage, nachdem er zuvor die falsche Religiosität Landes verwiesen. Das Leben soll nicht betrachtet werden als ein Vorhof des Himmels, im Leben selbst und in dessen Gestaltungen soll das Ewige sichtbar werden. Dem Despoten mag es anstehen und ersprießlich seyn, religiöse Ergebung anzurathen, aber die Religion soll nicht herabgesetzt werden zum Troste der Gefangenen. — Das Volk, das wahre, ist das ewige Leben einer Mehrheit im Zeitlichen; dieses

Ewige im Volke zu lieben, ist die wahre Vaterlandsliebe. Sie muß auch den Staat regieren; der Staat als bloßer Mechanismus zur Beförderung von Ruhe, Ordnung, materiellem Wohlseyn, hat wenig Werth.

Nun werden die Puncte bezeichnet, an welche die neue Nationalerziehung der Deutschen anzuknüpfen sei. Sie muß damit beginnen, den Jüngling, statt wie bisher in die Sinnenwelt, in die Welt des Gedankens einzuführen. Das Körperliche soll kunstgemäß gebildet werden. Anzuknüpfen ist die Methode an Pestalozzi, obgleich seine Irrthümer nicht zu verkennen sind. Von der Geometrie dürfte der Unterricht anfangen. Zuerst soll der Jüngling seine Empfindungen, dann erst seine Anschauungen sich klar machen. Der Mensch wird nicht als Sünder geboren, sondern er lebt sich zum Sünder. Der Trieb nach Achtung ist ihm angeboren. Zuerst will das Kind geachtet seyn und zwar weit lieber vom strengen Vater, als von der nachgiebigen Mutter. Die Achtung der Erwachsenen ist sein äußeres Gewissen. Dieser Trieb nach Achtung muß daher in dem Kinde entwickelt werden.

Nun sind aber die Erwachsenen der Gegenwart nicht viel werth; also sollen die Kinder nur mit ihren Lehrern und Vorstehern leben, gesondert von den Erwachsenen. Die Geschlechter sollen zusammen erzogen werden. Lernen und Arbeit müssen verbunden seyn. Die Anstalt muß sich durch ihre Arbeit wenigstens zu erhalten scheinen.

Wer soll erziehen? Lehrer, in Pestalozzi's Methode herangebildet. Der Staat soll aber die Ausführung der Sache übernehmen. Denn die alte Erziehung ging von der Kirche aus und erzog für den Himmel, dagegen soll die neue für das Leben erziehen. Der Staat hat das Recht, die Kinder den Eltern zwangsweise für die neuen Anstalten wegnehmen zu lassen; denn er zwingt auch zu andern Dingen, namentlich zum Dienst im stehenden Heere. Will der Staat nicht, dann mögen große Gutsbesitzer auf ihren Gütern die Anstalten errichten lassen, Vereine wohldenkender Bürger in den Städten. Im äußersten Nothfall wende man sich mit dem Evangelio der neuen Erziehung an die Aufgegebenen, an die Nachkommenschaft der Proletarier.

Wodurch soll sich aber das Volk bis zum Erblühtseyn des neuen Geschlechts aufrecht halten? Es soll sich Jeder Charakter anschaffen und diesen dadurch bewähren, daß er sich durch eignes Nachdenken eine feste Meinung bildet über die Lage der Zeit und über die Mittel, dieselbe zu verbessern. Die Hoffnung, ohne jenen Schritt in der Sprache und Literatur fortzuleben, ist eine nichtige. Sclaven können keine Literatur haben und behalten. Selbst der Feind ist bei diesem Schritte nicht zu fürchten. Denn entweder ist Napoleon eine große Natur, dann will er nicht Sclaven, sondern Selbstständige. Oder er ist ein Tyrann, dann ist der Tod das Aeußerste, was dem Wagstücke droht. — Es giebt einige Trauerbilder, welche der Regeneration der Deutschen im Wege stehen. Diese sind: das Europäische Gleichgewicht, die sogenannte Freiheit der Meere, der Gedanke, daß eine Universalmonarchie möglich, wohl gar nützlich sey. — Der Redner legt den Deutschen an's Herz, den Ausländern nicht zu schmeicheln, in ihrer Noth nicht untereinander zu hadern, die Größe Napoleons nicht zu

vergöttern. Denn ist er groß, so muß ihm selbst die Schmeichelei zum Ekel werden.

* * *

In diesen Reden wagt ein einzelner Mann, ein deutscher Gelehrter mit dem Gebieter der Welt in Kampf zu treten. Denn das Dilemma über Napoleons Größe oder Nichtgröße ist nur eine oratorische Form, Napoleon würde sich gegen eine solche Größe, wie Fichte sie zu unterstellen scheint, verwahrt, die Unschädlichkeit der angerathenen Erhebung keinesweges erkannt haben. Nicht im Dunkel oder mit Listen wird der Kampf bereitet, der Held des Geistes bietet dem Helden der Materie die offene Feldschlacht, in welcher Assertionen und Syllogismen gegen Bajonette und Kanonen streiten. Man hat gefragt, wie es gekommen, daß keine Füsillade die Folge jener Reden geworden sey? Die Antwort ist einfach. Es befand sich unter den Zuhörern kein Verräther. Dumpfe und Stumpfe, auch Mißwollende mochten darunter seyn, aber Niemand, der schlecht genug gewesen wäre,

den Franzosen den Sinn der Reden in ihre Sprache zu übersetzen. Denn Fichte hatte neben dem unerschrockenen Muthe des Helden auch seine ganze Klugheit. Er stellte sich nicht unter den Augen des Feindes, oder innerhalb der Verhacke desselben auf; er nahm eine feste Stellung auf vortheilhaftem Terrain, in Ideen, in solchen, die diesen Namen verdienten. Von Ideen wußten aber die damaligen Franzosen nichts; sie hatten dazu keine Zeit. Was sie von dem rohen Wortinhalte der Reden hörten, mochte ihnen nur wie puerile Schwärmerei des müssigen deutschen Geistes klingen.

Es läßt sich an dem merkwürdigen Denkmale, welches ich betrachte, einer der schlagendsten Unterschiede zwischen antikem und modernem Wesen aufzeigen. Scheinbar ist der Gedankengang in Fichte's Reden ganz antik. Auf des Lebens Wirklichkeit wird hingewiesen, auf das Vaterland, auf Bürgertugend. Selbst der Todesmuth, welcher an einer Stelle empfohlen wird, sieht aus wie der Stoa entlehnt. Und dennoch kann es kein moderneres Verhalten geben. In einer irgend wie noch zur Regeneration fähigen Zeit des Alterthums würde kein

Redner, um die Regeneration zu bewirken, ein Mittel über alles Maaß hinaus gepriesen, die Geschichte ungebrochen, das Geschlecht, zu dem er redete, verneint haben. Fichte thut alles Dreies. Ueber die Lobpreisung der lebendigen oder Ursprache als der einzigen Gewährschaft fortquellenden Volkslebens, vergißt er, oder will er nicht sehen, daß ein Volk mit dem ärgsten Mischlingsidiom, das Englische, sich die Jahrhunderte hindurch im kräftigsten Leben erhalten konnte; aus den Größen des Mittelalters verschwinden ihm Heinrich der Sachse, Otto, die schwäbischen Friedriche, Heinrich der Löwe, Rudolf, Max, Carl der Fünfte, und alle Illustrationen der Persönlichkeit, der Lehnstreue, der ritterlichen Gesinnung, welche neben der Tüchtigkeit des Städtelebens die andere Seite des Glanzes jener Zeiten darweisen. Endlich erklärt er die Gegenwärtigen für null und dennoch sollen aus ihnen die besseren Zukünftigen hervorwachsen.

Aber alle Umgestaltungen der modernen Zustände haben einen chemischen Charakter. Die in ihnen thätigen Personen gehen revolutionirend gegen die bis zu ihnen bestandenen socialen Begriffe zu

Werke, während die Entwickelungsphasen der alten Völker nur politischer Art sind. In Rom bleibt durch alle Kämpfe der Patricier und Plebejer, der Optimaten, der einzelnen Machtherrscher, des Principats hindurch, so lange der Staat noch nicht ganz in Verfall ist, die Urbs das Substrat, auf welchem sich Alles abwandelt nur in den Metamorphosen der Herrschaft. In Griechenland ist ein ähnliches Dauerndes die Bundeserinnerung der Hellenen und das Bewußtseyn hellenischen Geistes, der sich im Gegensatze zum Barbarismus sieht. Selbst Alexander von Macedonien will doch mehr hellenischen Geist zu den Barbaren tragen, als daß es ihm mit der Aufnahme des Orientalismus in den Hellenismus Ernst ist, wenn er Medische Kleidung anlegt. — Dagegen stürzt Karl der Große durch die Erneuerung des Römischen Kaiserthums die reine Gestalt des germanischen Wahlkönigs um und bringt in die Welt den Gedanken von den beiden Schwertern auf Erden, eine Erfindung, die lange auf alle Ideen und Institutionen einwirkt. Die Reformation modificirt alle Verhältnisse in ihrem innersten Kerne, die englische Republik unter Cromwells Protectorat

vernichtet das göttliche Recht des Königs, die Revolution ist so entschieden socialer Art, daß man darüber nichts weiter zu sagen braucht. Dieser Charakter der großen modernen Veränderungen ist tiefchristlichen Ursprungs, was aber hier nicht ausgeführt werden kann, weil sonst der Betrachtung kein Ziel gesetzt wäre.

Und so war auch an Fichte die Gestalt eines deutschen Zustandes herangetreten, der nicht also bleiben konnte. Fassen wir es kurz: die Landeshoheit, der Nachsprößling des Feudalismus, hatte sich rasch abgelebt und heruntergebracht bis zu hohler Herrscherei auf der einen Seite und bis zur Knechtschaft auf der andern Seite mit allen Dependenzen beider Uebel von passivem Gehorsam, Mechanisirung des Staats, Miethsöldnerschaft, bequemem geistigem und körperlichem Wohlseyn unter dem Schatten der Hoheit oder Majestät. Ganz dem modernen Geiste gemäß, entwickelt daher Fichte nicht aus dem Alten die Widerstandsfähigkeit gegen das Elend, sondern er macht im allergewaltigsten Sinne tabulam rasam, er zieht das democratische Element der Sprache aus seiner Nacht; darin soll

die Nation allein Zusammenhang finden. Allein diese Democratie der Gegenwart ist ihm nicht genug, er will überhaupt keinen Boden unter den Füßen haben, weil jeder Boden befleckt ist. Den Lüften der Zukunft trägt er die Mission auf, ein neues Vaterland heranzuwehen.

In ihm culminirt das germanische Jugendgefühl, von dem bei der Familie die Rede war. Es culminirt in diesen Reden der herbe, keusche und doch gewaltsame Geist, der berufen war, nicht einen Schacht der absoluten Wahrheit von lang nachhaltiger Ausbeute aufzudecken, sondern für die Praxis mit größter Schärfe den Ausgangspunct zu zeigen, den alle Besseren suchten. Man kann seine historischen Meinungen einseitig, seine Versicherungen über die Sprache übertrieben, seine Vorschläge extravagant finden und wird dennoch immer die Reden an die deutsche Nation bewundern müssen. Der Redner hat ein anderes Gewissen als der Philosoph. Wenn er nur innig und fest von der Reinheit des Zwecks überzeugt ist, so darf er die Mittel, zwar nicht fälschen, aber sie doch nach dem Zwecke zu wenden. Fichte's Reden sind zugleich eine der

größten Thaten des deutschen Geistes. Es war dieses Geistes würdig, durch eine edelste Persönlichkeit die Flammen der Selbstvernichtung entzünden zu lassen, aus denen allein der Phönix der Wiedergeburt sich erheben konnte.

Auch der Styl Fichte's culminirt in diesen Reden. In den früheren hat die Schreibart manche Beimischung von mathematischer Demonstration oder von der Eintönigkeit eines Commandowortes auf dem Exercierplatze. Aber hier wird er rund, voll, rollend. Die Perioden ziehen, ein unaufhaltsamer Strom, einfach, ruhig, majestätisch daher. Zuweilen blitzt ein erhabenes Gleichniß auf, gleich dem Wiederscheine der Sonne am tiefblauen, wolkenlosen Himmel aus den Wogen. Nichts gleicht dem Schwunge des Schlusses. Er wendet sich an die Jünglinge, an die Männer, an die Alten, an die Genien der Nation, endlich an die Fürsten. Jedem insbesondere weiß er zu sagen, warum Jeder insbesondere auf ihn hören müsse. Aber nicht er, der Einzelne ist es, der ihnen die Sache des Vaterlandes empfiehlt. Sondern die Vorfahren sehen auf sie, die Nachkommen, auch das Ausland, jeg=

liches Zeitalter, die Vorsehung selbst beschwört die vor ihm versammelten Stellvertreter deutscher Zunge, den ertheilten Rath zu befolgen. „Geht das deutsche Volk unter," ruft er, „so ist Alles verloren!"

* * *

Fichte's Denken war geistiger Brownianismus, angewendet auf die moralische, religiöse, politische Asthenie der Zeit. Seine sthenischen Mittel wurden späterhin von schwächeren Händen vielfältig in Verdünnungen dispensirt. In einer gewissen tüchtigen Gesinnung, die eine derbe, mittlere Betrachtung der Dinge vortrug, trat sein Wollen und Wirken nachmals abgespiegelt wieder hervor.

Auch die Ereignisse, in welchen sein Charakter sich ausprägte, umkleideten ihn wie das nasse Gewand die Statue umschließt, und machten ihn zur effectvollsten Persönlichkeit. Es ist ein Irrthum, daß der Philosoph, zurückgezogen vom Leben, ein anderes System, ein anderes Leben habe. Vielmehr, regiert mehr als andere Menschen vom nackten Gedanken, giebt er

diesen auch häufig baar in seiner äußeren Existenz aus. Ich habe bei Leibnitz schon darauf hingedeutet, daß vornehmes System und vornehmer Mann zusammen gehörten. Spinoza's regungslose Welt und regungslose Tage, seine Ergebung an den Gott, den er liebt, von dem er aber nicht verlangt, daß dieser ihn wieder lieben solle, und sein demüthiges Brillenschleifen, sind Facetten eines und desselben Brillanten. Kant ist ein accurater Holländer so im Denken, wie in der Eintheilung seines Tages und in der Anordnung seiner Mahlzeit. Bei Schelling sieht man Analogien der romantischen Philosophie mit romantischen Schicksalen. Endlich: hätte Hegel an so manchem Mittelmäßigen in Leben und Kunst Geschmack finden können, wenn seine Speculation nicht in allem Vorhandenen die Würde des Begriffs aufgesucht hätte?

Wie viel mehr muß diese Uebereinstimmung sichtbar werden bei Einem, der nur zur Hälfte Philosoph, zur anderen und vielleicht größeren Hälfte opponirender Charakter ist! Durch Fichte's ganzes Leben geht ein Zug, wie seine Ichlehre, wie seine farblose Liebe. Er will vor allen Dingen

immer so seyn, wie er nun einmal ist. Auch das Ungewöhnlichste soll ihn in diesem Sichselbsthaben nicht anfechten. Des Atheismus verklagt, kann er vielleicht in Weimar Recht gewinnen, wenn er sich nur einigermaßen den Formen gefällig bequemt; er aber will gerechtfertigt seyn auf *seine* Art, und zieht, da das nicht zu bewerkstelligen ist, Amtlosigkeit vor. Darauf vergräbt er sich in Berlin, und leidet geraume Zeit lang wirklichen Mangel. Lector soll er nun werden bei einer hohen Person, da erfährt er, daß dieser Dienst jezuweilen auch zur Vorlesung eines Lafontaineschen Romans führen könne; alsobald bleibt er seinen Entbehrungen treu. Die Neigung, den Schooßsünden der Zeit oratorisch in das Antlitz zu schlagen, gehört ganz und nothwendig zu der Gruppe dieser Lebensereignisse.

Eine Anekdote, welche ich aus dem Munde eines seiner Zuhörer vernahm, gehört auch hieher. Seine Wohnung befand sich in der Nähe eines tiefen Wassergrabens. Zu der Vorlesung gehend, bemerkt er, daß ein Kind hineinstürzt. Ohne zu verweilen, springt er nach, zieht das Kind heraus, übergiebt es einem zufällig in der Nähe bemerkten

Ärzte, wechselt seine triefenden Kleider und hält nun, ohne die mindeste Aufregung zu zeigen, als sey nichts vorgefallen, die Stunde ab. Der Vortrag ist, wie immer, accentlos und affectlos, dennoch den Gedanken in marmorner Plastik gestaltend.

Wenn Jemand zur rechten Stunde für seine Ruhe gestorben ist, so war es Fichte. — Wie hätte dieser tugendhafte Zornige, der mehr als Jeremias, es nie bei bloßen Klagen bewenden lassen wollte, sich in dem weichen Wesen der Restaurationszeit stellen sollen?



Jahn.

Die Zeitungen meldeten uns kürzlich von einem französischen Sonderlinge, der noch vor wenigen Jahren alle Vergnügungen von Paris genoß, und nun einsam in einem Bergschlosse am Atlas hauset. Er hat sich zum Moslem gemacht, hält sich eine bewaffnete Schaar von Arabern, rächt empfangene Beleidigungen oder ihm widerfahrene Räubereien mit Flinte und Säbel, giebt den Nachbarhäuptlingen Feste, hegt öffentliches Gericht in seiner Burg, jagt, den Haikh um das Haupt gebunden, im Burnuß, den Yatagan an der Seite auf dem Wüstenrosse durch die Metidschah. So spielt er die doppelte Rolle des Scheikh und eines mittelalterlichen Raubgrafen. Die dritte kommt hinzu, wenn er der beiden Ersten müde ward. Dann geht er auf ein Paar

Tage nach Algier, wird Franzose unter Franzosen, liest Journale, trinkt Gascognerwein und lacht in Gesellschaft seiner Landsleute über seine eigenen Phantastereien.

Der französische Sonderling ist selten. Er hat immer etwas Theatralisches, er wäre unglücklich, wenn Niemand den Narren bemerkte.

Der englische Sonderling will durch seine Whims nur die Souverainitätsrechte persönlicher Freiheit ausüben; es liegt ihm nichts daran, ob man auf ihn achte. Lord Gordon wurde Jude mit allen Formalitäten, ging nur mit Juden um, ließ sich nur von Juden bedienen, ohne dadurch Aufsehen erregen zu wollen. Gleich verborgen hielt sich der Gentleman in Sohosquare, der ein Serail von einer Frau und sechs Odalisken in vollkommner Ordnung und Einigkeit zu besitzen verstand. Auch der Mann, der Jahraus Jahrein auf einem Boote in der Themse lebte, um den Taxen zu entgehen, der Squire, welcher seinen Wohnsitz in einem eisernen Wagen aufgeschlagen hatte und der Lord, dessen einziges Vergnügen darin bestand, sich von Mädchen, die einander bei diesem Geschäfte ablösen mußten, in den Haaren wühlen zu lassen, machten sonst nicht

viel Wesens von sich. Der Clubb der schmutzigen Hemden in London, der am Eingang des Versammlungszimmers das Gesetz publicirte, „daß kein besuchender Freund ohne Hembe zugelassen werde," residirte unter der Erde in der Heimlichkeit. — Den Satz: des Menschen Wille ist sein Himmelreich, praktisch zu machen, das und sonst nichts weiter ist des Englischen Sonderlings Absicht. Beide, der Französische und der Englische treffen darin überein, daß sie für sich oder höchstens nur mit einigen Bundesbrüdern Originale seyn wollen; größere Gesellschaft würde sie geniren.

Der deutsche Sonderlingsgeist nistet sich am liebsten unter den Gelehrten ein und zeigt sich meistens immer reformatorisch. Unsere Sonderlinge sind Apostel ihrer Launen und möchten alle Heiden zu ihnen bekehren. Weil nun aber das Leben an vielen Puncten ein gar harter und widerstehender Block ist, so werden die weichsten Stellen ausgesucht, an denen die Bearbeitung noch am ehesten gelingen mag. Diese sind Erziehung, Sprache, Schreibung, allenfalls Gebräuche. Basedow oder ein Basedowianer buck die Wissenschaften den Kindern

in Semmelteig und ließ die Kenntnisse aufessen. Der Andere schrieb fon statt: von. Ein Dritter spricht und schreibt plötzlich, als sey die Sprache seine Magd, die sich Alles von ihm gefallen lassen müsse. Ein Vierter findet Titulaturen lästig und fordert Jedermann auf, ihn und Jeden beim Namen zu nennen; das Andere sey vom Uebel.

Auch das Geschlecht der Sonderlinge ist im Absterben, wie das der komischen Figuren. Einer unserer größten war Jahn. Er hatte sich nicht bloß auf Erziehung und Sprache versessen, sondern wollte die Welt überhaupt in die Gestalt bringen, wie sie etwa ein gescheidter altmärkischer Bauer, der zugleich zufällig zehn Jahre lang studirt hat, erblicken mag. Ich habe gesagt, er war. Man muß von ihm in der vergangenen Zeit reden. Er verscholl. Ohne die Nachricht, daß bei der Einweihung des Schwedensteines unweit Lützen plötzlich auf dem weißenfelser Markte ein Alter in weißem Bart erschienen sei, wäre wohl kaum noch von ihm einmal die Rede gewesen. Jahn war der reformatorische Sonderling par excellence; er wollte Alles umkehren. Berlin lag ihm nicht an der rechten Stelle,

an der Elbe sollte ein Preußenheim erstehen. Eine Volkstracht empfahl er an, worin Jeder bei allen öffentlichen Gelegenheiten zu erscheinen habe, der Frack war ihm eine Todsünde, Volksfeste begehrte er mit dreiabendlichen Feuern, an Tagen, deren Gedächtniß erst durch die Gelehrten im Volke hätte wieder erschaffen werden müssen. Handarbeiten müsse Jeder lernen, der Sinn für das Schöne sei zu wecken, nur solle nichts Nackt-Griechisches öffentlich aufgestellt werden. Selbst den Mädchen legte er Leibesübungen auf, und sogar schießen sollten sie lernen, „um nicht kunstgerecht wehrlos zu seyn, und bei'm Knall des Gewehrs zusammenzufahren, wie Gänse bei'm Donner." — Ueber den Staat müsse Jeder unterrichtet seyn. Niemand solle Staatsbürger werden, der nicht vorher ein Examen über Pflichten und Rechte des Staatsbürgers bestanden habe. Die eigentlichen volksthümlichen Bücher müßten noch erst geschrieben werden, provisorisch mögen einige Stücke von Schiller dafür gelten. Insbesondere verlangt er nach einer Alruna, einem Faust und Eulenspiegel, nach einem Denkbuch für Deutsche, er verlangt das Alles wie der

Bauer, der in dem bekannten Liede bei dem Maler das Bild bestellt. Goethe's Faust läßt er zwar Gerechtigkeit widerfahren, indessen genügt er ihm doch nicht, denn er will einen Zweiten haben. „Für diesen Zweiten," sagt er, „wünsche ich eine Geistervereinigung: Knigge's Alleschulen-mit-durchgemachthaben; Lichtenberg's Niesehlen; Richter's Unerschöpflichkeit; Wielands Honigbereitungskunst; Meyern's hohen Volkssinn, und Kaisersberg's und Luther's lebendige Rede."

Zwischen solchen Grillen, welche die deutsche Gelehrtenstubenluft nicht verläugnen können, obgleich ihr Fänger viel im Freien verweilte und rüstig wanderte, finden sich im Volksthum helle Blicke über Regierungseinrichtungen, allgemeine Bewaffnung, Associationen.

Jahns Stärke ist Altmärkischer derber Bauerverstand. Mit diesem Bauerverstande trifft er, soweit ein solcher reicht, nicht selten den Nagel auf den Kopf. Die Anschauung eines Nächsten, eines Details ist sehr klar; auch zwei nahe Puncte weiß er mit rascher Vergleichung und hausbacknem Witz in Einigung zu setzen; Sprichwörter sind nach

Volksmanier seine Beweisstellen. Charakteristisch ist auch der Ortssinn, mit dem er in weiten Landgebieten sich so orientirt zeigt, wie ein tüchtiger Bauer in der Feldmark seines Dorfes. Das Streichen der Berge, die Wendung der Wälder, das Stromnetz, die Lage der Städte — alles Dieses lebt vor ihm in handgreiflichen Bildern. Aber darüber hinaus geht es auch nicht bei ihm. Die schadhaften Verhältnisse sieht er sehr richtig ein. Aber will er sie besser gestalten, so läuft es immer auf eine Verbauerung hinaus. In den Merken zum Volksthum wirft er an einer Stelle einen Seitenblick auf Preußens wehrlose Lage zwischen Frankreich und Rußland. Sie ist unstreitig, so wie die Sache jetzt steht, bis dem Staate die Geschicke bescheeren, eine wahrhaft nationale Hegemonie über Nord- und Mitteldeutschland zu gewinnen, dessen größtes Unglück; sie erhält ihn in einer beständigen nervösen Spannung, die ihn nicht zu Athem kommen läßt und treibt ihn oft ohne Schuld eines Einzelnen zu antigermanischen Sympathien hin. Aber nur ein Weltverhängniß kann den Fehler bessern. Würde man ihn bessern dadurch, daß man, wie Jahn an-

deutet, Hammen — Grenz- und Schirmwälder — in Rheinpreußen und Litthauen anlegte und diese mit Grenzern besetzte? Wie soll man in Westen die Pflänzlinge zu dem halbwilden Geschlechte unter den Fabrikarbeitern finden, und würde im Osten der Wald eher, als der Feind im Lande stehen?

Von diesen und mehreren dergleichen Vorschlägen muß es heißen, wie in dem Vaudeville: Es ginge wohl, aber es geht nicht. — Etwas ist für Jahn nie vorhanden gewesen; das Gefühl von der Cultur der Gegenwart und dem Contacte, in dem die europäischen Völker stehen und immer stehen werden.

Wie ist es nun gekommen, daß ein gar nicht gewöhnlich begabter Mensch ein so abschmeckendes Original hat werden können? denn so nenne ich ihn mit vollem Rechte, weil seine Ideen nichts Organisches haben, weil seine Tugend eine geistlose ist und nur die Erzeugung einer unsterblichen Langeweile ihr Endziel seyn würde. — Zuvörderst war es sein Unglück, daß er neben dem Mutterwitze auch Gedächtniß von weiter Capacität und bleierner Zähigkeit erhalten hatte, dadurch aber die Anlage zum Wissen und zur Gelehrsamkeit. Die feine

Aura seminalis, welche im ächten Gelehrten erst die Kraft hervorbringt, lebendige Früchte der Intelligenz zu zeugen, fehlte jedoch, oder wurde von dem plumpen Bestandtheil seines Wesens überwuchtet, es kam daher nur zu Windeiern und Mißgeburten, weil er zu praktisch war, es bei kahlen Notizen bewenden zu lassen. Er hat unendlich viel zusammen gelesen, aber Alles wird roh in die dürftigste Gesichtsweite geschoben. Fichte bricht auch, wie wir gesehen haben, Geschichte und die Phänomene des Geistes nach seinen Zwecken um, aber es geschieht mit großem Sinn und mannichfaltiger Bildung. Jahn trägt eigentlich nichts im Kopfe als sein Ideal eichelfressender Germanen, versetzt mit etwas starrem Protestantismus und dann eine Theorie des Drauf- und Dreinhauens, und auf diese Leisten schlägt er Kaiser und Könige, Schulen und Universitäten, Sitte, Gesetz, Jesuiten und Hussiten. Ueber die höheren Regionen des Menschenlebens: Kirche und Literatur, bringt er daher immer nur das Trivialste bei. Eine Ausnahme macht jedoch seine Betrachtung des dreißigjährigen Krieges, in welcher er für diesen merkwürdigen Kampf die verschieden-

artigsten und freiesten Augenpuncte genommen hat. Mit jener Periode hatte er sich am nachhaltigsten beschäftigt; es ist daher zu beklagen, wenn ihm das letzte Unglück, das er erlitten, die Mittel geraubt hätte, ihre Geschichte zu schreiben.

Die Zeit war schlaff geworden, die Bildung krankte. Eine Erscheinung war daher indicirt, ähnlich dem, was die Franzosen fünfzig Jahre früher in Rousseau empfangen hatten. Wir waren kaum noch ein Volk, wollten wieder eines werden, nicht ein theoretisch construirtes, sondern ein historisches auf unseren Wurzeln; dieser Punct wurde so tief von Allen gefühlt, wie die Zeitgenossen Rousseau's den Haß gegen das abgelebte Feudalwesen, die Anmaßungen eines heuchlerischen Clerus, die Schwätzereien der Sophisten und die spanischen Stiefeln einer zur Ceremonie gewordenen Sitte fühlten. Jahn traf den Punct des Gemeingefühls, wie Rousseau ihn getroffen hatte. Wie kam es, daß Rousseau im Contrat social den Codex der Revolution zu Stande brachte, und in der neuen Heloise, in der Schrift über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen, im Emile, in der Abhandlung

über den verderblichen Einfluß der Bildung die Zerstörung aller geltenden Begriffe vorbereiten konnte, während Jahn nur eine Handvoll junger Menschen eine Zeitlang beherrschte, dann vom Schauplatze abtrat gleich einem Capuciner, von dessen Rede nichts nachbleibt, als das Gellen im Ohr? — Wenn man antworten wollte: Eben weil dieser nicht Jener war, so thäte man unserem Landsmanne Unrecht. Denn auch Rousseau hat keine Tiefe der Ideen, keinen umfassenden Geist, er weiß auch nur zu declamiren, gewagte Sätze durcheinander zu werfen, es fehlt auch ihm jede gründliche Speculation oder geschichtliche Anschauung, seine Prospecte sind ebenfalls nichts weiter als brillant beleuchtete Theaterdecorationen. Die Begabung Beider möchte daher nicht so verschieden seyn. Und die Sache, die der Deutsche verficht, war besser, denn er hatte etwas Reelles im Sinne, während der Genfer nur auf Zerstörung und nihilistische Träume ausging.

Der Grund liegt darin, weil bei den Franzosen selbst das Falsche in einem allverbreiteten Fluidum schwebt, wodurch es eine Zeitlang Gemeingut werden kann. Dieses Fluidum, mag man es Geist der

Nation, öffentliche Meinung, gesellschaftliche Bildung oder wie sonst nennen, umspült jeden Franzosen oder Französirten. Auch Rousseau wurde davon in seiner Einsamkeit, unter seinen Kräutern und Notenblättern angeweht. Mochte er sich in seine Dachstube, nach Savoyen oder Motiers Travers zurückziehen, die Luft folgte ihm, in der Alles, was er sagte, so klingen mußte, als habe er nur Millionen aus ihrem Herzen gesprochen. Die Zeiten der Heuschrecken- und Honigessenden Prediger sind längst vorüber; in der modernen Welt muß selbst der Hypochondrist, der Reformator in einer gewissen wilden Eleganz auftreten, die ihn den eleganten Geistern annähert. Es ist damit wie mit dem Naturzustande in den alten Schäferspielen, der auch nur der verkleidete Zustand der Dücs und Düchessen war. Jene wilde Eleganz besaß Rousseau, er mochte sich noch so sehr anstellen, als sey das Gehen auf allen Vieren nach seiner Meinung das Normalziel der Menschheit.

Dagegen ist in Deutschland selbst die Wahrheit einsiedlerisch. Es fehlt die Luft für rasch sich fortleitende Schallstrahlen. Die Deutschen sind maul-

faul, oder es herrscht unter ihnen eine Nachgiebigkeit gegen das gesprochene Wort, welche die freie Verhandlung selten zuläßt. Daher treten die Meinungen, wenn sie nicht aus dem Schachte des tiefsten Geistes entspringen, ohne Schliff hervor, bekommen leicht den Rost barocker Geschmacklosigkeit. Jahn brachte es mit allem guten Willen für eine gute Sache nur bis zu Sätzen und Vorschlägen, welche den gebildeten Theil des Volks nicht afficiren konnten, weil das Gepräge der Bildung ihnen fehlte, jenen Theil wohl gar anwiderten, obgleich dessen Interessen mit denen des Redners sympathisirten.

Das Gefühl des Mißstandes, welches aus solcher Entfernung entsteht, bleibt aber dem, der sich vor der übrigen Welt in den altdeutschen Rock einhüllt, und dieses sucht er sich zu verbergen dadurch, daß er sich immer mehr in seiner Manier versteift. Jahn pflegte zu sagen, daß um auf die Menschen zu wirken, man nicht aufhören dürfe zu reden. In seinen Schriften wiederholt er wenigstens unaufhörlich dieselben Gedanken. Und, als sey er auch in dieser Verschanzung noch nicht sicher,

so schafft er sich eine Sprache ähnlich dem Gürtelpanzer des Armadills, in welcher Alliterationen, der Numerus gleich klingender Worte, Parallelismen und neualte Schallungeheuer die einzelnen Schilder und Schuppen darstellen. Man begreift sonst nicht, wie, wer die Menschen überreden wollte, nicht die Töne wählte, an die ihr Ohr gewöhnt war.



Fichte hatte in einer seiner Reden auf einen geschlossenen Jugendstaat hingewiesen, als auf eines der Mittel, wodurch die Erziehung des zukünftigen Geschlechts möglich werden könne. Jahn, der sich häufig wie der unbewußte Affe Fichte's gebärdet, machte diesen phantastischen Staat eine Zeitlang wirklich. In demselben herrschte eine Aristocratie des Ringens, Schwingens, Rennens und Reckens.

Die Turnkunst ist ein Musterbeispiel, wie man eine ganz einfache Sache verderben und confus machen kann. Jahn sagt, er sey 1809 nach Berlin gekommen, schon 1810 haben die Anfänge

der Turnkunst sich gezeigt, aus einfachen Jugendspielen habe sich die Sache entwickelt, 1811 sey der erste Turnplatz eingerichtet gewesen. Gemeinsam entstanden nennt er den Complex der Uebungen durch Lehren und Lernen der Lernenden und Lehrenden. — Sieht man das Einzelne durch, so erblickt man eine zweckmäßige Steigerung vom Leichten zum Schweren, vom Einfachen zum Zusammengesetzten.

Was konnte planer seyn? Was lag näher, als den Körper des Menschen auch einmal in's Auge zu fassen, nachdem so Viele an Leib und Seele dadurch vermüfft worden waren, daß sie nie erfahren hatten, sie besäßen Arme, Füße, Schenkel, Muskeln, Sehnen? Hatten die Alten nicht Recht gehabt mit ihrer Gymnastik, und war das nicht längst von allen Gescheidten eingesehen worden? Wieder also lag vor Jahn eine Aufgabe, vorbereitet, überschaulich, greifbar, schon hin und her von Basedow, Guthsmuths, Salzmann und Andern gewendet. Sein guter Stern wollte, daß der Stoff ihm appretirt genug und doch auch noch roh genug unter die derbzugreifende Faust gerieth. Er hätte daraus viel machen können.

Er aber verdarb auch diesen Stoff, wie den des Volksthums. Daß er das Ganze zu einem System abzurunden suchte, war gut, daß er Kampfspiele anreihte, ging aus dem Drange der Zeit hervor, welche in den Knaben ihre Kämpfer vorzuüben hatte. Auch das mag hingehen, daß er seine Turner Lieder singen ließ, Feste unter ihnen stiftete, daß er ihnen vorsprach von dem hohen Werthe des Lebens unter ihres Gleichen, und davon, daß die Turnkunst die verlorene Gleichmäßigkeit der menschlichen Bildung wiederherstellen solle; wenn es gleich besser gewesen wäre, solche Gedanken nicht als stolze Reflexion in der Jugend wachsen zu machen, sondern abzuwarten, daß dergleichen sich als unausgesprochenes Gefühl zeitigte und an dem nachherigen Leben der Zöglinge zum Blühen kam.

Warum nun aber den unverständlichen Jargon der Schule stiften, durch den seine Schaar gewöhnt wurde, sich in ihren leinenen Jacken schon für etwas Apartes anzusehen? Warum dem jungen Stolze Dinge sagen, aus denen unreife Menschen abnehmen mußten, sie würden zwischen Kletterbaum und Springpferd Kerle von ganz besonderem Korn und Schrot,

aus denen sie die Einbildung schöpften, nur an Ger und Reck werde die ächte Selbstständigkeit herangepflegt? Wie läßt sich endlich das siebente Turngesetz entschuldigen, welches den Fanatismus zum Vertheidiger des Instituts aufrief?

Die Sache konnte nicht anspruchslos genug angefaßt werden, wenn sie heilsame Dauer erlangen sollte. Aber zu einer so anspruchslosen Behandlung war Jahn der Mann nicht. Er mußte immer rumoren; der Exceß, die Verwirrung war recht eigentlich sein Element, darin waltete er auch, wie Augenzeugen versichert haben, später während des Krieges. Er machte aus einem harmlosen Tummeln in der Hasenhaide, dem nachher schon von selbst Muth, Zuversicht, Gesundheit der Seele im Leben gefolgt wären, eine Propaganda, einen Staat im Staate.

In etwa müssen ihn freilich die damaligen Umstände entschuldigen. Die Lage war so kritisch, daß das verzweifelnde Gefühl nach jedem Strohhalme griff. Die Alten waren mannichfach verwickelt und geplagt, sie konnten allzumal Sünder heißen und hatten in einem Athem zu zweien Götzen

gebetet. Auf der unbeschriebenen Tafel der Jugend war eher noch Platz für ein starkes Wort zu finden. Dennoch würde sich ein reiner und klarer Geist anders zu fassen gewußt haben.

Dem guten Jahn spielte seine Eitelkeit und Herrschsucht einen Streich. Er gehörte zu den liberalen Despoten, die immer das Wort der Freiheit im Munde führen und wenn sie das Heft in die Hand bekommen, eben so sind, wie die Anderen. Es genügte ihm nicht am Werke, das Werk sollte auch schillern und glänzen. Im Großen zu herrschen war ihm versagt, so wollte er sich denn ein kleines Reich gründen, dessen Patriarch oder Alter vom Berge er hätte werden mögen.

Nicht, daß er dergleichen sich absichtlich vorgesetzt hätte. Er war überhaupt kein Held der Absicht, er war, wenn er wirken wollte, ein von dunkeln Anstößen Getriebener. Eine innere Geschichte der Turnkunst würde interessant seyn, besonders in der Beziehung, um zu erkennen, wann sie ihre Naivetät verlor, in der sie gut war, und zum bewußten Eifermuthe überging, der sie zu etwas

Bedenklichem machte und ihren Untergang herbeiführte.

Dieser hat abermals eine Lücke im Daseyn der Jugend gerissen. Manche hohle Einbildung, manche leere Aufspannung wäre gewiß unterblieben, welche nun während der Unruhe des Friedens jene Lücke hat ausfüllen sollen.



Der Despotismus.

Es giebt kritische Naturen, welche einen kitzelnden Trieb in sich fühlen, durch Zerstörung bauen, durch Vernichtung beleben zu wollen. Stets in Opposition mit dem Bestehenden, unternehmen sie, ein Neues an seine Stelle zu setzen, und täuschen sich immerfort über das Material, welches sie zu ihrer Schöpfung gebrauchen. Sie sind Architecten, welche aus Schutt Palläste errichten zu können meinen.

Was bei dem Einzelnen als vermeidlicher Irrthum erscheint, das ist in kritischen Zeiträumen unabtreibbare Last des Geschicks. Ist ein Menschengeschlecht endlich dahin gestoßen worden, eine Revision seines Gesammtzustandes vornehmen zu müssen, so kann es bei dem bloßen Läugnen und Aufheben nicht stehen bleiben, denn die Gemeinschaft will zu

allen Zeiten positive Stützen haben. Diese pflegen dann fälschlicherweise in entgegengesetzten Begriffen gesucht zu werden, da doch das Neue, wahrhaft Lebensfähige nur aus völlig neuen oder umgewandelten Persönlichkeiten entspringen kann. So wollten, als die Zeit gekommen war, zu einer Kritik des Katholicismus, die Reformatoren ihr Werk auf abweichende Dogmen gründen und verloren darüber auch das Aechte des alten Kirchenglaubens. Erst nachdem durch drei Jahrhunderte eine Umstimmung des religiösen Bewußtseyns in beiden Confessionen entweder geschehen ist, oder sich doch vorbereitet hat, läßt sich ahnen, daß die eigentlich positive That der Reformation nach und nach hervorbrechen werde.

Die französische Revolution ist der neueste kritische Prozeß der Weltgeschichte. Sie war in allen ihren Stadien Kritik, Metakritik, irrige Construction aus Abgelebtem oder Unorganischem. Ihre letzte Schöpfung, die Julimonarchie, gehört noch nicht der Geschichte an, das Urtheil über dies Gebilde muß daher vorsichtig seyn. So viel ist aber gewiß, daß ein König, dessen Recht nur auf dem Papiere steht, dessen eigentliche Bedeutung für das Natio-

nalgefühl aber darin liegt, ein Präservativ gegen ein pis-aller zu seyn, für den Julithron noch wird einen unbekannten Talisman zu Schutz und Trutz suchen müssen. Findet Louis Philipp diesen Talisman nicht, so könnte es kommen, daß plötzlich einmal und vielleicht gerade, wenn Frankreich sich ganz beruhigt wähnte, der Thron der Franzosen das würde, was Napoleon vor fünf und zwanzig Jahren von ihm aussagte — ein Ding von Holz, mit Sammet überzogen. — Inzwischen hat sich die Nation völlig umgesetzt, die Franzosen der Gegenwart sind ganz Andere, als die von 1789, und aus dieser neuen Nation wird ohne Zweifel ein ihr gemäßer neuer öffentlicher Zustand hervorgehn.

Werfen wir einen kurzen Ueberblick auf die Folge der Recensionen, mit welchen das französische Volk an sich Kritik übte, die gern hätte mögen Production werden! — Das Pariser Parlament kritisirt durch seine Erklärung vom 5. Mai 1788 die absolute Monarchie und möchte das altfranzösische Staatsrecht besonders in den Befugnissen der einzelnen Provinzen hergestellt wissen. Eine Repristination, die zu keinem Ziele geführt haben würde, da mit

ihr für die Hinwegschaffung des großen Deficits nichts geschehen war, da der Adel nicht seinen Provinzen, sondern dem Hofe anhing, und da gerade die Sonderung der einzelnen Gebietstheile Frankreichs den Strom des Nationalreichthums verstopfen half. Der Hof überbietet das Parlament durch die Berufung der Reichsstände. Er erkennt dadurch schon eine einige Nation, obgleich gespalten in Stände, an, sonderbar genug wirft er sich einem Riesen in die Arme, um den Neckereien der Zwerge (denn das waren die Parlamente, die sich überlebt hatten, geworden;) zu entgehen. Die Sache hätte noch einen Anschein gehabt, wenn der Hof gegen den dritten Stand ehrlich gewesen wäre. Allein dem war nicht so. Der dritte Stand sollte nur von den bevorrechteten Kasten am Schlepptau genommen werden. Sieyes spricht das Stichwort der Revolution aus. Was ist der dritte Stand? fragt er. Und er giebt zur Antwort: Nichts, so wie er jetzt ist, Alles, so wie er geworden ist, was er werden muß.

Die democratischen Bestandtheile der Ständeversammlung wollen diesen Satz praktisch machen

dadurch, daß sie eine Nationalversammlung erschaffen. Zerstört soll der Unterschied der Stände werden, die Einheit der Staatsbürger soll hinfort gelten. Das in einem Lande, worin nichts Eins war! Dem Schwur im Ballhause, dem Gewaltwirken Mirabeaus, dem Sturm der Bastille, der allgemeinen Bewaffnung des Volks, der Erklärung der Menschenrechte und der Bartholomäusnacht des Eigenthums folgt endlich die sogenannte Constitution der Constituante. Man wollte ein beschränktes Königthum stiften. Und wie fing man es an? „Das Volk erklärt seinen Willen, der König vollzieht ihn. Er hat ein Suspensivveto.

Diese sonderbare beschränkte Monarchie reibt sich bald an der gesetzgebenden Versammlung ab, zerbricht am 10. August, wird in der ersten Sitzung des Nationalconvents zu Grabe getragen.

Die Constitution vom Jahre Zwei übt eine schonungslose Kritik über das bisherige perfide Verhüllen der Democratie aus. Die Urversammlungen, das heißt, die Repräsentanten der rohesten, ununterscheidbarsten Masse werden für souverain erklärt. Aber augenblicklich zeigt sich diese Herrschaft im

Kampfe gegen die von allen Seiten heranrückenden Fremden als vollkommen nichtig und ohnmächtig. Die Schreckensregierung, geboren aus dem Jacobinerklubb und dem Berge belastet sich mit der Rettung Frankreichs. Die Guillotine recensirt etwas scharf die reine Republik in der Person der kraftlosen, schönrednerischen Gironde. Als die Krisis vorüber ist, welche Robespierre begeistert hatte, übernehmen die Thermidoristen die Hinwegschaffung dieser blutigen Dictatur, einer Dictatur, welche einzig in ihrer Art war, weil sie nicht selbst zu Felde zog, sondern die Generale der Republik dadurch siegen machte, daß sie ihres Lebens sichrer waren den Kanonen des Feindes gegenüber, als daheim.

Der seiner kräftigsten Männer beraubte Convent feiert nach dem Siege des zehnten Thermidors eine Art von Provisorium. Endlich geht aus diesem Zwischenzustande die Directorialregierung hervor, eine Oligarchie, welche ihre Sessel aber nicht auf Felsen, sondern in zwei Moräste gestellt hatte, in den Rath der Alten und in den der Fünfhundert; Ueberbleibsel der Jacobiner, der Gironde, der unbeweglichen Männer von 1789, der Royalisten

endlich — ziemlich mürbe gewordne und vernutzte Gesetzgeber.

Das war der Augenblick, als Napoleon in die Geschichte der Revolution eintrat, unter die Sectionen feuern ließ, und sein Siegel auf Frankreich drückte. Die Revolution, groß und tactvoll in ihrer kritischen Arbeit, hatte sich eben so schwach in ihren dogmatischen Bemühungen gezeigt. Alle Regierungsformen waren versucht worden; constitutionelle Monarchie, Republik, Dictatur, Interim, Alle hatten sich unhaltbar erwiesen, und die Oligarchie sollte kein festeres Gefüge zeigen. Ein Element war aber noch nicht zur Herrschaft gekommen: das gothische. — Dieses gothische Gefühl und die aus ihm entspringende Kraft sollte nun an die Reihe gelangen, um endlich ebenfalls an dem Sinne des Jahrhunderts unterzugehen.

Unter den unzähligen Umständen, welche Napoleons Auftreten begünstigten, sind zwei noch nicht in ihrer Bedeutung gewürdigt worden.

Der Erste war, daß das Directorialsystem den alten Convent bei den beiden neuen Räthen unterbrachte. Hiedurch kam wenigstens der Keim eines

Stabilitätsprincips in die Revolution, es bildete sich wie in einem Vorzeichen die Ueberzeugung ab, daß über Menschen nicht wechselnde Begriffe, sondern eben wieder Menschen, dauernde Personen, herrschen müssen. Der Tag hatte nicht die Regenten verschlungen, die Regierung besaß Ahnen. Immer empfänglicher wurde dadurch der Boden für die Aufnahme einer großen, durch- und vorhaltenden Persönlichkeit, nach welcher der Ruf: Ein Mann! Ein Mann! schon so lange begehrt hatte.

Der zweite Umstand war wo möglich noch günstiger. Unter Sansculotten wäre Napoleons Hoheit schwerlich an ihrem Platze gewesen. Marat und Hebert würden schlechte Reflectoren für ihn abgegeben haben. Doch es hatte sich bei den Parisern, das heißt also für Frankreich, das Bedürfniß nach einer Wiedergeburt glänzenden und geistreichen Lebensgenusses gemeldet und befriedigte sich in den Sälen des Directors Barras unter den Trümmern der alten, unter den Anfängen der neuen guten Gesellschaft, welche die Damen Tallien, Beauharnais und Stael zusammenzuknüpfen wußten. Ein solches Bedürfniß will einen Gipfel des Glanzes, Geistes,

Ruhms — Alles war gleichsam auf Napoleon und den italienischen Feldzug eingerichtet.

Jener Mann, zusammengesetzt aus Mathematik und Phantasie, Penetration und äußerster Beschränktheit, Schwulst und Simplicität, jenes kalte Feuer, jene schwere Leichtigkeit, die Elasticität mit der Zähigkeit des Bleis, und wie sonst die Antithese sich schildernd an ihm abmühen möchte, wird noch lange ein Räthsel bleiben. Nicht, um ihn zu entziffern, sondern um die Hauptseite seiner öffentlichen Erscheinung einigermaßen zu charakterisiren, sage ich: Das gothische Element kam im Empire durch ihn zur Gestalt. Ich verstehe darunter jene Begeisterung dunkeler, thatkräftiger, kriegerischer Naturen von sich selbst, welche sie treibt, in sich den Ausgangspunkt einer neuen Welt zu sehen, eine Begeisterung, zu welcher sich dann die getreue Heermannschaft bald hinzuzufinden pflegt. Da wird denn der Boden, so weit er erreichbar ist, für herrenlos angesehen und die Bewohnerschaft für von Rechtswegen tributair. Es erfolgt eine Austheilung zu Lehen, der Oberlehensherr und die Vasallen sind Gipfel und Stützpfeiler einer frischen gesellschaftlichen Ordnung.

Dieser usurpatorische Drang bewegte einst Odoacer, Theodorich, Alboin, Chlodowig, er erneuerte sich in moderner Weise durch Napoleon, und es war ganz in der Ordnung, daß, nachdem in der Laterna magica der Revolution die Schatten aller Regimentsformen vorübergehuscht waren, endlich auch die Scenen der Völkerwanderung an die Reihe gelangten. Wenigstens war der Schein günstiger Umstände vorhanden. Alle Machthaber, alle Menschen, die irgendwie die Hand an den Zügeln der Herrschaft hielten, waren mehr oder weniger veraltet und ermüdet, die Welt schien daher in der Lage des abendländischen Kaiserthums zu den Zeiten seines Verfalls zu seyn, das Land bestimmt, eine Beute der mächtigsten Kriegernatur der Zeit und seines treuen Gefolges zu werden.

Kein anderer, als dieser gothische Gedanke ist wirklich der Gedanke des französischen Heerführers gewesen. Er mußte freilich, da er in einer raisonnirenden Zeit auftrat, auch raisonniren, er mußte für den Unterricht sorgen, Institutionen im Auge haben, einen Theil seines geistigen Capitals an die Hervorbringung des bürgerlichen Gesetzbuches wen-

den, er mußte endlich auf St. Helena, um nicht am Bekenntniß eines gigantischen Irrthums zu verzweifeln, sich und seinen Zuhörern vorerzählen, er habe die Völker eigentlich beglücken, sie mit liberalen Ideen ausstatten, sie verschmelzen, dabei zugleich der gerechte Großrichter der Könige europäischer Christenheit werden wollen. Aber selbst wo sein gewaltiges Wirken im Einzelnen dergleichen Worte bewahrheitet hatte, war dieses doch nur Apparat, nicht Zweck gewesen. Er konnte natürlich nicht wie ein Dschingischan durch Völker, die Philosophie und Literatur hatten, hindurchfahren, er mußte sich civilisirt zeigen, und das philosophische Jahrhundert übte insofern auch auf diesen Starken seinen Einfluß, daß er sich wenigstens anstellen mußte, als wolle er den Nationen bessere Begriffe unter Donner und Blitz beibringen. Jedoch nur in Aeußerungen gothischen Sinns, in der Schöpfung der Ehrenlegion, in der Gründung des Erbkaiserthums, im Familienstatut, in der Stiftung der großen Reichslehen, in der Beschlagnahme von einem Theile des Grundes und Bodens zur Belohnung guter Dienste, in der österreichischen Heirath, endlich in

seiner colossalen That, in der Dotirung der Napoleoniden durch Reiche spricht eigentlich seine ganze Seele. In diesen Dingen ist er sich immer gleich geblieben von der fürstlichen Repräsentation, mit welcher er sich als junger General der italienischen Armee in Mailand zu umgeben wußte, bis zu dem freilich zur Theaterceremonie gewordnen Maifelde während der hundert Tage. In allem Uebrigen widerspricht er sich, ohne irgend eine Verlegenheit zu zeigen; er wirft weg, was er noch eben erhob, er nimmt das Weggeworfene wieder auf, jenachdem das Bedürfniß des Augenblicks gebietet. Darin hat er wirklich die Fähigkeit, die er von sich rühmte, nämlich, die Fächer seines Kopfes nach Belieben öffnen und schließen zu können. Er hat in dem einen Fache freies, unabhängiges Gericht, in dem Andern Specialcommission, in dem Einen Sinn für die Bildung der Nation, in dem Andern Lob der Barbarei. Die Wahrheit ist, daß alle allgemeinen Begriffe nur wie Waffen in einer Gewehrkammer vor ihm lagen, und daß er einen nach dem Andern zur Hand nahm, wie er ihm eben das paßlichste Kriegszeug zu seyn schien. Dagegen gehen ihm

Worte, wie das seiner Jugend: daß große Namen nur im Orient erworben werden; und die spätere Ermahnung an den jungen Sohn Ludwigs: Er solle sich stäts erinnern, daß seine erste Pflicht dem Kaiser, seine letzte dem Volke, welches er regieren werde, angehöre, vom Herzen, von dem nur von sich erfüllten Herzen. Noch auf Helena beklagt er sich zu wiederholten Malen bitterlich darüber, daß seine Brüder, sobald er sie zu Königen gemacht, nicht mehr französische Prinzen, sondern Chefs selbstständiger Staaten hätten seyn wollen. Wie hat man also nur sagen, ja bis zu den neuesten Tagen aufwärmen können, Napoleon habe etwas Anderes vor sich gesehen, als sich?

Dieser Egoismus, wenn man ihn so nennen will, ist die Begabung aller großen Männer. In dem Sinne waren Cäsar, Alexander, Otto, Friedrich auch Egoisten. Ihr Unterschied von Napoleon war nur, daß ihre Egoismen sich an sociale Keime, die sich eben entwickeln wollten, anheften durften, Napoleons grandiose Selbstsucht aber in das Leere, oder in das Widersprechende fiel. Jene gothische Machtgewalt, der Liebling seines Herzens, will vor

Allem widerstandslosen Boden, um Wurzel zu fassen. Nun aber hatte sich gerade durch die Revolution in den Massen das zäheste Bewußtsein von ihrer geistigen Gewalt und Bedeutung entwickelt und propagirt, oder es war ein uraltes Volksgefühl rege geblieben, wie in Spanien und Rußland, unabhängig von der Entnervung der Kabinette, Minister, Staatsräthe, Generale. — Sie will ferner ein devotes Gefolge, und alle seine Lehensträger sind Männer ohne politischen Glauben, zerstört oder halbirt durch die Auflösung der Zeit; sie wollte in Deutschland ein barbarisches Volk, über welches der Sieg davon getragen worden, und stieß auf eins, dessen Geist den Siegern vorgeschritten war. — Das Element, aus welchem er sein Werk zu erbauen hatte, war daher ein ganz ungünstiges, seine Stellung eine von Grund aus falsch angelegte, weil alle Bestandtheile im Zwiespalt waren. Das Gefühl von ihrer Gebrechlichkeit blieb ihm nicht fremd. Es fehlen ihm vor Allem Ahnen, Vorfahren. „Wenn ich bis an den Fuß der Pyrenäen zurückgeschlagen worden wäre, so hätte ich mich wieder emporrichten können, wäre ich nur mein Enkel gewesen;" ruft er un-

muthig aus. „Alles für das Volk, nichts durch dasselbe," sagt er ein anderes Mal. „Was soll man mit einer Nation beginnen, die den Voltaire gelesen hat?" fragt er. Endlich preßt ihm die Verbannung den Stoßseufzer aus: „Wenn die Deutschen mich erwählt und ausgerufen hätten, so wäre ich nicht hier."

Auch in Napoleon ist nur der Kriticismus der Revolution unbesieglich, urkräftig. Meisterhaft weiß er das Schwache in seine Nichtigkeit zu werfen. Wie er Spanien seiner Herrscherfamilie beraubt, wie er Preußen zu moralischem und physischem Falle bringt, diese Thaten wird zwar die öffentliche Moral stets ächten, der Verstand wird sich aber nicht entbrechen können, sie als die größten Würfe combinatorischen Scharfsinnes, leisen Wartens, blitzschnellen Zufahrens zu bewundern. Eine Kritik des Nichtigen ist daher seine Stärke. Die Nichtigkeiten der früheren europäischen Verhältnisse kritisch beleuchtet haben, scheint mir sein welthistorischer Nutzen zu seyn.

Dagegen ist alles Tiefste, Wahrste, wie zugedeckt vor seinem adlerscharfen Auge. Was über die Einsicht in das Schlechte, oder über einen glänzenden

Irrthum in den öffentlichen Verhältnissen hinaus liegt, verhöhnt er mit dem selbstgeschaffenen Worte: Ideologie. — Den Stoff zu diesem persifflirenden Unnamen haben ihm ohne Zweifel die hohlen Declamationen der Metaphysiker der Revolution geliefert. Nachher verwechselt er mit diesem Schaum jeden ächten, übersinnlichen Gedanken, zugleich groß in dem Ursprunge seiner Verachtung und klein in ihrer späteren Anwendung. Die Stäel hat von ihm die Bezeichnung gebraucht: Robespierre à cheval. Unter allen unwahren Aussprüchen der berühmten Frau ist dieser einer der unwahrsten. Robespierre war wirklich nichts als ein Begriffs- und Categorienmensch; Napoleon war aber der gerade Gegensatz aller Begriffe und Categorien. Der große Fortschritt, den die Revolution durch ihn machte, bestand eben darin, daß sie ihre Begriffe an einer unbeschreiblichen Persönlichkeit, das Manövre der Categorien an der Schlacht der That messen lernte. Wäre ein Spiel mit Worten bei einem so großen Gegenstande erlaubt, so könnte man eher sagen, Napoleon sei ein zu seiner Buße lebengebliebener Mirabeau gewesen.

Die seltsamsten Mittel braucht er, sich den Grund unter seinen Füßen zu schaffen. Weil England ihn nicht anerkennen will, und der Tag von Trafalgar gewesen ist, so muß er freilich Alles, was nur von fern wie Englisch Schiff und Englische Flagge aussieht, aussperren, muß dem beharrlich skeptischen Feinde in Portugal, Spanien, Illyrien, an den Mündungen des Rheins, der Weser, Elbe, Trave begegnen. Er redet aber dem Continente vor, durch den Verkehr mit England sei er verarmt und unglücklich — dem Continente, welcher bei englischem Zucker und Kaffee es sich hatte so ziemlich wohl seyn lassen. Und weil er nicht Napoleon der Zweite ist, soll Karl der Große sein Thronlasser seyn. In dieser Erfindung zeigt sich am meisten die Trockniß, zu welcher die Phantasie des großen Geistes durch den ihm einwohnenden mathematischen Bestandtheil hin und wieder herabgebracht wurde. Sie ist ein dürres Additionsexempel, in welchem noch dazu eine Null zählen soll. Denn arithmetisch ausgedrückt, lautet sie: Die untergegangene französische Monarchie + Napoleon = dem zweiten Charlemagne. Er bedachte nicht, daß ein Genie zwar eine alte

Institution neu beleben kann, wie der große fränkische König mit dem abendländischen Kaiserthume wirklich gethan, nie aber ein früheres Genie fortsetzen wird, weil alle solche höchste Capacitäten exclusiver Natur sind. Auch wirkte dieser Einfall am wenigsten, was er in der Welt wirken sollte; er brachte vielmehr eine entgegengesetzte gefährliche Ahnung zum Durchbruch. Man fragte, warum Karl der Große erobert habe? und antwortete: Zum Theil wenigstens deßhalb, weil er aufrührerische Vasallen züchtigen, die Christenheit vor den Einfällen der Sarazenen, vor den Neckereien der Sachsen und Slaven schützen mußte. Man fragte, warum Napoleon erobere? und begann zu vermuthen, daß ihn seine mißliche Position den unruhigen Franzosen gegenüber dazu auch gleichsam zwinge. Eine Meinung, welche der Meinung von seiner Allgewalt ungünstig war.

Diese gothische Machtschöpfung mit feudalistischen Unterlagen im entfeudalisirten Europa hatte nichts Organisches. Sie ist vorübergegangen wie eine große Theaterscene.

* * *

Doch wir haben es hier weniger mit dem Riesen, als mit seinem Schatten zu thun. Der Schatten des Riesen war der Despotismus.

Zwar hat man den Schatten läugnen, Napoleon gleichsam zu einem ungeheuren Peter Schlehmihl machen wollen. Nachdem der Haß und Abscheu sich an ihm ersättigt hatte, begann eine kindische Vergötterung vor ihm zu keimen. Er war nach der Meinung mancher Menschen eigentlich ein durchaus guter und braver Mann gewesen, ein Apostel vernünftiger, gemäßigter Ideen, man begriff schwer, warum dieser sanfte Charakter nicht Landprediger geworden war. In ähnlicher Art sprach er selbst von sich zuweilen auf seinem Felsen, freilich wohl nur, um sich einen Spaß mit seiner Umgebung zu machen.

Die richtige historische Mitte über jenem Haß und Abscheu, und über dieser Vergötterung wird wohl nicht mehr verrückt werden können. Napoleon war ein Despot. Es ist abgeschmackt, beweisen zu wollen, daß das Feuer brenne und das Wasser näſſe. Ich erspare mir daher die gleich abgeschmackte Mühe, Napoleons Despotismus zu beweisen. Wer

jene Zeit noch mit Bewußtseyn durchlebt, oder wer auch nur einige Zeilen Geschichte gelesen hat, weiß, daß in ihr Alles unsicher, depravirt, vereitelt, und das Meiste auch verkäuflich war, daß die Schmeichelei sich an die Stelle der Gesinnung gedrängt hatte, daß den Schwachen und Schlechten wohl, den Starken und Guten übel zu Muthe war, und daß Alles dieses von dem Einzigen herrührte, der nichts an seinem Platze gelassen hatte. Mit diesen Sätzen muß ich meine Beweisführung für geschlossen erklären, habe ich zugleich schon bewiesen, daß Napoleon's Despotismus ein schlechter war.

Denn man kann vom Despotismus reden und braucht dennoch nicht in Montesquieu's Verwünschungen einzustimmen. Die Menschheit schwankt bei allen ihren Schritten zwischen Freiheit und Nothwendigkeit; der Despotismus ist nur eine Nothwendigkeit mehr, neben welcher manches Leben in Freiheit aufblühen kann. Er kann zu seiner Zeit nützlich seyn, bisweilen mag die Welt nichts Anderes verdient haben. Er waltet fast durch den ganzen Orient, und der Orient beweist, daß unter ihm eine ehrwürdige Volksphysiognomie sich ausbilden

könne. La Martine hat noch neuerdings gesagt: Wenn man zu den Orientalen komme, so sei es, als trete man unter die erstgeborenen Kinder des Hauses, unter die Bewahrer vornehmerer, anständigerer Sitte.

Der Despot will nicht die Hand in den Taschen aller Menschen haben, er will nicht Blut trinken; sondern er will nur, daß die Freiheit der Einzelnen lediglich auf ihre Privatverhältnisse beschränkt sei, in den öffentlichen aber die eine und untheilbare Majestät herrsche. Er vernichtet die politischen Rechte, die bürgerlichen läßt er unangefochten, er darf es wenigstens thun, ohne seinen unterscheidenden Charakter einzubüßen. Der ungerechte Cadi ist von vielen Despoten des Orients grimmig bestraft worden. In dieser Beziehung hatte auch Napoleon einen richtigen Tact. Er besaß ein wahres Interesse am Privatrechte, er ehrte den Richterstand höchlich, wenn er ihn auch schlecht bezahlte. Das Eigenthum ließ er unangetastet, wenn nicht Kriegszwecke einen Conflict hervorbrachten.

Der Despotismus findet seinen Damm in der Religion, im Hause, in der Sitte. Die Gebiete der Freiheit, welche dahinter liegen, werden ihm

gegenüber eigensinnig abgemarkt, in ihnen macht sich der Mensch Bewegung. Der Despot bildet die Menschen zu Religiosen, zu Freunden des Hauses und der Sitte um. Man kann nun nicht sagen, daß unsere Verhältnisse für die Ausbreitung und Befestigung des Despotismus ungünstig gewesen seien. Politische Rechte waren nicht vorhanden, oder sie waren an den Berechtigten gehaßt. Sitten und Gebräuche hatten sich zwar abgelebt, dagegen besitzt der Deutsche einen natürlichen Hang, sich zu unterwerfen, zu dienen, bis zur Selbstverläugnung imponirt zu seyn. Von jeher flüchtete er gern von der Erde zum Himmel, von draußen in das Innere des Hauses. Wahrlich, ein vernünftiger Despot hatte mit ihm leichtes Spiel. Und Napoleon war von Italien, Egypten, von den ordnenden Tagen des Consulats her ohne Frage die größte, bezauberndste Erscheinung.

Aber damit der Despotismus in den Seelen Wurzel schlage, muß er rein und naiv auftreten. Er muß sich ankündigen als das, was er ist, als Wille, der nicht zu schmeicheln braucht, als Gewalt, die da sagt: Ich bin Gewalt, weil Gott in dieser

Gewalt wohnt. Napoleons Erscheinung war aber eine gemischte. Weil seine Weltstellung etwas Zwiespältiges und Gebrechliches hatte, so konnte daraus auch nur ein zwiespältiger, gebrechlicher Despotismus folgen. Der Riese stand in zu verschiedenartiger Beleuchtung: Die Legitimität beleuchtete ihn, der Republicanismus, die militairische Glorie beleuchteten ihn, das Diögeneslämpchen, welches nach Ruhe und Frieden suchen ging, ließ seinen schrägen Schein auf ihn fallen. Er warf daher keinen tiefen, schwarzen Schatten, der Schatten irrte das Auge durch blauen, grauen, röthlichen, grünlichen Farbenschiller.

Napoleon konnte die Reminiscenzen der Ochlokratie, des Parvenu, das Gefühl der mißlichen Stellung nicht verläugnen. Deßhalb mußte er unter allen Hatti-Scherifs, die er erließ, und an der Spitze von fünfhunderttausend Bajonetten demagogisch cajoliren, rhetorisch sich blähen, auch strebte er beständig zu überzeugen. Mit allen diesen kleinen Mitteln befaßt sich der reine, große Despotismus nicht. Hätte er den Muth gehabt, zu sagen: Ich bin Gottes Geißel, aus der Niedrigkeit berufen, Euch zu züchtigen, wie Ihr's durch Eure Sünden verdient

habt, thut Buße, ein Anderes ist diesem Geschlechte nicht zugetheilt — wer weiß? . . . . Denn die Deutschen sind fähig viel Noth zu leiden, wenn sie sich nur mit einer compacten Idee speisen können. Sie haben ein Talent, an sich zu zweifeln und zu verzweifeln — Fichte sagte ihnen ja ungefähr dasselbe und sein Auditorium erduldete es. Warum sollten sie nicht resignirend in ihren Busen gegriffen haben, wenn ihnen der Weltgebieter eine ähnliche Bußpredigt gehalten hätte?

Statt dessen sagte er: Armes Volk, schmachtend unter den Lasten, die Euch Eure Gewaltigen auflegten, verkauft an England, ich nahe, Dein Befreier, ich werde Euch Alle glücklich machen. — Dies mußte das Volk hören, welches, so unzufrieden es auch da und dort mit seinen Fürsten gewesen war, doch für sie ein Familiengefühl, wie das schmollender Kinder ist, bewahrt, welches von Englands Einflusse nie etwas vernommen hatte und inmitten aller Verheißungen des neuen Glücks Hunger und Durst litt.

Schlimm war auch die Polissonerie, die seinem Grimme anklebte und nach Marats verschollenem

Blatte schmeckte. Der Despot wirft sein Opfer nieder, verachtet es dann und läßt es im Blute liegen. Napoleon kehrte das blutige Opfer hin und her, beschimpfte es, besudelte es. Er vergaß sich so weit, Frauen zu schmähen, die gegen ihn gewirkt hatten. Man denke an die Königinnen von Neapel und Preußen. Das vergab ihm das Volk nicht, am wenigsten konnte es in solchen Invectiven einen ächten Gesandten höherer Geschicke erkennen.

Wie ein Fluch folgte ihm noch etwas: das Komische. Der rechte Despot verbirgt sich in erhabener Ruhe hinter seinem Wessir, er ist ein apathischer Gott. Oder um vom Morgenlande abzugehen; Philipp der Zweite hat an seinem briefebelasteten Schreibtisch in der Einsamkeit des Escurials gezeigt, wie sich ein Despot in Europa ausnehmen muß. So konnte und durfte nun zwar Napoleon nicht seyn; aber dafür gerieth er in das Handthieren, Renommiren, sich Spreizen, in eine Schauspielerei der Größe hinein. So verhielt es sich wenigstens, als er Norddeutschland niedergeworfen hatte und der luxurierende Geist bereits an seinen Einbildungen krankte. Damals war er nur noch

unverfälscht groß in seinen Schlachten, in allem Uebrigen wirklich Jupiter Scapin, wie ihn der Erzbischof von Mecheln genannt hat. Napoleon hat sich über dieses Witzwort erzürnt; es trifft aber, denn alle seine Einrichtungen, die großen Kraft- und Schlagworte riefen in dem Volke immer sogleich Spitznamen, heimliche Travestien auf. Da war kein Pfahlbürger, der einen Trunk über den Durst gethan hatte, den seine Collegen nicht damit schroben, daß er sich „mit Ruhm bedeckt habe.“ — Kein Poltron lief davon, ohne über „die retrograde Bewegung“ verhöhnt zu werden. Es ist aber nicht wahr, daß das Volk „alles Erhabene in eine Posse verwandeln müsse, weil es sonst dasselbe nicht zu ertragen vermöge.“ *) Einen Schwank treibt zwar das Volk gern mit jeglichem Großen, aber es persifflirt es nicht, es persifflirt nur das Gemachte. Wie selten waren Spöttereien auf Friedrich den Zweiten!

Der Geist des Empire war in merkwürdiger Weise Ideen- und Erfindungslos. Nicht einmal

*) Goethe.

ein ächt-heraldisches Wappen konnte er produciren. Der Adler sah immer nach Nichts aus, auch über den „Kuckuk," wie er genannt wurde, lachte man. Das Komische ist aber der furchtbarste Feind des Furchtbaren; es zerreibt es heimlich. Denn der Mensch fühlt sich souverain, wenn er lacht.



Die Jugend.

Dieses Mischchaos von Größe und Kleinheit, von Schreck und Posse regte ein Chaos in den Geistern der Menschen auf. Zuerst gab es ihnen Energie. Denn unter allem Lächerlichen, und gleichsam nur mit einem grillenhaften Redoutenputze behangen, trat doch ein übermenschlich-Menschliches vor ihren Blick. Um vor diesem Koloß nicht zu verdunsten, mußte ein Jeder sein bischen Muth, sein Restchen Eigenes zusammen nehmen. Die Seelen der geringsten Philister glichen der condensirten Luft in der Kugel der Windbüchse, bereit, loszuplatzen, wenn einmal die Klappe vor der Oeffnung wiche. Aber jenes übermenschlich-Menschliche wirkte nur wie eine gewaltsame Naturerscheinung, außer der Regel, confus, zu kurzer Dauer vorbestimmt. Niemand

knüpfte an dieses Phänomen sittliche Aussichten, Hoffnungen einer durchgreifenden socialen Gestaltung. Wenn ich sage: Niemand, so nehme ich Einige aus — besonders Juden, Lieferanten, Stellenjäger, Aristocraten, Fürsten — der große Kern des Volkes blieb aber von jenem Wahnglauben völlig unberührt. Sehr früh war man überzeugt, daß dieses Geraffel und Geprassel nicht lange die Welt durchlärmen könne, daß die Oper der Gloire einmal kurz vor Mitternacht ausgesungen seyn werde. Ich hörte schon im Jahre 1810, folglich, als das Reich auf dem Culminationspuncte stand, einen ernsten Mann sagen: Napoleons Herrschaft sei schlimm, noch schlimmer aber werde die Fluth der schlechten Verse und Caricaturen seyn, wenn Napoleons Sturz erfolge. — Mitten in der seichten Aufklärerei ergriff viele Menschen der crasseste Aberglaube. Die Offenbarung Johannis ward aufgeschlagen, um die Lebensdauer des großen Thieres herauszurechnen; selbst „der flüchtige Pater" fand seine Anhänger. In Muth und Zweifel, Fassung und Aberwitz, Spott und Verwunderung waren die Gemüther auseinandergebrochen, zwischen diesen

Trümmern blühte hin und wieder das Reinmenschliche in einfachen ungefüllten Blumen. Die künstlichen Mischungen, womit der Friede seinen Gartenflor auszustatten Muße und Gelegenheit besitzt, die feineren Quälereien der Seele, die Nuancen und Subdivisionen der Stimmungen und Leidenschaften, konnten in einer Zeit weniger cultivirt werden, welche zwischen Conscription, Kriegssteuer, Einquartirung und Bülletins hin und her geschüttelt wurde. Alle Conflicte der Seele bezogen sich auf das Oeffentliche, das Privatleben bildete einen einfacheren Hintergrund als jetzt. In jener Sphäre nun ging ein Zittern, welches sich moquirte, durch Deutschland; ein Gehorsam, der seitwärts nach Freiheit schielte, bog das Knie. Ein wunderbares Gefühl, daß das Große genöthigt sei zu lügen und um die Gunst der Menge zu buhlen, half den nachherigen Zweifel vorbereiten: Ob es überhaupt große Männer gebe in dem früheren treuherzigen Sinne? — In diesen barocken Zustand, der in Frankreich beinahe gleich gewesen seyn mag, verwebte für Deutschland noch der Umstand einen besondern Zug, daß während in Frankreich Napoleon und das Empire

wenigstens eine Geschichte gehabt, die Nation von einer ekelhaften Seekrankheit erlös't hatten, Beides in Deutschland von gestern war, ohne Zusammenhang mit Antecedentien. Das ganze Leben war daher einem Palimpsest zu vergleichen, auf dem eine alte Kanzelleischrift, die nicht ganz hatte gelöscht werden können, beständig durch die darüber aufgetragenen gloriosen Züge hindurchschimmerte.

* * *

Die Jugend wurde von dem Gewühle disparater Vorstellungen, welche die moderne Völkerwanderung aufstörte, noch inniger ergriffen, als das Alter. Sie war noch nicht durch Reflexion und Erfahrung abgebraucht. Sie hatte das frühere Leben nicht gekannt, sie empfing daher von dem Kriegs- und Weltsturm reine, für ihre ganze Zukunft bestimmende Eindrücke. Während die Lehre ihr das Faßlichste bot, die Familie sie lyrisch stimmte, die Literatur sie an tugendhafter Hand in die Weite führte, riß das Größeste, Unfaßlichste ihre Seele

auseinander, brachte die schneidendste Skepsis, die wunderlichste Curve hinein. So wirkte der Despotismus als viertes Erziehungsmittel. Er kreuzte die Anderen, er schärfte sie aber auch und tiefte sie aus. Das Leben in einer seiner ungeheuersten Entfaltungen half die damalige deutsche Jugend mit erziehen. So war keine frühere, so ist die spätere Generation nicht erzogen worden.

Abscheuliche Executionen traten gleichsam wie Accente des vierten großen Lehrbuches vor das junge Auge. Ich war dreizehn Jahre alt, als ich eines Morgens von der Citadelle herauf durch unsere Klosterstraße nach ödem Blachfeld vor dem Thore zwei blasse Männer führen sah. Es war ein Junger und ein Alter, sie waren mit den Händen an einander gefesselt und der Junge redete dem Alten zu, der sehr niedergeschlagen aussah. Gensd'armen ritten vor und nach, und ein Commando Infanterie folgte. Ich hörte, daß es ein Vater und ein Sohn sei und daß sie erschossen würden, weil sie bei Katte's Corps gedient hätten.

Einige Wochen später hörten wir feuern; es war Schill, der sich bei Dodendorf mit den West-

phalen schlug. Ich machte mich, als diese Sache wieder still geworden war, an einen Holzhacker, einen finsteren, bärtigen Kerl, von dem es heimlich bekannt war, daß er unter dem Partheigänger gedient hatte. Er erzählte mir in den Pausen, wo er vom Hacken ausruhte, flüsternd, wie er nach dem Stralsunder Blutbade drei Tage und drei Nächte in einem elenden Kahne auf der See geschwommen habe, und endlich von Fischern nach der Insel Usedom gerettet worden sei. Daß Schill geblieben sei, galt für eine französische Fabel, er lebe, hieß es, und werde zu gelegener Zeit schon wieder zum Vorschein kommen. Das Volk läßt seine Lieblinge nicht sterben. Es hieß seinen Helden Schild, in dieser Umgestaltung des Namens unabsichtlich sein Gefühl aussprechend.

Dann ging Braunschweig=Oels in geordneterem, achtunggebietenderem Zuge durch Niederdeutschland. Wir waren noch Knaben, aber ich kann sagen, daß wir die gewaltige Situation fühlten, als wir vernahmen, der Welfe habe streifend seine Stadt besucht, aber nicht auf dem Schlosse geschlafen, sondern draußen unter dem Sternenhimmel in der Bei=

wacht. — Wie ein ferner sterbender Ton klang es aus den Tyroler Alpen nach unseren Flächen herunter.

In phantastischer Energie des Hasses entlud sich die verletzte Empfindung der Jugend. Wir wußten nichts von Stabs, wir wußten noch weniger von Georges Cadoudal und Pichegrü, aber es war unter den jungen Leuten ein gemeines Gespräch, wie man es wohl anfangen könne, Napoleon zu erschießen oder zu erstechen? Daß es Sünde sei, einen Menschen zu tödten, kam hiebei nicht in Erwägung, nur daß es den Kopf kosten werde, machte die Sache bedenklich. Man wird zugeben, daß eine Jugend, die in ihren Gedanken mit Mord und Tod spielt, eine eigenartige Jugend gewesen seyn müsse. Alle Gegensätze zogen wie die unter dem Machtherrscher zusammengekoppelten Völker durch die unreifen Gemüther. Der gröbste Materialismus, der durch die Noth der Zeit aufgezwungene Glaubenssatz, daß es vor allen Dingen darauf ankomme, Unterhalt und Brod zu finden, stand neben den wildesten Träumen von goldenen glänzenden Abentheuern tief in Asien oder fern bei Lissabon, worin

eine maaßlos an das Unmögliche verlorene Einbildung schwelgte. Drastisch zum Gefühle ihrer Wichtigkeit aufgeregt wurde die Jugend an einigen Orten durch Fichte und Jahn, und durch die, welche von den Gedanken dieser Männer einen Anstoß empfangen hatten.

Ich suche nach einem historischen Seitenstücke zu solcher Stimmung und Lage. Vielleicht hat die Zeit der Conquista im südlichen Europa etwas Aehnliches gesehen. Ferne Länder erfüllten auch damals die Geister mit den buntesten Vorstellungen. Keine religiöse Idee zügelte, wie in den Kreuzzügen. Das Gefühl Europa's, die Ahnung Neuspaniens zertheilten die Conquistatoren, in diesem Spalte wogten hin und her Beutelust, Neugier, Abentheuerdurst.

So war die Disposition des heranreifenden Geschlechts. Ich habe sie in Antithesen beschreiben müssen, weil sie eine Antithese war. Nicht Jeder, der mit mir jung war, wird sich so patriarchalischer, rührend-possenhafter Familienzüge erinnern können, als ich berichtete, nicht Jeder hat einen komischen Oheim gehabt. Lehre und Literatur mögen Anderen

anders vorgekommen seyn. Aber ich glaube, daß auch die individuellsten Striche, die ich machte, zum Portrait der Zeit gehören, die wir betrachten.

Die damalige Jugend lebte mehr in starken Vorstellungen, als in umfassenden, mehr in Gefühl und Entschluß, als in Verstand und Betrachtung. Ihren Durchschnittszustand möchte ich eine edle Barbarei nennen. In dieser Verfassung traf sie der Krieg. Von ihm und seinen Abentheuern will ich im nächsten Abschnitt reden.



Druckfehler:

Seite 12, Zeile 1, lies: durfte statt: dürfte.
» 13, » 9, » verwickelt betrachtet st.: verwickelt und betrachtet.
» 16, » 21, setze nach: Gelehrten ein ,
» 18, » 7, streiche: er.
» 18, » 8, lies: erlangtem statt: erlangten.
» 29, » 10 u. 12 lies: daß statt: das.
» 31, » 7, lies: Rhapsode statt: Rhapsade.
» 32, letzte Zeile, lies: Friedensunterhandlung statt: Friedensunterhandlungen.
» 33, Zeile 11, setze nach: Strande ein ,
» 33, » 11, lies: Zerrinnendes statt: Zerrinendes.
» 39, » 9, » Stürmern statt: Stürmen.
» 39, » 17, » den statt: dem.
» 42, » 6, » scharfgeschnittenen statt: scharfgeschittenen.
» 43, » 4, streiche nach: kräftigsten das ,
» 46, » 21, lies: Remissorial statt: Remissoriat.
» 52, » 10, » Sphäre statt: Späre.
» 54, letzte Zeile, lies: schwindlicht statt: schwindlich.
» 62, Zeile 9, lies: das statt: daß.
» 63, » 7, » alräunchenhaft st.: alräumchenhaft.
» 64, » 11, » kam statt: kann.
» 65, » 13, » Sein statt: Seyn.
» 70, » 12, » Towarczys statt: Towarizys.
» 74, » 15, » Prädicate statt: Prägicate.
» 74, » 17, » Bonhommie statt: Bonhomnie.
» 74, » 20, » Liebeshändel statt: Liebeshändler.
» 93, » 4, » thierischem statt: thierischen.
» 93, » 6, » auszuteuffen statt: auszutreten.
» 109, » 9, » heilige statt: heilig.
» 116, » 5, » conträts statt: conträts.
» 123, » 16, » zwanziger statt: zwanzigen.
» 125, » 6, » vieler statt: vieles.
» 127, » 20, » Muße statt: Muse.
» 137, » 17, » den ihrer statt: der ihrer.
» 143, » 17, » ziemlich statt: ziemliche.
» 144, » 4, » leichter statt: leichtere.

Seite 151,	Zeile	6,	lies:	heimliche statt: beimliche.
» 151,	»	13,	»	Umgetriebenen st.: Ungetriebenen.
» 152,	»	16,	»	erhabenen statt: erhabenenen.
» 153,	»	1,	»	welcher statt: welchem.
» 155,	»	19,	streiche:	das Schnupfen.
» 163,	»	6,	lies:	manchem statt: manchen.
» 164,	»	10,	»	jenen statt: jenem.
» 165,	»	19,	»	ecclesia statt: eclesia.
» 171,	»	8,	»	den statt: dem.
» 171,	»	9,	streiche	nach Naturtriebes das ,
» 186,	»	9,	lies:	übel statt: Uebel.
» 188,	»	11,	streiche	nach: geschehen das ,
» 189,	»	22,	lies:	Strenge statt: strenge.
» 189,	»	23,	»	Manlius statt: Mantius.
» 190,	»	16,	»	Fels statt: Feld.
» 196,	»	22,	»	gehörte statt: gehört.
» 198,	»	4,	»	denen statt: dem.
» 210,	»	1,	»	denn statt: dann.
» 220,	»	3.	»	scherzlos statt: scherzhaft.
» 225,	»	4,	»	davon statt: daran.
» 225,	»	9,	»	Theatre statt: Theater.
» 227,	»	14,	»	eine statt: nur.
» 229,	»	1,	»	Frühe statt: frühe.
» 229,	»	6,	»	vernünftiger statt: vernüftiger.
« 229,	»	11,	setze	nach: Coulissen ein ,
» 234,	»	21,	lies:	empfundensten statt: empfindensten.
» 240,	»	8,	»	wollten statt: wollen.
» 244,	»	1 u. 2,	lies:	auf ihrem Orte sich scharf umrissen sondern.
» 253,	»	11,	»	wenigstens statt: wenigsten:
» 254,	»	22,	setzte	nach: Ludwig's: sich.
» 257,	»	13,	lies:	hierin statt: hier in.
» 258,	»	12,	»	Nachfärbung statt: Nachstärkung.
» 261,	»	15,	»	seiner statt: seine.
» 264,	»	3,	»	Seite statt: Secte.
» 274,	»	9,	»	nach: dereinst: vielleicht.
» 275,	»	10,	»	Seiten statt: Secten.
» 276,	»	10,	»	Chore statt: Thore.
» 277,	»	11,	»	lobte statt: tobte.
» 300,	»	2,	»	Subsistenz statt: Subsistens.
» 309,	»	10,	»	das statt: der.



